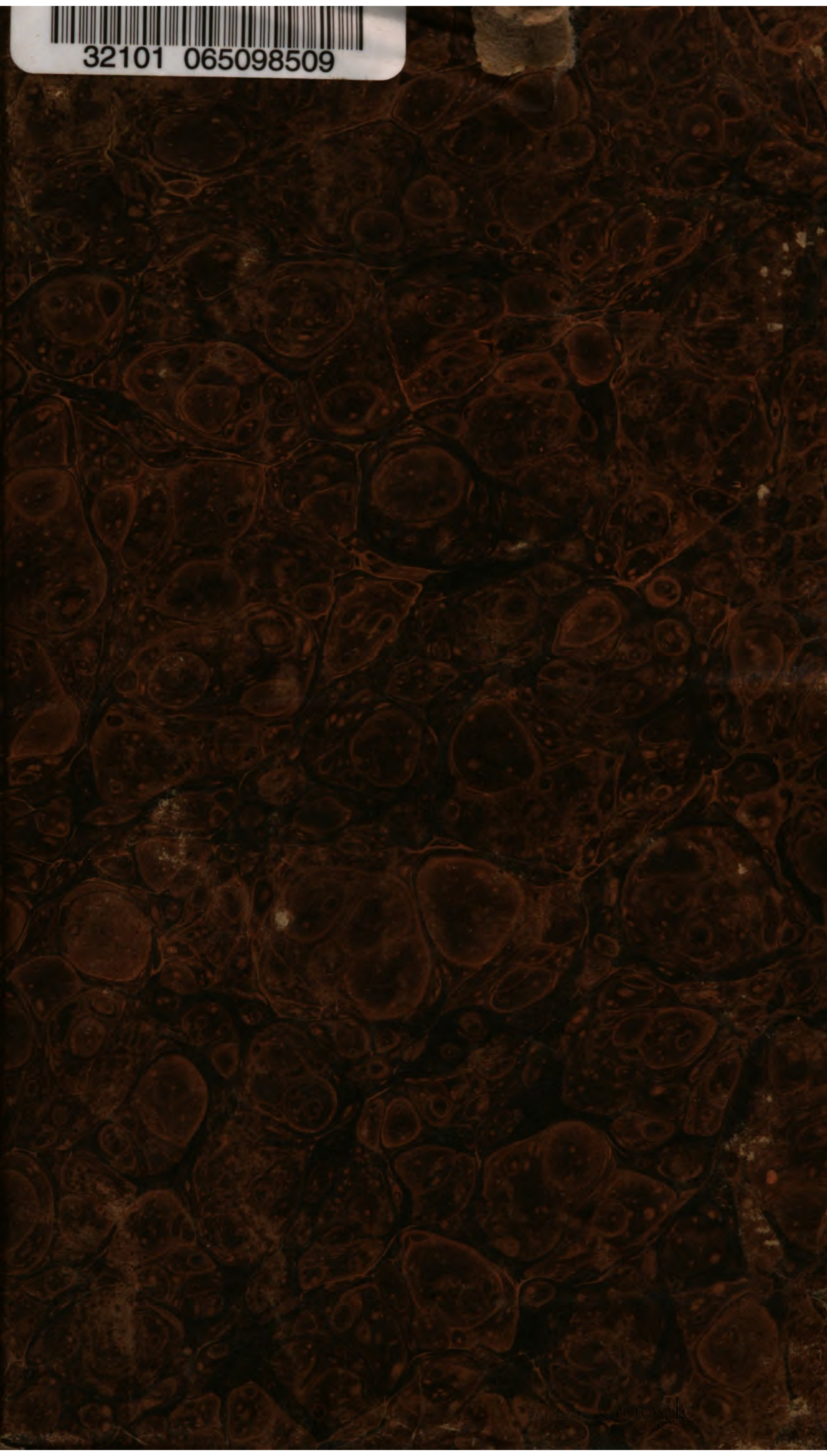
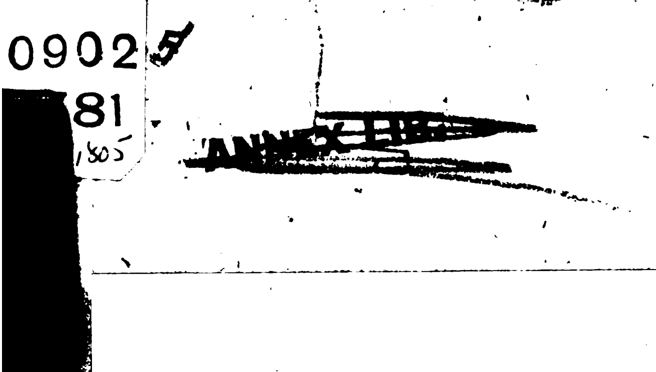
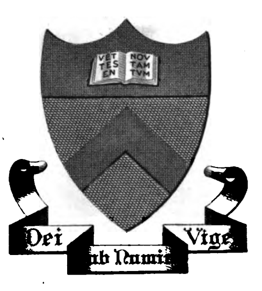




Library of
Princeton University.



Germanic
Seminary.

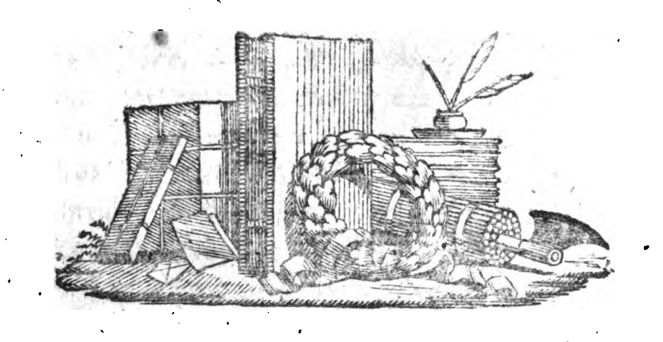
Presented by
The Class of 1891.





Der Barde Rhingulph
Carl Friedrich Kretschmann
in Zittau.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Ein und siebenzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1805.

I.

Ueber die Nachbildung der italiänischen Sylbenmaße im Deutschen.

Die Kenner der deutschen Sprache rühmen ihr bekanntlich als Vorzug nach, daß sie unter den neu-europäischen eine der bildsamsten sey und sich, von der Seite, wenn nicht zu der griechischen erheben, doch mit ihr vergleichen dürfe, und lassen ihr in diesem Lobe in der That nichts weiter, als bloße Gerechtigkeit, wiederfahren. Auch ohne ihren innern Bau erforscht und sich aus ihrer Natur und Richtung von der Wahrheit jener Behauptung überzeugt zu haben, kann schon ein Jeder durch das aufmerksame Lesen unserer geschätzten Schriftsteller sich hierüber belehren. Welch einen Zuwachs an Wörtern, Redensarten und Wendungen hat sie nicht allein durch Klopstock und Lessing gewonnen, und mehrt sich dieser Vorrath nicht noch von Jahr zu Jahr? Mögen unter den neu versuchten Bereicherungen immerhin zwey Drittel Sterblinge seyn, die den nächsten Frühling nicht überleben; auch ein Drittel,

das sich erhält, und weniger, als ein Drittel, ist dankenswerther Gewinn und bringt uns vorwärts.

Aber unsere Sprache erfreut sich nicht nur einer lexikalischen und etymologischen Bildsamkeit; sie besitzt noch eine andere, die für den Dichter wenigstens eben so viel werth ist, als die erste, — eine prosodische. Nicht allein die Versarten, die in der französischen und englischen üblich sind, bildet sie, und zum Theil vollkommner, als jene, nach; auch die Sylbenmaße der Griechen und Römer und den zärtlichen und schwer zu erreichenden Wohllaut der welschen Formen hat sie sich anzueignen gestrebt, und weder, was Virgil und Horaz, Catull und Tibull, noch, was Petrarca, Dante und Ariosto spielten, ihnen nachzuspielen verzweifelt. Einige besondere Melodien, unter andern die vielgestalteten Pindars ausgenommen, haben wir die übrigen der ausgestorbenen wie der noch lebenden Völker sämmtlich in ihr erklingen gehört; und sie rechnet sichs zum Verdienste an, daß sie, bey der Uebertragung ausländischer Werke, auch die äußere Form zu bewahren und so ein in jeder Rücksicht treues Nachbild zu gewähren geschickt ist.

In der That, welcher Freund der vaterländischen Dichtkunst könnte die Vorzüge, die unserer Sprache ihre rhythmische Geschmeidigkeit giebt, gleichgültig verkennen, oder die Bereiche-

rung derselben mit den Sylbenmaßen der Alten für einen unbedeutenden oder unnützen Ueberfluß halten? Schon allein unser Hexameter, wie er sich itzt, hauptsächlich durch die Bemühungen, die Urschriften der Griechen und Römer in genauen Abschriften wiederzugeben, aus einer bloß prosodischen Sylbenfolge allmählig zum wahren Verse erhoben hat, muß uns unendlich viel werth seyn. Dieser schönen melodischen Bewegung rühmt sich kein anderer Vers, wie er. Nur ihm ist Mannigfaltigkeit, mit Kraft und Fülle vereinigt, eigen, und wie er, einfach gebraucht, sich zur epischen Würde emporschwingt, so bildet er, mit dem Pentameter gepaart, jene liebliche Milde, durch welche die Elegie zum Herzen redet. Möchten wir nur nie vergessen, daß er, dieser Vorzüge ungeachtet, kein griechischer Hexameter ist und werden kann! Oder wollen wir's uns lieber verbergen, daß diese Menge von mittelzeitigen Längen und Kürzen, diese, statt des Spondeus, sich unaufhaltsam eindrängenden Trochäen *), diese

*) Darum liest jeder, welcher der griechischen und römischen Quantität hinlänglich kundig ist, den griechischen und römischen Hexameter, auch ohne Kenntniß des Schema, wenn nicht gut, doch richtig. Wie lesen dagegen des Sylbenmaßes Unkundige oder Frauenzimmer selbst die besten deutschen Hexameter? Aber ist ihnen auch die Schuld beyzumessen, da man die Foderung an sie macht, die mittleren Sylben in Vaterland,

bey allem Fleiße unvermeidbaren Hiate *), diese immer noch zu selten und zu unregelmäßig beobachteten Cäsuren **), — das ungleiche Verhältniß der Selbstlauter unserer Sprache zu den Mitlautern gar nicht gerechnet ***) — wenn uns auch besagte Mängel in dem Genusse des Hexameters nicht zu stören vermögen, doch den fein hörenden Griechen leicht zu dem Urtheile bewegen dürften, daß wir ihm den König der Verse zwar nachzutrommeln, aber nicht nachzuspielen verständen?

Völkerfürst und ähnlichen, deren der Hexameter gar nicht entbehren kann, zu dehnen oder doch schwebend zu halten?

*) Oder sind etwa, zumahl in Uebersetzungen, die auf höchste Genauigkeit Anspruch machen, der edle Achilleus, die schöngelockte Athene, die dämmernde Eos, Jungfrau Europeia, zu ereifern u. s. w. vermeidbare Zusammenstoßungen?

**) Es ist äußerst selten, daß Virgil die Penthemimeris im Hexameter vernachlässigen sollte. Gewöhnlich wendet er sie, oder die Trithemimeris und Hephthemimeris vereint an. Man vergleiche dagegen die deutschen metrischen Uebersetzungen seines Gedichtes über die Landwirthschaft.

***) Schon das Auge kann über diesen Punkt richten. Die deutschen Hexameter fallen im Drucke, bey gleicher Schrift, fast immer um ein Drittel länger aus, als die lateinischen. So viele Consonanten giebt es bey uns zu lesen und auszusprechen.

Nein, so sehr wir Ursache haben, den Musen für das Geschenk, welches sie unserer Sprache mit dem Hexameter machten, dankbar zu seyn, so gewiß ist es gleichwohl, daß der deutsche Vers des melodischen Zaubers entbehrt, der in dem griechischen und römischen weht, und wir, statt uns im uneingeschränkten Besitze des Sylbenmaßes zu glauben und ihm auch die geheimern und nur den alten Sprachen natürlichen Schönheiten und prosodischen Feinheiten künstelnd auf- oder abzunöthigen *), hier vielmehr den horazischen Ausspruch anwenden sollten: Est quadam prodire tenus, si non datur vltra.

Es war natürlich, daß das Bestreben mehrerer Uebersetzer der alten Classiker, die metrische Form bey der Uebertragung poetischer Werke nicht nur überhaupt wiederzugeben, sondern sich dem Sylbenmaße der Originale so genau und innig anzuschmiegen, wie möglich, ähnliche Bestrebungen in den Uebersetzern neuerer reimenden Dichter erzeugen mußte. Vorzüglich einladend schien es, sich einmahl mit Ernst an den Werken

*) Wobey abermahls nicht zu übersehen ist, daß gewisse und nichts weniger als gleichgültige Bewegungen, wie z. B. das bekannte Illi inter sese u. s. w. auch dem hartnäckigsten Fleiße unnachahmbar bleiben und bleiben müssen, weil der Gang unsers Hexameters sich schlechterdings mehr zum Daktylischen hinneigt, als der des lateinischen.

der Italiäner und in ihren für das Ohr so ungemein schmeichelhaften Formen zu versuchen. Seit der wackere Ritter und Kriegsmann Dietrich von dem Werder das befreyte Jerusalem und den rasenden Roland in der Versart der Urschrift verdeutscht *) und Flemming und einige seiner Zeit-

*) Den letztern legt ihm Küttner in den Charakteren der deutschen Dichter bey. Das erstere erschien zu Frankfurt am Main 1626 in 4. unter dem Titel: Gottfried von Bouillon, oder das erlösete Jerusalem, erst von dem hochberühmten Poeten Torquato Tasso in welscher Sprache beschrieben, und nun in deutsche heroische Poesie gesetzweise, als vormahls nie mehr gesehen, überbracht. Weder in dieser kurzen Aufschrift, noch in einer ausführlichern, die auf jene folgt, hat sich der Uebersetzer genannt. Aber er ist in einem Lobgedichte am Ende des Buchs kenntlich genug durch den Vers: Du bist zu Roß und Fuß ein Werdter Rittersmann; bezeichnet. Die Versart, die der Ritter gewählt hat, sind regelmäßige Alexandriner. Hier ist zur Probe die erste Stanze:

Von Wehr und Waffen ich und von dem Hauptmann sing,
Der Christi werthes Grab gar ritterlich erstritte,
Mit Hand und mit Verstand verrichtet er viel Ding,
In dem berühmbten Sieg er mächtig viel erlitte;

genossen das welsche Sonett im Deutschen nachgrahmt hatten, war unter uns, die ersten acht Gesänge des von Werthes ebenfalls in wahre Stanzen übersetzten Ariosts abgerechnet, wenig oder nichts für die Verbreitung der italiänischen Gedichte in ihren eigenthümlichen Sylbenmaßen und für die weitere Fortbildung der südlichen Versarten überhaupt geschehn. Vielmehr hatte Wieland, so gar in eigenen Gedichten, sich von der strengen Form der welschen Stanze entbunden und Bürger es bey einem kleinen Strauße ebenfalls eigner Sonette, die er überdem für nichts als ein tändelndes Spiel der Musen angesehn wissen wollte, bewenden lassen. Wie fleißig unsere Dichter in den lezt verflossenen Jahren die Haine der ausländischen Muse besucht, was für eine überschwengliche Menge eigenthümlicher und übersezter Sonette sie uns gegeben, und mit welchem

Die Hell, zu dempffen ihn, umbsonst sich unterfing,
Die Heydenschafft umbsonst auf ihn zusammenritte,
Dann seine Helden er, durchs Himmels Gunst und Macht,
Bey alle Creutz Panier zusammen wieder bracht.

Die Stanzen des ganzen Gedichts sind dieser ersten, in Absicht auf Ordnung und Abwechselung der Reime, vollkommen ähnlich.

beharrlichen Eifer sie selbst die größern Gedichte eines Dante, Ariosto und Tasso auf das gewissenhafteste, in Absicht der Form, wie des Inhalts, überzutragen gesucht haben, kann nur dem Fremdlinge in der Geschichte unserer Litteratur unbekannt seyn. Bey so vielen kleinen und großen Ausstellungen ist es wohl natürlich zu fragen, was wir errungen haben und zu erringen vermögen.

Zuerst so wenig einen italiänischen Hendekasyllabus, als einen griechischen Hexameter. Der Vers, dessen sich Ariosto und Tasso in ihren romantischen Gedichten bedienen, ist bekanntlich ein eilfsylbiger. Dieses Verses Takt und Bewegung scheint freylich unser deutscher eilf- und zehnsylbiger Jambus, der in den neuesten Uebertragungen der genannten Dichter gebraucht ist, auf das vollkommenste zu ersetzen: aber dieser Schein verliert sich bey einer genauern Untersuchung. Der italiänische Vers wird freylich nach eilf Sylben gemessen: allein die wenigsten halten nur eilf Sylben. Die bey weitem größere Zahl hat deren zwölf bis achtzehn, und diese werden, wenn auch nach den festgestellten und durchgängig anerkannten Regeln der Skansion nicht gezählt, doch im Lesen alle gehört *). Welcher Vortheil für den

*) Man sehe das Capitel über prosodische Sylbenzählung in H. Fernows italiänischer Sprachlehre, Th. II. S. 754.

welschen Dichter aus dieser Eigenthümlichkeit seiner Prosodie und Sprache erwächst, können auch diejenigen, die beyder unkundig sind, einsehen. Sein Hendekasyllabus vertritt bey ihm gewisser Maßen die Stelle des Hexameters, oder gewährt ihm doch mehrere Vorzüge desselben. Durch die sich immer ändernde Sylbenzahl der einzelnen Verse erhält seine Stanze eine Abwechselung und Mannigfaltigkeit, die keine ihrer geringsten Schönheiten ist. Sie genügt den Foderungen der Harmonie, ohne ins Eintönige zu fallen; sie hebt die Gegenstände, indem sie ungezwungen sich ihnen anschmiegt; sie erscheint in allen ihren Bewegungen ungebunden, lebendig und leicht; sie mildert endlich oder macht vielmehr durch diesen Wechsel des Rhythmus das Ermüdende, das in der regelmäßigen Rückkehr des dreyfachen Reims liegt, vergessen.

Statt dieses Hendekasyllabus, hat, wie gesagt, der Uebersetzer des Tasso und Ariosto, der sich dem Original am genausten anschmiegen wollte und in der strengen Nachbildung desselben sein höchstes Verdienst setzte, den eilf- und zehnsylbigen Jambus gewählt. Es ist keine Frage, daß dieser Vers vor dem zwölf- und dreyzehnsylbigen Alexandriner eine Eigenschaft voraus hat, die allein schon über den Vorzug zwischen beyden entscheidet. Wenn in dem letztern der Abschnitt unabänderlich auf die sechste Sylbe fällt und dergestalt den Vers jedesmahl in zwey gleiche Hälf-

ten zertheilt, so kann er dagegen bey dem erstern bald auf die vierte, bald auf die sechste Sylbe gelegt und oft, ohne Beleidigung des Wohlklangs, ganz übergangen werden. Diese dem Verse zu gut kommende Freyheit giebt ihm allerdings einige Abwechselung und empfiehlt ihn zum Gebrauche in längern Gedichten vor dem Alexandriner. Aber was ist, selbst bey der glücklichsten Benutzung seiner Eigenthümlichkeit, der deutsche eilfsylbige Jambus gegen den welschen Hendekasyllabus? Man lege Urbild und Nachbildung neben einander; man lese sich eine Stanze um die andere laut vor, und lausche auf die rhythmische Bewegung in beyden; oder, will man sich noch lebhafter von der Wirkung des deutschen Sylbenmaßes überzeugen, man lese ununterbrochen einen ganzen Gesang in der Griesischen Uebersetzung des Ariosto und frage sich, ob diese sich immer gleich bleibende Länge der Zeilen, dieser durch nichts als den verlegten Abschnitt in etwas umgeänderte Gang des Verses, dieser ewig wiederkehrende Sylbenfall der Harmonie günstig und erquickend fürs Ohr sey. Schon Wieland, dem Niemand ein feines Gehör und eine auf anhaltende Beobachtung gegründete Kenntniß der deutschen Prosodie abgesprochen hat, empfand die Ermüdung, die eine jambisirte, durchaus regelmäßige, immer wiederkehrende Stanze in unserer Sprache hervorbringen muß, und änderte deshalb in seinem Idris das italiänische Versmaß

dahin ab, daß er in seinen Stanzen Jamben von acht bis dreyzehn Sylben gebrauchte, die zwey Reime der sechs ersten Zeilen nach Willkühr ordnete und verschränkte und endlich männliche und weibliche Reime abwechseln und nach Belieben die erste oder die letzte Stelle der Stanze einnehmen ließ. „Diese Freyheit," sagt er in der Vorrede zu dem genannten Gedichte, „welche die Natur unserer etwas ungeschmeidigen Sprache bey einem ersten Versuche wo nicht nothwendig zu machen, doch zu entschuldigen schien, kann in den Händen eines Dichters, der mit einem Ohr für Wohlklang und Numerus begabt ist, zu einer reichen Quelle musikalischer Schönheiten werden, wodurch diese freyere Art von Stanzen einen wahren Vorzug vor dem strengern deutschen Ottave rime erhält. Die Monotonie der letztern, die in einem großen Gedichte endlich schon ermüden müßte, wird dadurch vermieden und ein weit schönerer Periodenbau, mit einer sehr mannigfaltigen, oft nachahmenden, immer dem Ohre gefälligen Eurythmie und Singbarkeit in diese Versart gebracht; Vortheile, wovon ganz gewiß kein geringer Theil des Vergnügens abhängt, welches auch solche Leser, die der Prosodie und Versification unkundig sind, an Idris und Oberon gefunden haben." Ich gestehe, daß das Urtheil dieses aller Musenkünste kundigen Meisters auch das meinige ist, und die neuesten Versuche, die strengere italiänische Stanze in Gedichten von großer

Ausdehnung einzuführen, statt meine Ueberzeugung zu erschüttern, sie nur mehr befestiget haben. Ohne alle Rücksicht auf die Natur unserer Sprache und das, was in ihr leicht oder schwer zu erreichen ist, scheint mir ein so durchaus einförmiger Vers, wie unser Jambus, für den Ausdruck der mannigfaltigen Empfindungen, Schilderungen und Scenen eines weitläuftigen romantischen Gedichtes von viel zu beschränktem Umfange, am wenigsten ein Ersatz für den vielfach wechselnden italiänischen Vers zu seyn.

Wenn unsere Sprache bereits an der Nachbildung des beweglichen und jeder Empfindung und dem Ausdrucke sich so gefällig anschmiegenden Hendekasyllabus scheitert, so darf sie sich noch weit weniger rühmen, die Vorzüge zu erreichen, die der italiänischen Stanze ihre Reime mittheilen. Schon der so frühzeitige und so allgemeine Gebrauch dieses Sylbenmaßes zu epischen Gedichten läßt vermuthen, daß die Sprache Italiens ganz besonders für die Bildung desselben geeignet sey, und die Vermuthung wird desto wahrscheinlicher, wenn man die übrigen zum Theil noch kunstreichern Versarten des Italiäners, und deren Gesetze, seine Terzinen, Sonette und Canzonen aller Art kennen lernt. Dichter, schließt man, welche die Schwierigkeiten des Reims nicht fliehn, sondern suchen, nicht mindern, sondern häufen, müssen unstreitig in dem Organe, dessen sie sich bedienen, eine nähere Auffoderung hierzu finden;

und ist dieß nicht wirklich der Fall der italiänischen? In ihrer Sprache ist alles Anklang und Nachhall. In ihr darf man dem Reime nicht ängstlich nachjagen; er biethet und stellt sich von selbst dar. Ja, der Dichter genießt so gar der Freyheit, durch Umbildung und Veränderung der Wörter neue Reime zu schaffen, und so alles mühsame Umsehen und Nachforschen sich zu ersparen. Unter solchen Umständen ist der Reim für ihn keine Beschwerde, sondern ein Spiel; für die glückliche Darstellung seiner Empfindungen und Ideen kein oder ein unbedeutendes Hinderniß, und für den Leser, der, bey der unendlichen Menge der Reime, den nächsten nicht leicht erahndet, ein überraschendes Vergnügen. Wenn die Musen den Griechen mit rundem Munde zu reden verliehen *), so dürfen die Italiäner gewiß mit gleichem Rechte auf Melpomenens lautere Stimme **) Anspruch machen.

Wie armselig stehen wir mit unserer Handvoll Reime dem unerschöpflichen Reimschatze dieses Volks gegen über! und wie sehr drückt uns insbesondere das Gefühl unserer Dürftigkeit, wenn wir drey- und mehrfache Reime paaren wollen! Selbst die gewandtesten Dichter haben über die Beschränkungen, die sich ihnen von der Seite entgegenstellten, Klage geführt, und viel-

*) Grajis dedit ore rotundo Musa loqui.

**) Cui liquidam pater vocem dedit.

leicht hat — allerdings zum Vortheil unserer Poesie — die Beschwerde der Reimfesseln eben so viel zur Aufnahme der reimlosen Versarten unter uns beygetragen, als die bestimmte unserer Sprache eigene Prosodie. Wir wollen hier nicht unsere immer wiederkehrenden klanglosen Reime, die schon oft besprochenen Endsylben in e und en von neuem in Anregung bringen. Das nordische Ohr verträgt sie, und ohne sie müßten wir ganz aufhören zu reimen. Aber davon abgesehn, wie oft erschöpfen, in gewissen Wörtern, drey oder vier Reime unsern ganzen brauchbaren Reimvorrath! wie oft können wir in gewissen Reimen den kommenden unfehlbar voraussehn! wie selten ist es endlich im Deutschen, wenn wir es neben das Italiänische stellen, daß ungleichartige Redetheile auf einander reimen! Auch hier also erreichen wir das nicht, wovon die schönste Wirkung des Reimes abhängt, den Wohllaut, den Reichthum, den Wechsel, die Ueberraschung, — lauter Vorzüge, welche die Sprache der Welschen in ihren Reimen auf das glücklichste vereinigt und zum Vergnügen des Hörers benutzt.

Doch wenn wir auch dem Italiäner die Beweglichkeit seines Hendekasyllabus und den vollen Zauber des Wohllautes lassen müssen, — es ist immer schon ein Verdienst, die eigenthümliche Form seiner Gedichte in der Nachbildung so genau und treu aufzufassen, wie möglich; ja dieß Verdienst steigt so gar, je mehr Schwierigkeiten

und je unverdrossener wir sie überwinden, sobald wir nur dem Bestreben, die äußere Form zu ergreifen, keine höhern Vollkommenheiten aufopfern. Aber, täuscht mich nicht alles, so ist das Mißverhältniß zwischen dem, was wir gewinnen, und dem, was wir einbüßen, nur zu auffallend. Man greife das erste beste unter den zahllosen Sonetten auf, mit denen uns die neueste Zeit beschenkt hat, und frage sich: „ob es nicht ein modischer gedankenleerer Singsang sey, der unsere ernste nordische Sprache zwingen will, die Süßigkeiten südlicher nachzulallen *)?" oder ob Jean Paul nicht vollkommen Recht habe, wenn er **) schreibt: „Leute, die weder Begeisterung, noch Kräfte, nicht einmahl Sprache besitzen, ringen der letztern ein ausländisches Qualgedicht ab und legen uns diese Form, als poetisch gefüllt, auf den Tisch." Wirklich kennen die Verfasser solcher Reimübungen selbst die gewöhnlichsten Sprachgesetze nicht, oder sie glauben sich durch die vielfachen Reime, die sie spenden, von allen andern Pflichten gegen ihre Leser entbunden.

Eine noch größere Zuversicht entweder auf die Lieblichkeit der wiederkehrenden Reime, oder auf die Nachsicht, die man schwierigen Unternehmungen nicht leicht versagt, beweisen die Uebersetzer aus dem Italiänischen. Ich nehme den ra-

*) Jacobi's Iris von 1805. S. 273.

**) In der Vorschule der Aesthetik Th. III. S. 705.

senden Roland von H. Gries in die Hand und lese (Ges. I. St. 2.):

Ich will zugleich von Roland Dinge sagen,
Die man in Reim und Prosa nie erhört:
Wie ihn, der sonst so weise sich betragen,
Die Liebe bis zur Raserey bethört;
Wenn sie, die mich fast gleich so hart geschlagen
Und täglich mehr mein Bischen Witz verstört,
Mir dennoch wird genug davon vergönnen,
Um, was ich angelobt, vollziehn zu können.

Ich blättre weiter und finde (Ges. VI. St. 15.):

Und weil er bey ihm selbst wohl angeschrieben,
Weil bittend ihn der ganze Hof empfahl,
Besonders aber durch Rinald getrieben,
Gab er ihm seine Tochter zum Gemahl.
Albanien, das, weil Polineß geblieben,
Dem König heimfiel eben dazumahl,
War grade zu bequemer Zeit erledigt;
Denn nun ward Ariodant damit entschädigt.

Ich schlage wieder etliche Blätter um und stoße auf folgende Stanze (Ges. VII. St. 19.):

Bey Tische machten Harfen, Leiern, Cithern,
Nebst Instrumenten von nicht minderm Rang,

Ringsum die Luft höchst wonnevoll erzittern
Von süßer Harmonie und gutem Klang.
Auch fehlt' es nicht an einem, der den bittern
Schmerz heißer Lieb' und ihre Freuden sang.
Und der erfinderisch in Poesieen
Zu bilden wußt' anmuth'ge Phantasieen.

Wie? frage ich mich; Herr Gries wäre wirklich nicht erfinderischer gewesen, Ariosto's anmuthige Phantasieen in deutsche Poesieen zu bilden? Diese matte, kraftlose, oft undeutsche, mit Flickwörtern aller Art überladene Prosa, die er, einem zweyten Prokrustes gleich, in acht Zeilen bald mühsam ausgereckt, bald gewaltsam eingezwängt hat, wäre ein Nachklang aus den Gesängen des göttlichen Ariosto? Unmöglich. Aber warum sollen auch zwey, drey mißlungene Stanzen als Maßstab für das Ganze gelten? Ich lese den sechsten Gesang von einem Ende bis zum andern durch und H. Gries — bleibt immer derselbe. Die Kunst zu reimen kennt und übt er in großer Vollkommenheit; die Kunst sich richtig und passend auszudrücken kennt er durchaus nicht. Will er sagen, daß Gott die verborgenen Verbrechen ans Licht bringe, so sagt er: Gott macht, daß die Unthat den Thäter lenkt. Will er sagen: der Ritter ward gebeten, sich zu erkennen zu geben; so sagt er: er wurde gebeten, sich kund

zu geben. Will er sagen: Ariodant hatte sich kaum ins Meer gestürzt, als ihn die That reute; so sagt er: Auch Ariodanten reut der Tod bey Zeiten, sobald er sich hinabgestürzt ins Meer. Will er sagen: Alle seine Bekannten meinten, der Ritter sey zu klug, sich in Todesgefahr zu begeben, so sagt er: Und alle, die mit ihm bekannt sind, dachten, er sey zu sinnig, zu gescheut und klug, um der Gefahr des Todes nachzutrachten. Will er sagen: Kämpfe ich gleich für eine ungerechte Sache, so sterbe ich darum doch willig, weil ich für die Geliebte sterbe; so sagt er: Ich weiß, für Unrecht sterb' ich; mags geschehen! Ich sterbe drum; auch das macht mir nicht Noth. Will er sagen: Ich werde sterben, um der Geliebten Ehre zu retten und sie wird Zeuginn meines Todes seyn; so sagt er: Mich sieht sie sterben, für ihr Heil bemüht. Will er sagen: der Ritter sorgte für ein schwarzes Oberkleid; so sagt er: Er ließ ein schwarzes Oberkleid sich schaffen. Doch genug. Jeder, der mit Unbefangenheit H. Grieses Uebersetzung des Ariost würdigt, wird finden, daß nicht etwa hie und da schielende Wendungen, falsche Verbindungen und gezwungene Ausdrücke sich in sie eingeschlichen haben, sondern daß man vielmehr überall Mißgriffen der Art, die sie völlig ungenießbar machen, begegnet.

Und das Resultat dieser Bemerkungen? Man würde den Verfasser durchaus unrichtig

beurtheilen, wenn man glaubte, er eifere gegen die genaue und strenge Nachbildung der italiänischen Versarten überhaupt. Eine Sprache, in welcher Dichter zu uns reden wollen, kann der Formen nicht zu viel haben: denn jede neue Form ist ein glücklicher Fund, ein brauchbares Organ für den gefälligen Ausdruck irgend einer Empfindung oder Idee. Auch hat Bürger in einigen seiner Sonette und Schiller in den trefflichen Stanzen, die er der Jungfrau von Orleans in den Mund legt, hinlänglich gezeigt, was durch jene ausländische Form, von großen Dichtern behandelt, gewonnen werden kann. Aber daran lassen wohl so manche an Petrarca verübte Mißhandlungen und H. Griesens verunglückte Versuche mit Ariosto's und Tasso's Werken nicht zweifeln, daß Unternehmungen solcher Art über die Kräfte unserer Sprache gehn, und auch der hartnäckigste Fleiß der doppelten Schwierigkeit, fremde Gedanken treu und poetisch und in der Form des ausländischen Sylbenmaßes wiederzugeben, erliegen muß. Was kann aller Wohlklang, der überdem in unserer rauhen Sprache nie der italiänische werden wird, am Ende helfen, wenn wir uns gezwungen sehn, die Wahrheit, Richtigkeit und Geschmeidigkeit des Ausdruckes Preis zu geben? Möchte sich doch einmahl ein Dichter finden, der, weder von der Verschönerungssucht geplagt, wie H. Manso, noch von der Reim-

wuth befallen, wie H. Gries, uns das befreyte Jerusalem, oder den rasenden Roland, nicht den Reimen, sondern dem Sinn und Geiste nach, schenkte. Noch liegt dieses Ziel unerreicht vor uns, aber es wird sicher auch nur von dem erreicht werden können, der sich für die Darstellung jener Gedichte mit der Stanze, in der Wieland seinen Oberon schrieb, begnügt.

II.

Clodius, C. A. H., Entwurf einer systematischen Poetik, nebst Collectaneen zu ihrer Ausführung. 2 Theile, gr. 8. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1804.

Seit Kants genialischem Versuche, die Philosophie zu begründen und in allen ihren Beziehungen auf einfache Grundsätze zurückzubringen, haben wir eine Menge neuer Systeme entstehen sehen, die, wenn auch aus einem gemeinsamen Boden entsprossen, doch gegenseitig sich einander anfeindeten und verdrängten. Es muß daher anfänglich befremden, wie bey den vielen und oft gestaltlosen Umwandlungen der Philosophie, die Aesthetik allein, obgleich von mehrern Seiten mit trefflichen Bemerkungen, mit Schillers und Jean Paul's Gehalt- und geistvoller Bearbeitung einzelner Theile bereichert, sich von einer gänzlichen Umbildung frey erhalten hat, da von allen Schriftstellern der neuesten Zeit es keiner unternahm, ein wissenschaftliches System derselben zu entwerfen und es nach allen Richtungen durchzuführen.

Sie blieb, was sie war — eine Reihe von Beobachtungen, abstrahirt und gesondert nach den verschiedenen Werken der Kunst. „Ohne hier alle Ursachen entwickeln zu wollen, welche bis jetzt eine philosophische Bearbeitung der Aesthetik zurückhielten, und die wohl zum Theil darin liegen möchten, daß die Speculation, wenn sie, bey ihrem Bestreben neu und gründlich zu seyn, sich in leere und willkührliche Hypothesen verlieren wollte, hier leichter, wie bey den übrigen Theilen der theoretischen Philosophie, auf ihre Verirrung aufmerksam gemacht werden kann, und an den, von ihr unabhängigen schönen Kunstwerken einen beständigen Begleiter und Beurtheiler ihrer Grundsätze hat. Je schwieriger indeß das Wagstück ist, die Aesthetik zur gleichen Höhe mit den übrigen Wissenschaften zu erheben, um so billiger werden wir jeden Versuch beurtheilen müssen, der jenen Zweck beabsichtet, und wenn er auch nicht ganz das leisten sollte, was er verspricht, wenn er nur einige Ansichten berichtiget, einige dunkle Gegenden erhellt, so wollen wir dem Verfasser gern einen Theil des Kranzes reichen, der jedem gebührt, durch den eine Wissenschaft bereichert wurde.

In dem Werke, mit welchem wir den Leser näher bekannt machen wollen, hat Herr Clodius es unternommen, von der Poetik, als einem Theile der gesammten Wissenschaft des Schönen, ein System zu entwerfen, und dieser sein Versuch

zeichnet sich allerdings dadurch aus, daß er auf einem ganz neuen Wege ist gemacht worden.

Ehe wir indeß den Inhalt selbst mittheilen, dünkt uns, müsse folgende Frage die Untersuchung eines jeden Werkes anfangen, durch welches irgend eine Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange umfaßt und bearbeitet worden ist: Wie viel hat durch diese neue Bearbeitung die Wissenschaft im Ganzen gewonnen, ist sie tiefer begründet, vielseitiger ausgebildet worden; oder sind es nur einzelne Theile, die dem Bearbeiter größere Richtigkeit und Reichthum verdanken? Diese Frage, auf unser Werk angewendet, wird sich dann erst beantworten lassen, wenn der Leser uns jetzt in die Tiefen der Speculation, die Herr Clodius ihm öffnet, folgen will; wenn es ihm darin oft noch zu dunkel vorkommen sollte, wenn die Gegenstände, die er dort wahrnimmt, ihm etwa nur als Schatten und Nebelgebilde erschienen, die zerflattern, so bald er sie fassen will; so klag' er uns nicht an, wir geben treu wieder, was wir fanden.

Das Werk des Herrn Clodius theilt sich in zwey Bücher, dessen erstes die allgemeine Poetik enthält, und das zweyte über die besondern Dichtungsarten sich verbreitet.

Der Ideengang des Verf. ist folgender: Seite 13 — 28. „Die allgemeine Poetik geht

von dem Wesen der Poesie aus, welche als eine freye Kunst, das Ideale oder Schöne — Materie jeglicher freyen Kunst — durch Sprache darstellt. Wenn wir diese Poesie als Kunst ansehen, so muß ihr eine Theorie beygesellt seyn, welche die verschiedenen Werke derselben umfaßt. Diese Theorie ist nicht Wissenschaft, nimmt indeß die Hypothese, auf welche sie sich gründet, aus der einzigen reinen Wissenschaft, Ontologie, die in vier Abtheilungen zerfällt, deren letzte, die rationale Seelenlehre, Psychologie ist. Diese rationale Seelenlehre soll den Begriff des Bewußtseyns constituiren, der allem Wissen zu Grunde liegt. Alle von den Philosophen bis jetzt vorgeschlagenen letzten Gründe gewähren indeß keine Befriedigung, weil bey ihnen immer noch die Einheit vermißt wird. Diese Einheit bewirkt der Imperatif des höhern Lebens: Suche das Ideale, die ewigen Ideen in dir außer dir darzustellen. Durch diesen Imperatif entsteht das Bewußtseyn praktischer Identität — Schelling stellt nur die theoretische auf — daß Ich und Welt Eins, Form und Materie Eins werden. Daß wir nun dieß wissen, nicht nur glauben (??) ein Gott schafft durch uns, ist Religion. Da aber jener Imperatif des höhern Lebens auch Grundsatz der Religion und der höchste alles Wissens ist; so liegt am Tage, daß auch die Philosophie, und die Aesthetik als ein Theil von ihr, nur durch den

Satz, der die Religion begründet, Wissenschaft seyn kann. Auf diesen höchsten Standpunkt des Wissens können wir aber nur durch Erleuchtung hingestellt werden, nicht durch Klügeln, sondern durch ein Wunder Gottes, durch Offenbarung. Sie stehe daher an der Spitze jeder Philosophie. Das Wesen dieser Offenbarung mag sich der Leser S. 29. selbst nachlesen.

Dieß ist der Weg, auf welchem der Verf. die Poetik zur Würde einer Theorie, die eine Betrachtung zusammenhängend nach Vernunftideen ist, erheben will, und wenn dem Leser jene Deduction dunkel bleiben sollte, so mag er sich in der dritten Anmerkung S. 32. schadlos halten, wo der Verfasser von seiner Höhe auf den Boden der Verständlichkeit sich herabläßt, und den Zweck der Poetik und ihren Inhalt deutlicher so angiebt:

„Da die Poesie als Schöpferkraft frey von vorhergehenden Regeln ist, so kann die Poetik auch keine Kunst oder Wissenschaft seyn — die uns Poesie lehren kann. — Da aber die Dichtung, um ihre Schöpfungen darzustellen, ein Mittel, die Sprache, bedarf, und daher bedingt ist, so wird in dieser Rücksicht Poetik als eine Kunst, die sich mit Kenntniß der Sprache grammatisch und rhythmisch beschäftiget, anzusehen seyn, und die Regeln, die sie als solche giebt, wird sie nur negativ aufstellen können. Der

positive Theil der Poetik ist daher nicht Kunst oder Wissenschaft, nur Theorie, und diese besteht in classificirten Betrachtungen, abstrahirt von poetischen Werken; sie untersucht jede Dichtungs-Art nach Grundsätzen, die sie hypothetisch aus der rationalen Psychologie entlehnt." — Um zu diesen Grundsätzen zu kommen, fährt der Verf. so fort:

„Die Poetik setzt eine Poesie voraus. Was ist diese?" Wir finden die Frage S. 36. so beantwortet: „Eine freye Kunst. Bey jeder freyen Kunst läßt sich fragen: Was wirkt sie — und durch welche Mittel? Das Bewirkte wird ihre Materie (warum nicht Inhalt, Stoff?) und die Mittel die Form derselben genannt werden. Die Materie einer jeden zu realisirenden Kunst ist das zu realisirende Ideale, oder, da dieß nie erreicht werden kann, der Schein des Idealen im Realen, welches man das Schöne nennt. Die Richtigkeit dieser Definition sucht der Verf. noch dadurch zu bestätigen, daß er auf die etymologische Ableitung des Ausdrucks Schön vom Scheinen aufmerksam macht. Doch sah der Verf. wohl ein, daß er durch die mitgetheilte Erklärung uns noch wenig Aufschluß über die Natur der Schönheit gegeben, oder den höchsten Grundsatz der Aesthetik nachgewiesen hätte; beydes unternimmt er daher in den folgenden Paragraphen, deren Inhalt wir hier, weil in ihnen die Momente zur Entscheidung liegen, kurz angeben wollen.

§. 2. S. 38. Die Natur des Schönen zu bestimmen, gehört eigentlich für die Aesthetik, für die allgemeine Psychologie und setzt voraus, daß es eine rationale Psychologie gebe, welche der empirischen Psychologie Grundsätze als Hypothesen zur Erklärung der Wirklichkeit an die Hand gäbe. Der gegenwärtige Zustand macht es nöthig, dieß Schöne hier genauer zu deduciren.

§. 3. An der Spitze der rationalen Psychologie steht als erster Satz der Imperatif des instinktfreyen Lebens: Vernimm die Causalität der Freyheit, die in dir seyn, durch dich wirken, dich zum Bewußtseyn erheben will. Vernimm dich, werde dir bewußt zur Vernunft, indem du außer dir Reales hervorbringst, um die innere formelle idealisirende Geistes-Natur daraus anzuschauen. Laß wirken in dir den freyen Geist eine Annäherung des Ichs und der Welt, des unendlichen Subjects und unendlichen Objects. Folge dem gebietenden Geiste, um stets mehr wirklich zu machen das absolute Wahre und Gute.

Dieser Paragraph wird in der ersten Anmerkung vom Verf. umständlicher erläutert; das Wesentlichste jener Erläuterung besteht im Folgenden:

Zuvörderst versucht es der Verf., das von Kant gelegte Fundament aller Sittlichkeit, durch

diese zwey Bemerkungen zu stürzen. Erstens klagt er: Kants Sittengesetz gebiete nur die Form des Handelns, dieß nicht selbst; auch stelle es kein Object für das Handeln auf. Zweytens: Es kündige sich als ein Grundgesetz an, und enthielte doch nichts, was eine moralische Verbindlichkeit für ein freyes Wesen hervorbrächte. Ein vernünftig freyes Wesen müsse durch ein praktisches Grundgesetz zum Handeln genöthiget werden, diese Nöthigung trete aber dann erst ein, wenn ihm seiner innern Natur nach ein Object des Handelns und Wollens gegeben ist, welches durch dieß Handeln hervorgebracht werden soll; dieß Object müsse ferner unendlich seyn, weil alle endlichen erreicht, und dadurch das Handeln beendiget werden könnte. Dieß unendliche Object ist, nach Herrn Clodius, die innern ewigen Vernunft-Ideen wirklich zu machen; das Wahre und Gute, das Ideale, oder innre Reale, außer sich zu realisiren. Diesen Begriff kann man auch ideale Weltseligkeit nennen. Der Verf. frägt sich selbst: Dieser Imperatif, der da gebeut, das Ideale zu realisiren, woher nimmt er seine Verbindlichkeit, wie kann ein erst hervorzubringendes Daseyn mich verbinden? — Hier tritt nun der Verf. aus dem Gebiet der Philosophie in die Phantasie, in einen gewissen Mystizismus hinüber und sagt: darin liegt die Verbindlichkeit, daß wir uns alle identisch mit dem formenden Wesen denken,

dessen Naturgesetz jenes Gebot, das Ideale zu realisiren, ist, weil wir ihm angehören; diese gläubige Evidenz kann uns allein zu unserer Bestimmung nöthigen, und, wenn wir nun mit dem Verf. den Sprung wagen wollen, werden wir mit ihm die Religion, das Gefühl der Gottheit, die uns als Thatsache der höhern Natur im Bewußtseyn gegeben ist, an die Spitze jeder philosophischen Untersuchung hinstellen müssen. Der Verf. zeigt nun S. 47., daß diese Religion auch ins empirische Bewußtseyn, freylich nicht durch Demonstration kommt, sondern durch ein Wunder, und dieß ist die Offenbarung. Gott offenbart sich als Gesetzgeber und Executor des Gesetzes.

Ehe wir nun der Beantwortung der Frage näher treten: Wie hängen die ersten Grundsätze der Aesthetik, unsre Einsicht in die Natur des Schönen mit des Verf. kategorischem Imperatif und mit seiner ganzen Religions-Theorie zusammen? müssen wir doch vorher die Gültigkeit jenes Grundsatzes selbst prüfen, und sehen, ob uns eine consequente Analyse desselben zu einem gleichen Resultat hinführen wird.

Zuvörderst müssen wir gestehen, daß nach so vielen vorangegangenen poetisch-philosophischen Systemen, welche, um Alles zu einen, Vieles verwirren, es uns nicht mehr befremdet, wenn man dort und da es unternimmt, die Aesthetik mit der Religion zu verbinden; nur überrascht es uns, daß ein solcher Kopf, wie Herr Clodius sich im

praktischen Theil seines Werkes zeigt, mit in jene Verwirrung, und so tief gerathen konnte, alte, für unhaltbar erkannte, Dogmen mit seinem System zu amalgamiren. Wenn dieser sein Glaube keinen Einfluß auf seine Poetik hätte, so wäre es unschicklich, hier darüber zu sprechen; da er aber seinen Glauben in seinem Werke vorzüglich durch die Abtheilung der Poesie in göttliche und menschliche zeigt, da seine Religions-Ansicht, wie ein waltender überall einwirkender Geist, über dem Ganzen schwebt, und es zusammenhalten soll, so dürfen wir nicht eher in dasselbe eindringen, bis wir uns über seine Haupt-Idee verständigt haben. Soll dieß aber auf eine uns und den Lesern genügende Art geschehen, so müssen wir noch einmal den Verf. auf seinem dunkel in einander geschlungenen Pfad begleiten, und zeigen, wie weit er auf sicherm Boden des Verständlichen einhergeht, und wo er im leeren Raum sich verliert, zeigen, wie überall Scharfsinn und Verstand mit Phantasie und Mystizismus ringt, und so dem Beurtheiler einen doppelten Standpunkt zur Würdigung dieses Werkes anweiset.

Wir gehen mit dem Verf. S. 26. von seinem höchsten Grundsatz Alles Wissens, von seinem Imperatif des höhern Lebens: Suche das ideale Gute in dir außer dir zu realisiren, aus, und fragen:

Hat denn aber der Verf. auch erwiesen, oder es nur zu beweisen unternommen, daß der höchste

Grundsatz für Alles Thun, auch der höchste für Alles Wissen, für alle theoretische Erkenntniß ist? Es ist uns recht wohl bekannt, daß man früher auf ähnliche Weise schon jenen Imperatif an die Spitze der Metaphysik setzen wollte; wir leugnen ferner nicht, daß das Gewisseste, was es für uns giebt, dieß innre Gebot sey, — was Kant schon mit dem Begriff des Sollen ausdrückte; — aber, ist denn die Gewißheit der moralischen Verbindlichkeit die einzige, die wir suchen, und, wenn der menschliche Geist auch nach andern Wahrheiten strebt, auf welche Weise werden diese aus jenen moralischen herzuleiten seyn? Daß eine Sonne über uns ist und nicht zu seyn scheint, daß Planeten um sie rollen, und ein Sternenhimmel über den andern sich wölbt, kann die Wahrheit dieser Erkenntnisse aus jenem Postulat abgeleitet, wir sagen abgeleitet, nicht willkührlich poetisch verbunden werden? Doch wir können den Streit darüber hier fallen lassen; so viel ist klar, daß die Vernunft, so fern sie nach theoretischen Erkenntnissen strebt, durch den Herrn Verfasser keinen befriedigenden Grundsatz erhalten hat; diesen aber aufzustellen, war sein Werk; wenigstens versucht er es, die Aesthetik daran anzuknüpfen, indem er vorher, wie wir gesehen haben, die Grundlinien seines Moral- und Religions-Systems angiebt.

Wir wollen nun gern mit ihm annehmen, es sey das Grundgebot unsrer Vernunft: Strebe,

das Gute, das Ideale in dir außer dir zur Wirklichkeit zu erheben; gern wollen wir es hier unterlassen, zu zeigen, wie nahe diese Formel mit der frühern Kantischen verwandt sey; gern ferner zugeben, daß der Mensch durch dieß Gebot sich seiner höhern Natur bewußt, und zum Glauben an ein göttliches Wesen hingeführt wird, mit welchem er durch seine moralische Anlage ähnlich erscheint. Aber dieser Glaube, kann er durch etwas anders entstehen, als durch Reflexion über unsre moralische Natur, über das Verhältniß derselben zur physischen? Denn nur durch das Streben, die moralischen Gesetze, als die höchsten, zu den herrschenden in der Welt zu erheben, und durch den Widerstreit, den letztere dagegen führt, wird die Idee an eine Zeit und an ein Wesen in uns geweckt, wo dieser Kampf aufhören und durch welches der Sieg herbeygeführt wird.

Dieß sind die Grundzüge zu Kants Religions-Theorie, deren Richtigkeit wir hier ununtersucht lassen; nur fragen wollen wir: Hat der Hr. Verf. seinen Glauben, von dem er in so vielen Stellen seines Buches sagt: „Er sey ein anderer, als dieser, er sey ein Glaube, mit dem man Berge versetzen könnte;" noch in diesen Zusammenhang mit unsrer moralischen Natur gebracht, hat er seine Nothwendigkeit auf eine andre und deutlichere Weise, wie Kant, nachgewiesen? Wir finden es nicht, und der Verf.

begiebt sich selbst jeder Nachweisung, indem er S. 28. meint: „Nur durch ein Wunder können „wir auf den Standpunkt dieses Glaubens ver„setzt werden."

Wenn der Verf. es aber der Kantischen Philosophie zum Vorwurf macht, daß sie keine moralische Verbindlichkeit für ein freyes Wesen hervorbrächte, und er diese Verbindlichkeit in der Vorahnung jener seligen Identität — d. h. der Zeit, wo der Streit zwischen moralisch- und physisch-, sinnlich- und übersinnlicher Welt aufhört — findet; so wird eine kleine Analyse dieses Satzes zeigen: daß er damit keinen neuen Bewegungsgrund zum pflichtmäßigen Leben aufgestellt hat, sondern daß auch seine Triebfeder erst durch die Kantische ihre Brauchbarkeit erhält. Denn wenn wir jene Vorahnung als ein Gebot uns denken, und nur in dieser Form kann sie verbindlich seyn, so würde jener Satz so viel heißen: Suche stets das Gute, Ideale — nach Kant, die unbedingten Gebote der Vernunft — zu realisiren, weil du nur dadurch etwas beyträgst, jene Identität zu bewirken — nach Kant, die moralische Weltordnung hervorzubringen. — Wenn der Kantianer aber nun weiter frägt: Worauf beruht denn meine Verbindlichkeit nach jener Identität zu streben? wird unser Verf. darauf eine andere verständliche Antwort geben können, als: weil du dich dann nur als ein moralisches Wesen ansehen

kannst, wenn du aus Achtung gegen dieses Gebot handelst. Ist denn dieß aber etwas anders, als was Kant fordert, wenn er sagt: Nur die reine Achtung für das Sittengesetz dürfe die Triebfeder unsrer Handlungen seyn; und wenn der Verf. diese Achtung S. 44. mehr heftig als vernünftig mit folgenden Worten verwirft: „Es ist widersinnig, für ein Gesetz als Gesetz Achtung zu haben, das erst durch diese Achtung zum Gesetz wird;“ so geben wir ihm nach dieser kurzen Entwicklung zu bedenken, ob er jene Achtung bey seiner Triebfeder, bey der Annahme seiner Verbindlichkeit nach Identität mit Gott zu streben, entbehren kann, und ob nicht alle Gebote erst durch die nothwendige Achtung, die wir gegen sie haben, Gesetze für unsre Handlungen werden?

Herr Clodius sucht zwar den Zirkel, zu welchem ihm eine richtige Consequenz führen muß, dadurch zu umgehen, daß er ihn überspringt, und in dem Glauben an Gott die Verbindlichkeit zu moralischen Handlungen findet. „Weil wir „ihm angehören, von ihm beseelt sind, und die „gläubige Evidenz haben, daß dieß formende „Wesen auch das sey, dem die Materie gehorchen müsse,“ nur dieser Gedanke, meint der Verf., kann uns nöthigen, jenes Gesetz zu befolgen.

Wir verkennen nicht, daß es für die Tugend solcher sinnlich vernünftiger Wesen, wie wir sind,

äußerst vortheilhaft ist, wenn der Glaube an Gott, das Gefühl für ihn, das Streben, ihm ähnlich zu werden, in uns lebendig erhalten wird, und gern möchten wir mit dem Verf. eine solche religiöse Stimmung verbreitet sehen. Allein, wenn wir so den Gedanken an Gott zur Triebfeder in unsrer Handlung machen, setzen wir da nicht schon den Gedanken an ihn voraus, und hat Herr Clodius diesen auf eine andere Weise begründet, als wie man schon vor ihm gethan hat? Aber auch angenommen, der Verf. käme auf einem andern Wege zur Erkenntniß eines Gottes, und der Glaube an diesen gehörte, wie man sonst annahm, zu den anerschaffenen Ideen; so wird auch in diesem Fall Kants freye Achtung immer der letzte Beweggrund des Handelns bleiben. Denn immer mögen wir uns Gott denken als freyen moralischen Gesetzgeber, als ein Wesen, von dem der Verf. sagt, daß es durch uns handeln will; so fragt Recens., worauf beruht denn die Verbindlichkeit, diesen Gott durch uns handeln zu lassen, ist dieß Gebot nicht ebenfalls ein Gebot der moralischen Natur, und wenn es dieß ist, worauf wird es seine verpflichtende Kraft gründen, als auf die Achtung, die der Mensch, wenn er ein sittliches Wesen seyn will, dafür haben muß? Welchen Weg der Verf. also auch einschlägt, nie wird er, wie wir gezeigt haben, jene Achtung umgehen können.

Diese Bemerkungen zeigen aber, wie die Grundlinien zu des Verf. poetischen Religions-System nicht so richtig gezogen noch geordnet sind, als er glauben konnte; daß, so viel subjectiven Werth eine solche Ansicht der Moral und Religion zur Erweckung guter Gesinnungen haben mag, doch der objectiv philosophische Gehalt minder bedeutend ausfällt. Gern möchten wir nun das Gebiet der praktischen Vernunft verlassen und, unserm Zwecke gemäßer, des Verfass. Poetik nicht als ein religiöses philosophisches Werk, sondern als eine philosophische Aesthetik würdigen. Da aber der Verf. selbst keinen andern Weg als den durch die Moral und Kirche fand, um ein sicheres Princip aufzustellen, so müssen wir noch seine Erklärung von dem, was er Offenbarung nennt, hören. Er leitet jene Erklärung mit folgender Frage ein: „Wie kommt „die Religion, die uns im höhern Bewußtseyn „als Thatsache gegeben ist, ins Empirische?“ (S. 47.) Die Antwort ist im Zusammenhang folgende:

„Dadurch, daß ich vom Instinkt frey werde, daß mich Gott in sein Wesen aufnimmt; dieß ist nun keine vergangene Thatsache, sondern eine fortwährende; demohngeachtet kann sie nicht demonstrirt werden; sie ist also ein Geistes-Wunder. (?) Doch läßt sich diese Thatsache, daß ich frey

werde vom Instinkt und das höhere Leben gewinne, als psychologische und historische Thatsache denken. *Historisch*, wenn ich durch Ueberlieferung fremder Gedanken, *psychologisch*, wenn ich durch Andacht und Erleuchtung dazu — *zum Freywerden vom Instinkt* gestimmt bin. Beydes zusammengenommen ist Werk der Offenbarung. Gott offenbart sich, indem er uns in sein ideales Wesen aufnimmt, uns zum sehenden Werkzeug seiner Plane macht, als *Gesetzgeber*, und bewirkt dadurch das *religiöse Gewissen* (ist bey dem Verf. in dieser Stelle, nicht Beurtheilung unserer Handlungen in Beziehung auf Gott, sondern) die Gewißheit, die absolute *wundervolle Thatsache*, die alles Bewußtseyn erst erklärt und hält, daß wir mit Gott identisch sind. Zweytens offenbart er sich als *Exekutor* oder Schöpfer der Materie, indem er uns tröstet und aufrecht erhält, durch Vorahnung der zu realisirenden idealen Welt, durch Vorahnung der Seligkeit, durch Vorahnung der Identität des Geistes und Natur in einem Himmel. Diese Vorahnung giebt den *religiösen Glauben*, der zwar kein System des realen Wissens begründen kann, doch als einzige reine Triebfeder des Handelns anzunehmen ist. Denn das religiöse Gewissen — hier nicht in seiner obigen, sondern in der gewöhnlichen Bedeutung genommen — kann zuweilen Tugendhandlungen hervorbringen, nur der Glaube

kann unermüdete Helden schaffen. Doch beseitigt das religiöse Gewissen alles Wissen überhaupt dadurch, daß es den absoluten Imperativ: Werde dir das Schaffen des Idealen im Realen bewußt; aufgerufen zum geistlichen Leben durch einen höhern Geist, an die Spitze jeder Philosophie hinstellt." S.

Zuvörderst müssen wir die Leser nun fragen, ob sie aus allem, was der Verf. ihnen hier mittheilt, und welches die Summe seiner Meinungen enthält, sich ein deutliches Resultat, eine nothwendige in einander eingreifende Gedankenreihe bilden können? Wir sind nicht so glücklich gewesen, und die Ursache davon scheint uns in des Verf. Art zu philosophiren zu liegen. Nach der Sitte unsrer Zeit hat Hr. Clodius eine poetisch philosophische Methode, die in ihm sich bestimmter als Mystizismus ausspricht, angenommen. Nicht zufrieden, die Ideen unsrer Vernunft, die sie als Schlußsteine jeder Untersuchung hinstellt, z. B. von Gott und Ewigkeit, als solche anzuerkennen, und ihre Realität zu glauben, sucht er sie gleichsam anzuschauen. Ihm genügt es nicht, einen Gott außer sich anzunehmen, sondern auch in sich; nicht genug, sich durch reine moralische Gesinnung ihm ähnlich zu fühlen, will er, der Mensch soll sich identisch mit ihm denken, und an eine solche Gleichheit mit Gott hoffen und glauben. In dieser Eigenthümlichkeit liegt nach Recens.

Meinung die Ursache der Verwechselung der Begriffe, und der sonderbaren Erscheinung, daß des Verf. Theorie bis auf einen gewissen Punct fast immer mit den Aussprüchen einer besonnenen philosophirenden Vernunft zusammenstimmt, daß sie aber, darüber hinaus, sich im Leeren verliert, weil der Verf., durch Phantasie und Gefühl verleitet, oft die subjective Beziehung einer Idee mit ihrer objectiven Gültigkeit verwechselt. Die Phantasie schiebt ihm für Begriffe, Bilder, Gefühl, für klare, nur dunkle halbwahre Vorstellungen unter. Wenn man dieß bedenkt, wird man sich nicht länger wundern, in einem Werke über die Poetik, die Dreyeinigkeits-Lehre, den Sündenfall, und mehrere Ideen der Dogmatik, siehe S. 29. 30. vorkommen zu sehen. Aus dem so eben angegebenen Grunde erklärt sich das Streben, bekannten Wahrheiten den Schein des Neuen und Wunderbaren zu geben, des Verf. Umherschwanken zwischen Wahrheit und Irrthum, welches die Leser so schwer zu einem festen Resultat über das vorliegende Werk kommen läßt.

Dieß Geständniß, welches wir hier über die Poetik des Verf., in so fern wir seine Hauptidee: Beziehung der Aesthetik auf Religion und moralisches Gefühl im Auge behalten, freymüthig und dem übrigen Werth des Buches unbeschadet, ablegen mußten, wird auch den Lesern als wahr erscheinen, wenn sie sich mit uns noch einer Un-

zen Prüfung der Offenbarungs-Theorie des Verf. unterziehen wollen.

Zuvörderst müssen wir wieder darauf aufmerksam machen, daß, wenn der Verf. von der Frage ausgeht: Wie komme die Religion ins empirische Bewußtseyn, er allerdings voraussetzt, daß sie eine unmittelbare Thatsache, etwa wie die Freyheit im Bewußtseyn gegeben ist. Wir haben aber bis jetzt schon gezeigt, daß eine solche Annahme willkührlich und unrichtig sey; da Religion auch subjectiv als Stimmung, Gefühl der Seele angesehen, nur aus dem Gebrauch und Anwendung des moralischen Gesetzes entsteht. Auch der Leser wird sogleich selbst wahrnehmen, wie die ganze Einführung der Religion ins empirische Bewußtseyn nichts als ein Gewebe schimmernder dunkler Ideen ist, denen jede Haltung fehlt.

Wir geben zu, es ist Thatsache unsrer moralischen Natur, daß wir, wie der Verf. sagt „vom Instinkt frey werden." Aber heißt dieß etwas anders als: der Mensch findet sich, wenn er über seine Handlungen nachdenkt, entweder der Sinnlichkeit unterworfen, oder über sie herrschend. Der letzte Fall, also dieß Freywerden vom Instinkt, tritt dann ein, wenn wir, vermöge der Kraft unsrer moralischen Natur, durch nichts Geringeres, als durch den bloßen Gedanken: so zu handeln ist deine Pflicht, uns bestimmen lassen. In so fern der Mensch nun diesem

reinen Vernunftgebot folgt, sieht er sich erhaben über die bloße Natur, fühlt sich frey von ihr und mit dem höchsten aller Wesen verwandt. Alles, was der Verf. über das Aufnehmen in das Wesen Gottes sagt, kann nun wohl im Gebiet des Verständlichen keinen andern Sinn haben als: dieß Gefühl einer Aehnlichkeit mit Gott andeuten, welches, wie Recens. zeigte, aus dem Bewußtseyn unsrer moralischen Würde entsteht. Will der Verf. diese Art zur Kenntniß Gottes zu kommen, dem gewöhnlichen Sinn des Wortes grad entgegen, Offenbarung nennen, so mag er dieß; doch, glauben wir, würde er es nicht gethan haben, wenn es ihm nicht darum zu thun gewesen wäre, seine Poetik mit der Offenbarung zu verbinden.

Versteht aber der Verf. unter jenem dunkeln Ausdruck: Frey werden vom Instinkt, nicht das Bewußtseyn unsrer moralischen Würde, wie es in uns bey der Ausübung reiner Handlungen entsteht, so kann er unter seiner Thatsache nichts anders, als ein lebhaftes Gefühl für Gott, das Erheben des Herzens zu ihm, bezeichnen wollen; also alles das, was wir sonst Religion im subjectiven Sinn nannten. Wenn jenes Gefühl aber, wodurch wir auch zu Zeiten über Sinnlichkeit und Natur uns erheben, des Verf. Thatsache ist; so verstehen wir ihn wohl, wenn er dieß eine fortwährende

Thatsache nennt, denn allerdings kann dieß religiöse Gefühl eben so wohl, wie jenes oben erwähnte moralische, immer von neuem in uns entstehen: aber warum soll dieß ein Wunder seyn, da sich zum Theil die Quellen nachweisen lassen, aus denen dieß Gefühl entspringt? Wir mögen daher die Thatsache des Verf. ansehen, von welcher Seite wir wollen, immer erscheint sie dunkel und zu viel umfassend, ja die Schwierigkeiten vermehren sich noch, wenn man darunter das religiöse Gefühl verstehen sollte. Denn nun fragen wir: warum verwechselt der Verf. weiterhin die Thatsache, das Gefühl selbst mit den Ursachen ihrer Entstehung? und dieß thut er, wenn er von historischen und psychologischen Thatsachen redet. So sagt er S. 48. „Historisch ist die Thatsache, wenn ich dazu zum Freywerden vom Instinkt — durch Ueberlieferung fremder Gedanken; Psychologisch, in wiefern ich durch Andacht und Erleuchtung dazu gestimmt werde, beydes zusammen ist Werk der Offenbarung.“ (??)

Diese Trennung zwischen historischen und psychologischen Thatsachen scheint Recens. aus folgenden Gründen unrichtig. Ist denn dieß Gefühl für Gott, dieß Erheben der Seele zu ihm, der Glaube oder das Bewußtseyn, daß wir ihm ähnlich sind, alles dieß, was der Verf. unter Thatsache versteht, dadurch eine andere, wenn

wir durch das Lesen einer Hymne — also historisch — oder wenn wir durch Betrachtung des Sternenhimmels oder Nachdenken über uns selbst dazu begeistert werden? Ist nicht Andacht und das tiefe Gefühl für alles Göttliche dasselbe, ob es durch das Lesen oder eigenes Anschauen erzeugt wird? Dieser Unterschied zwischen historischer und psychologischer Thatsache unterscheidet also — Nichts. Denn alle fremden Gedanken können jene Erhebung nur bewirken, wenn sie ein ähnliches Gefühl in uns antreffen, und das Herz, das keiner religiösen Empfindung mehr fähig ist, wird auch auf dem historischen Wege zu keiner gelangen; wir sehen also, wie beyde Ursachen, oder nach dem Verf. zu reden, beyde Thatsachen zusammen fallen. Was ist also das Wahre von dieser Behauptung —? Die religiöse Stimmung kann entstehen dadurch, daß unsre vom Gefühl begleitete Betrachtung von uns und der Welt ausgeht, oder durch fremde Gedanken veranlaßt wird, in beyden liegt aber kein Grund dieß eine Offenbarung Gottes zu nennen.

Wenn nun aber dieser ganze Begriff von Offenbarung, wie ihn der Verf. hier, und, variirt, an mehrern Orten seines Werkes noch giebt: daß Gott uns in sein Wesen aufnimmt, daß wir eins sind mit ihm, und ferner die Thatsache, die jenem Begriff zu Grunde liegt, nichts anders

als ein moralisches oder religiöses Gefühl ist, welches entweder aus dem Bewußtseyn, rein sittlich gehandelt zu haben, oder aus einer religiösen Beziehung aller Dinge auf ein höchstes Wesen entsteht; wenn wir ferner sehen, daß dieß Gefühl schon den Glauben an Gott voraussetzt; so ist doch wohl klar, daß des Verf. Offenbarungs-Imperatif, wie er ihn nennt, auf keinem festen Grunde ruht, daß alle Folgerungen, die er damit S. 49 verbindet, entweder gar keine Haltung haben, oder diese erst auf einem andern Boden bekommen.

So ist z. B. S. 48 von Gott als Gesetzgeber die Rede. Wir wissen wohl, was man sich sonst bey diesem Ausdruck dachte, aber etwas ganz anders ist es, wenn Herr Clodius hinzusetzt: „dadurch, daß er uns in sein höheres Wesen aufnimmt;" hier muß Recens. fragen: Wie geschieht das? Eben diese Frage müssen wir wiederholen, wenn der Verf. fortfährt: „Gott bewirkt in uns das religiöse Gewissen, den festen Pol des höhern Lebens, die absolute wundervolle Thatsache, die alles Bewußtseyn erst erklärt: daß wir identisch mit Gott sind." Auch hat Recens. sonst immer geglaubt: das Bewußtseyn, daß wir, wie der Apostel, und hier Herr Clodius, sagt, gleiches Wesens mit Gott sind, beruhe auf dem Bewußtseyn unsrer eigenen moralischen Natur, und es

sey also nicht Etwas was Gott in uns bewirkt, sondern was durch edle Handlungen selbst in uns erzeugt wird. Eben so willkührlich ist des Verf. Behauptung: „Gott offenbart sich als Executor, als Schöpfer der Materie, dadurch daß er uns tröstet und aufrecht erhält, durch Vorahnung der zu realisirenden idealen Welt, durch Vorahnung der Identität des Geistes und Natur.“ Also nichts als Ahnungen, dunkle Gefühle, die größtentheils durch nachzuweisende Ursachen hervorgebracht werden, dieß nennt Herr Clodius: „Gott offenbart sich“? Ob nun aus der ganzen Gedankenreihe des Verf., wie wir sie bis jetzt treu angegeben haben, sich folgendes Resultat bildet, wie wir es S. 50 lesen, darüber kann der Leser nun selbst entscheiden. Es heißt dort: „Religion, als das zur Form verbindende, und die „verbindende Form, das Gesetz sind identisch. „Beyde offenbaren sich. Wer aber das eine, z. B. „Gesetz, annimmt, ist logisch zu zwingen (?) „auch die Religion als verbindendes Bewußt„seyn anzunehmen, das wirken soll; mithin auch „kann. Ohne Offenbarung ist alle Heiligkeit „unsrer Moral-Philosophie — erschlichen!“

Aber auch angenommen des Verf. Offenbarungs-Theorie, und alle die Folgerungen, die er aus seinem Grundsatz: „Schaffe das Ideale außer dir“ herleitet, treffe keiner der Einwürfe, die wir so eben machen mußten; so würde doch sie,

und der Grundsatz, auf dem sie ruht, ganz zweck-
los dastehen, wenn es dem Verf. nicht gelingen
sollte das Wohlgefallen am Schönen, und die
Natur des letztern, aus seinem höchsten Princip
herzuleiten. Was bedürfte es dann jenes
Grundsatzes und aller der mystisch dunklen reli-
giösen und moralischen Bemerkungen, die sich an
ihn anschließen, wenn wir weiterhin wahrnehmen
sollten, wie Alles, was über das Wesen der schö-
nen Kunst gesagt wird, mit jenem früher aufge-
stellten Grundsatz entweder gar nicht, oder
durch ein fremdartiges Band verbunden ist.
Es frägt sich also: Wie kommt der Verf. vom
Moralgesetz und subjectiver Religion zu dem Be-
griff des Schönen? Herr Clodius sucht dieß
Räthsel S. 52. 53. also zu lösen.

„Wir sollen das Ideale, die ewigen wah-
„ren Ideen außer uns hinstellen, wirklich ma-
„chen. Alles aber, was der Mensch thut und
„treibt, hört auf ideal zu seyn, sobald es wirklich
„wird, dadurch entsteht ein ewiger Gegensatz
„zwischen Geist und Natur, das Ideale im Rea-
„len erscheint immer getrennt, alles unser Wir-
„ken und Thun wird immer nur ein Analogon
„des Idealen in uns seyn. In diesem Kampfe
„zwischen Wirklichkeit und Idealität würde end-
„lich der Geist erliegen, gelänge es ihm nicht,
„in heiligen Augenblicken eine Ahnung davon zu
„haben, daß Real und Ideal Eins, Geist und

„Natur Eins sey. Diese Augenblicke entstehen, „wenn die Phantasie aus dem All der Realitäten, „das Höchste, Nothwendigste heraus hebt, um „in diesem Realen das Ideale darzustellen. Im „Bewußtseyn, welches nun Geist und Natur in „Harmonie sieht, entsteht darin ein angenehmes „Gefühl, und dieß ist das Gefühl, welches „schöne Gegenstände in uns hervorbringen.“

So wahr jener in dieser Deduction angegebener Widerstreit der Natur gegen das Idealische in uns ist, und so oft wir eine tiefe Unzufriedenheit darüber empfinden, wenn unsre reinsten Absichten verhindert oder zerstört werden, so gern wir ferner zugeben, daß durch Betrachtung und Genuß gewisser schöner Kunstwerke, das Gefühl für eine reinere höhere Welt in uns genährt und gestärkt wird, und der Mensch durch die Schönheit sich über die gemeine Natur erhebt; so müssen wir doch gegen jene vom Verf. angegebene Entstehung des Schönen, des Gefühls, von dem es begleitet wird, und gegen den Zusammenhang mit seinem Princip folgende vier Bemerkungen aufstellen.

Erstens ist jene Stärkung, die durch das Schönheits-Gefühl in uns bewirkt werden soll, nicht nothwendig damit verbunden, sondern zufällig; sie kann auch aus einer andern als aus der Betrachtung schöner Kunstwerke entstehen. Zweytens. Das Hervorbringen des Schönen kann eben so oft, wie unser anderes Handeln,

den Muth niederschlagen als erhöhen. Drittens. Das Gefühl des Schönen entstehet nicht durch die Reflexion im Bewußtseyn, daß in den schönen Werken Natur und Geist als Eins erscheint. Viertens. Selbst zugegeben, Alles sey wahr, was der Verf. über dieß Gefühl sagt, so hätte er nur bewiesen, wozu es gut wäre, ohne daß er aber aus seinem willkührlich angenommenen höchsten Princip, aus dem kategorischen Imperatif, die Natur der Schönheit erklärt hätte, welches doch nöthig wäre, wenn wir mit ihm annehmen sollten: der Satz, der Moral und Religion begründe, sey auch Grundsatz der Aesthetik. Die Wahrheit dieser vier Bemerkungen, welche das Vorzüglichste zusammen fassen sollen, was sich gegen Herrn Clodius Poetik als ein philosophisches System sagen läßt, will Recens. nun im Einzelnen darzuthun suchen.

Zuerst jene Stärkung, von welcher der Verf. sagt, sie sey nothwendig, um den Geist des Menschen zu erheben, ist nicht an die Betrachtung schöner Kunstwerke gebunden. Welches moralische Gemüth hätte nicht, wenn die Gewalt der Umstände und die ganze Natur oft gegen das Idealische in ihm ankämpft und es hindert, Allem was es Wahres gedacht und Gutes gewollt hatte, Wirklichkeit zu geben, wer hätte sich da nicht über die gegenwärtige Ordnung der Dinge erhoben, und sich ein anderes Seyn ge-

bildet, wo jener Widerstreit nicht mehr ist — nach des Verf. Ausdruck: den Himmel in sich aufgenommen — Aber wenn in solchen Augenblicken die Seele mehr Kraft erhielt in die gegenwärtige Welt zu wirken, gestärkt durch den Blick in die idealische, so geschah dieß doch durch eine Stärkung, die nicht von Betrachtung eines schönen Kunstwerks ausging, sondern mit Ideen von Gott und Ewigkeit, die wir von einer andern Seite erhielten, zusammenhängt. Wenn indeß schöne Kunstwerke auch zu Zeiten dazu beytragen, der Seele jene Stimmung zu geben, so geschieht dieß wohl nicht dadurch, daß, wie der Verf. sagt, sie in den Kunstgebilden die Harmonie des Geistes und der Natur anschaut, welche sie in der eben beschriebenen religiösen Stimmung nur ahnet, sondern dadurch: daß ein großer Theil des Schönen einen Reichthum von Ideen in sich enthält und andeutet, wodurch unser Geist in seiner ganzen Tiefe aufgeregt, seine Kräfte geweckt und er so in eine Stimmung versetzt wird, in welcher die gewöhnlichen Begriffe ihm nicht genügen, wo er vielmehr ins Reich der Ideen sich erhebt; ist aber dieser Zustand erst herrschend, dann ist der Uebergang in das religiöse Gefühl, die Aufnahme jenes moralischen Glaubens, von welchem der Verf. redet, schnell geschehen.

Wenn nun aber, wie wir sehen, der Einfluß der Schönheit auf das moralische Gefühl

nicht nothwendig ist, wenn die Beschäftigung mit andern Gegenständen, z. B. mit Astronomie, eben dieß hervorbringt; so kann auch aus der Stärkung des moralischen Sinnes, die durch das Schöne bewirkt werden soll, keine absolute Nothwendigkeit desselben bewiesen werden, welche zu zeigen Herrn Clodius Hauptwerk war.

Wollte dieser aber darauf entgegnen: die schönen Kunstwerke sollen nicht unmittelbar jenen Glauben in uns hervorrufen, das Gefühl für ein anderes Daseyn unmittelbar stärken, sondern ihr Zweck ist, hier schon die Möglichkeit einer künftigen Einigung des Idealen und Realen zu zeigen, darum weil in ihnen beyde vereint scheinen, und sie in so fern Bilder — Typen der künftigen Welt sind; so erwiedern wir:

Alles, was ein Künstler hervorbringt, das Ideale, dem er Wirklichkeit giebt, tritt nicht, gleich einer Minerva, fleckenlos wie sie der Gott empfangen hat, in die Wirklichkeit. Alles Ideale, was der Dichter und jedes Kunst-Genie in seinen schönsten Stunden in sich erzeugte und nährte, bekommt durch Sprache, durch jedes Mittel der Darstellung einen individuellen Charakter: Es wird demnach — so wie jede Philosophie nur ein Analogon, Wiederschein des ewig Wahren ist — so jedes Schöne nur ein Analogon des absolut Schönen seyn können. Wenn der Verf. dieß selbst zugeben muß, so fragen wir: ob die Kunstwerke für den Zweck, den sie erreichen sollen, hö-

her stehen, als Alles andere, was der Mensch sonst thut und treibt, wobey er das Ideale in sich außer sich darstellen will? Gewiß nicht! denn Alles, was der Mensch hervorbringt in der Absicht, dadurch das Ideale in ihm außer sich wirklich zu machen, z. B. alle moralischen Handlungen, tragen eben so sehr den Wiederschein des Ideal-Guten an sich, wie die schönen Kunstwerke den Wiederschein des Ideal-Schönen in sich enthalten, diese letztern sind also durch ihre Natur, durch ihre Darstellung des Idealen im Realen um nichts besser geschickt, die andere Welt zu repräsentiren, und den Menschen dahin zu erheben, als es jede moralische Handlung auch thun kann. Durch die Klage der Dichter, und aller großen genialischen Künstler, wird die eben gemachte Bemerkung noch von einer andern Seite bestätigt. Unmuthig wenden sie sich oft von ihren Schöpfungen hinweg, weil diese nur eine schwache Nachbildung des in ihnen ruhenden Ideals ausdrücken; so wie ein moralisches Gemüth oft mit seiner besten That nicht zufrieden ist, sondern in jeder nur eine schwache Annäherung an sein höchstes Ideal findet. Daß indeß in gewissen, vorzüglich plastischen, Kunstwerken der Wiederschein, oder die Annäherung des Realen zum Idealen, deutlicher hervortrit als in philosophischen Systemen, oder in moralischen Handlungen, ist natürlich, denn jene treten unmittelbar vor die Anschauung, indeß diese durch

den Verstand gefaßt werden. In diesem Unterschied, der doch nur die Art betrift, wie wir den Wiederschein des Idealen im Realen wahrnehmen, mag die Ursache liegen, warum Herr Clodius nur die Kunstwerke als Mittel ansah, in dem Realen den Schimmer des Idealen wahrzunehmen.

Aber drittens entsteht auch das Wohlgefallen am Schönen nicht aus dem reflectirenden Bewußtseyn, daß die Kunstgebilde Natur und Geist Eins seyen, oder, wie der Verf. sich ausdrückt: S. 54. „Wenn die Phantasie aus dem All der Realitäten, das Höchstnothwendige herausgefunden und so eine Anschauung des Idealen im Realen, wenigstens einen Wiederschein davon bewirkt hat, so entsteht im reflectirenden Bewußtseyn, wegen der Harmonie des Geistes und der Natur, ein Gefühl der geistigen Lust, welches das Gefühl des Schönen genannt wird." Gegen diese Erklärung, welche das Wohlgefallen am Schönen aus dem Bewußtseyn, das über die Anschauung reflektirt, entstehen läßt, spricht gar Vieles.

Zuvörderst macht des Verf. Erklärung dieß Wohlgefallen von einem, sey es auch noch so dunkel gedachten, Urtheil, von einer vorhergehenden Vergleichung abhängig. Bey dem Gefühl, welches das Schöne begleitet, werden wir keine solche Urtheile in uns gewahr, es wird uns unmittelbar durch die Anschauung gegeben, die Anschauung aber zeigt uns nicht die Harmonie des

Geistes und der Natur, das Bewußtseyn einer solchen Harmonie setzt eine Vergleichung, eine vorhergehende Trennung und Vereinigung voraus, alles dieß liegt aber außer der Sphäre der Anschauung, und doch wird diese unmittelbar vom Gefühl des Wohlgefallens oder Mißfallens begleitet. Die Erfahrung, die doch in Sachen des Gefühls eine Stimme hat, bestätigt dieß. Wenn eine solche dunkel gedachte Zusammenstellung des Idealen im Realen vorangehen müßte, woher denn das Gefallen an schönen Gegenden? Wer hat bey dem Blick in ein blühendes Gefilde, in ein Thal, wo der Frühling erwacht, wo Berge mit Blüten sich kränzen, und der Bach durch Blumen sich schlingt, wer hat da in seiner Brust nicht das Gefühl der Schönheit empfunden? ist aber hier ein Zusammenfallen des Idealen im Realen nur denkbar? oder haben wir das Ideal einer absolut schönen Landschaft in uns, daß eine Annäherung in der Wirklichkeit uns Vergnügen geben könnte? Will Herr Clodius dieß behaupten, und meynen, daß wir zu dem Genuß, den eine schöne Gegend uns gewährt, ein solch inneres Bild mitbringen, daß also auch hier nur durch den Wiederschein des Idealen im Realen das Wohlgefallen entsteht; so übersieht er: daß wir doch irgend einst zum Erstenmal eine Gegend schön nannten, früher also dieß Gefühl hatten, ehe noch, durch den Anblick schöner und mannichfacher Naturscenen, und durch den dadurch

gehabten ästhetisch-mannichfachen Genuß, die Phantasie fähig war, sich das Bild einer schönen Landschaft zu entwerfen; was aber später wurde, kann doch nicht Grund des frühern Vergnügens seyn. —

Noch mehr, wenn das Wohlgefallen am Schönen nur möglich wäre dadurch, daß das Ideale in die Wirklichkeit träte, was wäre denn das für eine geistige Lust, die Raphael empfand und in seinen Briefen auszudrücken suchte, als er in sich solche hohe Gestalten anschaute, von denen es ihm war, als ob sie vom Himmel herabgestiegen wären, auf denen sein Blick früher schon mit Entzücken verweilte, und gewiß mit höherem, eh' er sie auf seiner Staffeley in die Welt einführen konnte? Oder Rousseau, von dem es bekannt ist, daß, eh' er noch ein Wort seines Werkes niederschrieb, er es vollendet in sich trug, hat er etwa seine Heloise ohne Wohlgefallen in sich groß gezogen? Und doch hatten diese innern Schöpfungen des Genie's noch keine äußere Natur, sie waren Ideale, an denen keine Vereinigung des Realen sich wahrnehmen ließ, und doch erheiterten und erfreuten sie vor ihrer irdischen Wirklichkeit das Leben dessen, der sie in sich trug. Was beweiset dieß? Daß es keiner durch Reflexion eingesehener Harmonie des Geistes und der Natur, des Idealen im Realen bedarf, um das Wohlgefallen am Schönen in uns hervorzubrin-

gen, sondern daß das Idealische allein, ohne Beziehung auf das Reale, dessen fähig ist. So erfreut uns der erste Anblick irgend einer schönen Gestalt, auch wenn wir uns nie ein solches Bild von ihr entworfen haben.

Ohne hier die Natur des ästhetischen Wohlgefallens ganz zu entwickeln, so scheint Rec. die einzige Quelle desselben in jener Anlage der Seele zu liegen, die wir im größern oder kleinern Grade bey allen Menschen finden: in dem Streben, in der Thätigkeit, alle ihre Kräfte zur höchsten Vollendung zu erheben, alles was sie einmal gefaßt hat, auf's Höchste auszubilden. Dieß Streben der Seele, wenn es auf Erkenntnisse gerichtet ist, erzeugt Begriffe, und wenn wir von diesen die höchsten aufsuchen, philosophische Systeme. Bey diesem Streben, seine Erkenntniß zu vervollkommnen, sieht der Mensch entweder, daß er sich dem Ziel nähert, daß ihm sein Streben gelingt, oder, daß es ihm mißlingt; im erstern Fall wird ein angenehmes, im andern ein unangenehmes Gefühl in ihm entstehen — denn jede Befriedigung eines Bedürfnisses, es sey nun sinnlicher oder geistiger Natur, erzeugt ein Gefühl der Lust. Als Archimedes über ein mathematisches Problem nachsann, endlich die Auflösung desselben fand, und sein εὕρηκα ausrief, war dieß gewiß von einem sehr angenehmen Gefühl begleitet. Wie wir aber in uns, wenn die Thätigkeit einer See-

senkraft in ihrem Streben glücklich ist, das Gefühl des Wohlgefallens in uns annehmen, so wird dieß auch bey den andern Seelenkräften, z. B. bey der Phantasie der Fall seyn, wenn in ihr jene Thätigkeit, dieß Grund-Vermögen der Menschen, wirksam erscheint. Die Phantasie zeigt sich aber dann als thätig, wenn sie aus dem Stoff der gesammelten Anschauungen und Begriffe neue Gestalten entwirft, Ideale schafft. Je reichhaltiger nun der Stoff der Anschauungen, und je größer die Schöpferkraft der Phantasie selbst war, desto vollkommner werden ihre erzeugten Ideale ausfallen, desto größer wird das Gefühl der Lust seyn, welches aus dieser gelungenen Thätigkeit, aus der Zufriedenheit der Phantasie mit sich selbst, entsteht. Da indeß alle Ideale, welche die Phantasie bildet, sobald diese vom innern Sinn angeschaut worden sind, wieder zu der Masse von Bildern gehören, die in der Einbildungskraft ruhen, so wird die Phantasie, so lange sie ihre Thätigkeit nicht verliert, diese ihre Ideale selbst nur als Stoff behandeln, sie wird, wie Saturn, ihre eignen Kinder verschlingen, um — neue und schönere zu gestalten. Das Kunst-Genie, welches sich allein in diesem Schaffen des Idealen offenbart, wird daher nie arm an jenem Gefühl, welches das Schöne weckt, seyn können, da es seine innre Welt mit immer neuern und schönern Schöpfungen erweitern und bereichern kann, ja es wird dieß Vergnügen em-

pfinden, wenn es auch nicht das kleinste seiner Ideale in der Wirklichkeit aufgestellt hätte. Sobald der Künstler aber durch Mittel, Farbe, Sprache, oder Stein sein Ideal darstellen will, so werden wir ihn auch hier wieder glücklich oder minder glücklich bey Erreichung seines Zweckes sehen. Je mehr es ihm gelingt, das Dargestellte dem Darzustellenden — Ideal — näher zu bringen, je zufriedner mit sich und seiner Kunst wird er, und je größer sein Wohlgefallen mit dem realisirten Ideal seyn.

Aber wie wird nun dieß Gefühl am Schönen im betrachtenden Gemüth entstehen? Recens. glaubt auf ähnliche Weise. Wer zum Genuß des Schönen gelangen will, muß fähig seyn, das vom Künstler aufgestellte Ideal in sich wirken zu lassen. Diese Fähigkeit, an welche das Wohlgefallen am Schönen geknüpft ist, werden wir aber in keinen andern Seelenkräften aufsuchen dürfen, als in denjenigen, durch welche das Schöne erzeugt wird: in der, mit Vernunft und Empfindungsvermögen verbundenen, Phantasie. Denn so wie in der materiellen Welt nur verwandte Körper sich anziehen, so werden auch in der geistigen nur verwandte Kräfte sich freundlich berühren. Wenn wir aber davon ausgehen, so werden wir aus dieser Quelle die Entstehung des Wohlgefallens am Schönen deutlich nachweisen können, ohne mit

Herrn Clodius eine Reflexion im Bewußtseyn annehmen zu müssen.

Wir haben schon vorhin bemerkt, daß es ein eigenthümlicher Zug unsrer geistigen Natur ist, ins Unendliche aufzustreben, das Errungene nur als Mittel zu neuen Siegen zu benutzen; daß ferner Alles, was diesem Streben sich entgegensetzt, das Gefühl der Unlust, Alles, was diese Thätigkeit begünstiget und unterstützt, das Gefühl der Lust erzeugt. Von diesem Grundsatz ausgehend sahen wir, wie bey dem Künstler das Wohlgefallen am Schönen nur Folge einer mehr oder minder gelungenen Thätigkeit jener drey oft genannten Seelenkräfte ist; er muß erst Ideale schaffen, um sich ihrer freuen zu können, in diesem Hinstreben zur Idealität entsteht in ihm erst das Gefühl des Schönen. Soll nun das betrachtende Gemüth ebenfalls an den Schöpfungen des Künstlers Freude finden, so wird dieß nur unter der Voraussetzung möglich seyn, daß die in ihm ruhenden Kräfte, Phantasie, Vernunft und Empfindung durch das Werk des Künstlers zur Thätigkeit, zu dem Streben, etwas Idealisches in sich zu erzeugen, aufgerufen werden. Je stärker dieß geschieht, je mehr das äußere Kunstwerk die innre Schöpfungskraft in uns aufregt: desto größer wird unser Wohlgefallen daran seyn. Ein Gemälde, welches wir anschauen, ohne daß unsre Phantasie aufgefor-

dert wird, sich dasselbe anzueignen und in sich auf-zunehmen, erklären wir höchstens für mittelmäßig, nicht für schön, wenn es aber so gar, statt die eigne Thätigkeit zu wecken, diese in uns stört, weil es zu tief unter den Gestalten steht, die in uns ruhen, so nennen wir es häßlich. Auch ein Gedicht läßt uns gleichgültig, dessen Sänger nicht verstand, durch Bilder, welche dem Cultur-Grad unsrer Phantasie angemessen sind, durch Empfindungen, die in uns verwandte finden, die eigene Thätigkeit unsers Gemüths aufzuregen: die Kräfte der Seele, die durch den Dichter beschäftiget seyn wollen, werden es nicht, und wir erklären es für — langweilig, und für häßlich oder schlecht, wenn es gemeine Ideen, in gemeinen oder unnatürlichen Bildern und flache Empfindungen ausdrückt, oder durch andere Fehler die Thätigkeit der erwähnten Seelenkräfte beschränkt, und wie eine Last auf das Gemüth fällt, welches auf den Schwingen des Dichters zu etwas Idealischem aufstreben wollte. Aus diesen Bemerkungen geht, wie Recens. glaubt, das Resultat klar hervor, daß das Wohlgefallen am Schönen und der Grad desselben, nur nach dem Grad der Thätigkeit, die durch das dargestellte Ideal in uns geweckt wurde, zu bestimmen ist. Daß ferner jene Thätigkeit, also auch das Wohlgefallen, stärker oder schwächer erscheinen muß, je nachdem des Betrachtenden Gemüth sich dem Gemüth des Künstlers nähert oder von ihm ent-

fernet. Diese Ansicht erklärt es, warum alle unsere Urtheile über ein Kunstwerk nur subjectiv seyn können, warum selbst die Meynungen gebildeter Menschen so verschieden über dasselbe ausfallen, warum oft einzelne Theile desselben dem einen mehr, dem andern minder gefallen: denn alle diese Fragen werden durch die eine Antwort beseitiget: weil die Bildung der Kräfte, die zur Erzeugung des Schönen thätig sind — den Schönheitssinn constituiren — bey vielen Menschen verschiedene Grade annehmen kann. Es wird ferner dadurch erklärt, warum viele Maler mit größerm Vergnügen unter einer Sammlung von Gemälden, als bey Darstellung eines Schillerschen Trauerspiels verweilen, warum der Tonkünstler sein Ohr lieber Mozarts Tönen hingiebt, als sein Auge auf Raphael's idealische Gestalten heftet. Darum weil bey dem Erstern die Thätigkeit seines Schönheitssinns mehr durch Gemälde, bey dem Andern mehr durch Töne geweckt und genährt wird. Doch wir wollen von den Folgerungen absehen, die sich aus den mitgetheilten Ideen über die Entstehung des Schönen und des Wohlgefallens daran ergeben würden, und zu Herrn Clodius Meynung über das Schöne zurückkehren.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir zeigen wollten, wie der Verf. selbst zum Theil das Wahre berührt, bald davon abgleitet, und

dieß daher, weil er die Trennung des ästhetischen Ideals vom Idealen überhaupt zu wenig berücksichtiget hat. Denn nur bey dieser Verwechslung konnte Herr Clodius S. 64 so schreiben: „Die Fähigkeit neue schöne geistige Formen zu erfinden und die Ideale so viel als möglich darzustellen, nennen wir Genie. Jeder Erfinder in irgend einer Wissenschaft bedarf also eines Grads von Genie" — bis hieher noch ziemlich richtig, wenn wir auch schon fragen könnten, ob jede Wissenschaft zur Darstellung ihres Ideals einer schönen geistigen Form bedürfe? — Doch der Verf. fährt fort: „Jedes wissenschaftliche Genie muß die Vereinigung des Mannigfaltigen zur idealischen Einheit ahnen durch das Schöne. Wer die mathematischen Figuren zuerst construirte, stellte den Schein von etwas Idealischem dar, und mit Recht nennt daher Plato den Zirkel eine schöne Figur." Welchen Stoff zu Berichtigungen böte nicht diese eine Anmerkung! Recens. will nur in Fragen seine Gründe dagegen andeuten. Zu welcher Verwirrung von Begriffen muß es nicht hinführen, wenn der Verf. im Construiren mathematischer Figuren das Schöne entdeckt? Die Construction besteht ja im Hervorbringen reiner Raums-Anschauungen, ohne daß ihnen eine Ahnung der idealen Einheit des Mannigfaltigen durch das Schöne zum Grunde läge. Oder in welcher Beziehung steht das Schöne bey alle den Wissenschaften,

welche durch Verstand und Vernunft, nicht durch Phantasie, ihre Ausbildung erhalten. Welchen Sinn hat es z. B. in der Philosophie, wenn wir dort des Verf. Satz: das Genie ahne die Vereinigung des Mannichfaltigen zur idealen Einheit durch das Schöne, anwenden wollten? Allerdings wird das philosophische Genie, wie Kant, Leibnitz ꝛc. eine neue Hauptidee aufstellen, die wie eine Seele in alle Theile der Wissenschaft sich verbreitet, wie Kant in seiner Vernunftkritik durch die Erörterung der Begriffe, a priori, Newton durch das Gesetz der Schwere, Copernicus durch den einfachen Gedanken: die Erde bewegt sich um die Sonne, gethan hat. Aber bey allen diesen Männern, die als Erfinder in den Wissenschaften auftraten, war es das Ideal einer gewissen Zweckmäßigkeit, aber keineswegs die Schönheit, die sie bey ihren Forschungen leitete. Ueberhaupt: das Erfinden großer origineller tiefgreifender Ideen, ist, wie das Erfinden neuer schöner ästhetischen Ideale, so wie alles Schaffen, tief in das innere Heiligthum des Gemüths gelegt; wie wir die Werkstatt der Natur nie belauschen, das von ihr Geschaffene nur analysiren können, so möchte sich wohl auch das Schaffen des menschlichen Geistes nie vollständig deduciren lassen. Höchstens werden wir die Kräfte, die Elemente, wodurch er wirkt, angeben, die Wirksamkeit selbst aber nie beschreiben können.

Wir haben für unsern Zweck hinlänglich bewiesen, wie wenig der Verf. das Wohlgefallen am Schönen dadurch aus der rechten Quelle herleitet, wenn er diese in dem reflectirenden Bewußtseyn, dem Geist und Natur als Eins erscheint, aufsucht, und sonach wäre auf dieser Seite, auf welcher der Verf. die Aesthetik mit Religion verbinden wollte, keine Verbindung wahrzunehmen. Aber wenn wir auch von jener Wirkung, die durch das Wohlgefallen am Schönen entstehen solle, von jenem Bewußtseyn, das in schönen Kunstwerken Typen der künftigen Welt erblickt, absehen, und annehmen wollen, es habe dem Verf. bey seinen Untersuchungen der wahre Sinn vorgeschwebt, und seine Meynung sey, wie die unsre, diese: daß Alles uns das Gefühl am Schönen giebt, wodurch die idealische — perfectibile — Anlage der Phantasie, und aller durch sie wirkenden Kräfte genähert wird, daß nur dieß, was sich als Annäherung, als Wiederschein dieses Theils unsrer Idealität verkündiget, schön ist: also auch zugegeben, der Verf. habe dieß Resultat uns aufstellen wollen, so müssen wir doch noch untersuchen, auf welche Weise sind seine Ideen über das Wesen der Schönheit mit dem moralischen Imperativ, mit dem Grundsatz jeder Philosophie verbunden.

Recens. hat bisher immer geglaubt, daß nur dann ein Satz für irgend eine Wissenschaft,

wenigstens hypothetisch, als Grundsatz gelte, wenn sich aus ihm alle die Bedingungen ableiten lassen, welche zur systematischen Darstellung der Wissenschaft nöthig sind, wenn man auf ihn alle einzelnen Theile derselben zurückführen kann: so ist die ursprüngliche Raums-Erzeugung Grundsatz der Mathematik, weil nur durch ihn alle Axiome erst möglich sind; so ist die Idee der Freyheit Grundsatz für die Moral, weil nur durch ihn die einzelnen Lehren derselben zusammengehalten werden. Finden wir eine solche innere Verbindung auch bey Herrn Clodius wieder? Des Verf. Imperativ und Grundsatz, aller, auch der ästhetischen Kenntnisse, war dieser: Suche das Ideale in dir außer dir darzustellen; also ein Gebot der praktischen Vernunft. Dieß Princip auf den Künstler angewendet, würde ihm zurufen: Schaffe schöne Kunstwerke; eine Anwendung, von welcher der Verf. selbst absieht, da der Mensch zur Hervorbringung des Schönen durch kein sittliches Gebot genöthiget werden kann; weil jenes allein durch die freye Willkühr der Phantasie entsteht. Wenn also auf diese Weise die Aesthetik sich nicht an den Verf. Imperativ anschließt, wie hat er denn das Band zwischen beyden geknüpft? Hat er nachgewiesen, wie die Seelenkräfte, durch vereinte Thätigkeit das Schöne erzeugen, durch jenes Princip geweckt, geläutert, gebildet werden? Nein! der Verf. erklärt selbst die Entstehung schöner Kunstwerke richtiger dadurch, wenn

er sagt: die Phantasie wählt in ihrer höchsten Freyheit aus dem All der Realitäten das Höchstnothwendige heraus, und sucht das Ideal, was sie dadurch bildet, in einem Werke darzustellen. Das Wahre, was in dieser Angabe über die Natur des Schönen liegt, kann von uns allen richtig eingesehen und gefaßt werden, ohne daß wir, um diese Gültigkeit zu beweisen, nöthig hätten, bis zu des Verf. Vernunft-Gebot hinauf zu steigen. Wenn aber die Einsicht in die Natur des Schönen ganz unabhängig vom Sittengesetz ist, warum erst hat der Verf. dieß als leitende Idee an die Spitze seiner Poetik und jeder Kunstphilosophie hingestellt, warum erst seine Ansicht der Religion, die jetzt als ein todtes fremdartiges Glied in einem organischen Körper erscheint, darein verwebt? Der Leser wird sich von dem Nichtzusammenhang der Aesthetik mit dem kategorischen Imperatif und der darauf sich gründenden Religion vollständig überzeugen, wenn wir alles, was der Verf. (Seite 55-63.) in seiner dort geführten Deduction der Religion, des Glaubens, der Hoffnung, aus dem Wesen der Schönheit sagt, in folgende Sätze auflösen und daraus einen Schluß bilden.

Erstens: Es ist das höchste Gesetz, alles was wir als Ideal, als Wahr und Gut anerkennen, auszuüben, weil wir so nur identisch mit Gott erscheinen. Zweytens: Wir erreichen

diesen Zweck nie ganz. Drittens: Wir würden daher erliegen, wenn es nicht zu Zeiten ein Gefühl der Stärkung gebe. Viertens: dies bieten uns die schönen Kunstwerke, welche den Schein des erreichten Ideals an sich tragen, und — Angenommen, daß der 4te Satz so bewiesen wäre, wie wir gezeigt haben, daß er es nicht ist; so würde doch eine natürliche Folge aus jenen vier Sätzen nur diese seyn: wir müssen daher das Gefühl der Schönheit in uns nähren — Was schließt aber unser Verf.? Darin ist also die Wissenschaft des Schönen und ihr Grundsatz mit jenem Ersten Imperativ Eins und verbunden! Wir glauben, daß ein jeder die Unrichtigkeit eines solchen Schlusses einsehen wird.

Der Verf. sucht zwar §. 9, Seite 205 die Verbindung der Aesthetik mit seinem Imperativ bestimmter und mit vielem Aufwand philosophischen Scheins aus einander zu setzen. Wir müssen daher, um die Akten über diesen [illegible] und mindestens originellen Versuch einer kritischen Philosophie vollständig zu geben, hier das Wesentliche zusammendrängen, was der Leser S. 215—227 weiter nachsehen kann.

„Vorausgesetzt, heißt es dort, daß eine rationale Bewußtseynslehre, die, beym Bewußtseyn zusammen wirkenden, aber an sich verschiedenen Geisteskräfte mit absoluter Nothwendigkeit deducirt, hiernächst die Stammbegriffe, nach denen alle denkbaren Gegenstände zu betrachten

sind, festgesetzt hätte: *Erstens* das Verhältniß des Schönen zu jeder dieser verschiedenen Geisteskräfte; *Zweytens* die Eigenschaften des Schönen nach jenen Stammbegriffen, und *drittens* nach dem hiedurch bestimmten Wesen des Schönen, die nothwendigen Untergattungen desselben a priori erschöpfend anzugeben." Herr Clodius sucht im Folgenden, das was er als Problem hier aufstellte, so zur Theorie zu erheben.

Wir finden, fährt er fort, wenn wir auf unsre innere Erfahrung achten, in uns ein *Begehrungs-, Empfindungs-, Beurtheilungs-, bestimmendes Vermögen*. Das erste giebt den Willen, das zweyte sinnliche Vorstellungen, das dritte den Verstand, das vierte die Vernunft. Diese vier Vermögen finden wir in uns handelnd. In der Kindheit ist der Mensch und die Menschheit mit den drey ersten Vermögen zufrieden; aber wenn er sich vom bloßen Instinkt losreißt, will er wissen, *warum* er ist, er ist nicht zufrieden, daß er *empirisch* ist, er will wissen, d. h. aus Gründen a priori urtheilen, warum Er ist und die Welt. Dieß Streben über die Natur und die letzten Gründe der Dinge und des Daseyns außer den Menschen zu erforschen, ist Metaphysik; eine Wissenschaft, die sich in Widersprüche verwickelt: sie liefert keinen absolut nothwendigen Grund zum Daseyn und Handeln. Diesen Grund giebt dem

Menschen die Offenbarung, oder die Thatsache, wenn die Vernunft sich über den Instinkt erhebt und den Menschen in das gesetzliche Daseyn versetzt; diese zeigt, daß das Allgemeine und Nothwendig-bestimmende sich nicht außer, sondern im Menschen findet. Das absolut nothwendige Wesen offenbart sich als ein solches, welches durch das zufällige menschliche Daseyn etwas Gesetzliches bewirken, d. h. anschauen, begreiflich machen will. Es ergeht daher ein Imperatif an die sinnliche Natur des Menschen zum gesetzlichen Leben. Sobald der Mensch sich dieses Aufrufs bewußt wird, entsteht in ihm das verpflichtende Bewußtseyn, Gewissen. Wenn nun dieß nicht blos negative, sondern zum Handeln antreibende, Gewissen sich an die Spitze der Wissenschaft stellt, so entsteht daraus eine rationale Psychologie, nach welcher sich die Thatsachen der empirischen erklären, absolut nothwendig deduciren, die Seelenkräfte a priori eintheilen lassen, was bisher noch nicht geschehen ist.

So versucht es der Verf. auf einem neuen Wege den Grund zu einer rationalen Psychologie zu legen, welches man seit Kant für unausführbar hielt, weil man glaubte, eine rationale Psychologie könne nur eine solche seyn, die von der Kenntniß des Wesens der Seele ausginge; da man aber diese letztere wie als ein Wesen an sich

kennen zu lernen vermöge, so müsse man sich mit der empirischen Psychologie beruhigen. Wenn es nun dem Verf. gelungen wäre, aus dem Wesen der Seele, die Wirkungen derselben, die wir in uns wahrnehmen, herzuleiten, so würde er uns allerdings zu einer rationalen Psychologie hingeführt haben; so hat er aber nichts anders gethan, als die einzelnen Thatsachen des Bewußtseyns gesammelt, und sie in eine andere Beziehung gebracht, wie wir sogleich sehen werden.

Wir wollen indeß dem Leser nicht zumuthen, daß er mit uns in jenes dunkle Gebiet der Speculation hinabsteigen soll, in welches uns eine vollständige Untersuchung aller der Ursachen, um deren willen des Verf. Princip zu einem Grundsatz der gesammten Philosophie untauglich ist, führen würde, vorzüglich da diese Untauglichkeit schon aus den oben gemachten Bemerkungen über Herrn Clodius Hypothesen von Offenbarung, geistlichem Wesen, Thatsachen des höhern Bewußtseyns, eingesehen werden kann. Wenn er wieder hier S. 218 der Metaphysik vorwirft, daß sie vergeblich suche, einen absoluten Grundsatz des Daseyns und Handelns außer dem Menschen zu finden, so vergißt er, daß die Metaphysik der Sitten den letzten Grund zum Handeln allerdings im Menschen angegeben hat; ja er übersieht es, daß er im Gegentheil in eine tiefere mystische Verirrung geräth, wenn er das geistliche

Wesen außer uns, Gott, zur letzten Bedingung unsers Handelns macht. Ueberhaupt, dünkt Recensenten, geht Hr. Clodius von einer unrichtigen Ansicht aus, wenn er meynt: die Philosophie oder Metaphysik habe den Zweck zu erklären, Warum der Mensch ist und — die Welt, sie soll uns zeigen, daß sie ist, daß Dinge außer uns da sind. Sein Imperativ als Grundsatz läßt diese Frage bey Seite liegen, er setzt schon ein Reales und Ideales voraus, ohne zu sagen, wie er zu beyden, vorzüglich zum Erstern, kommt. Zwar stellt der Verf. den Worten nach das Gewissen an die Spitze alles Wissens: aber was berechtigt ihn dazu? hat er gezeigt, wie aus einem praktischen Gebot sich theoretische Kenntnisse ableiten lassen? Wir sehen also an der Spitze seines Systems eine petitio principii, eine willkührliche Annahme der äußern Welt (Realen) und eine willkührliche Annahme des Gesetzes zum Handeln, als eines Grundsatzes für das Wissen. Der Verf. will vielleicht sein Princip dadurch rechtfertigen, daß er sagt: Aus diesem Imperativ lassen sich die übrigen Thatsachen des empirischen Bewußtseyns deduciren, und so eine rationale Psychologie begründen. Der Zweck dieser Blätter, dem weitgreifende Untersuchungen über rein metaphysische Gegenstände nicht angemessen wären, erlaubt uns nur, die Leser darauf aufmerksam zu machen, daß Herr Clodius den Wer[illegible] [illegible] des höhern oder transscendentalen Gemüths[illegible]

seinen allein in das Bewußtseyn des moralischen Gebots legt. Der Begriff des höhern Bewußtseyns entsteht dann, wenn wir über die Handlungen des Gemüths reflectiren, die uns zu erkennenden und handelnden Wesen constituiren. Alles, was der Verf. thun konnte, war zu zeigen, welchen Gebrauch die praktische Vernunft von jenen andern Vermögen der Seele machen kann; dieser Gebrauch beweist aber nicht, daß jene andern Kräfte in der moralischen Natur begründet sind, daß ihre Gesetze, ihre Thätigkeit, von jenem moralischen Imperatif abhangen. Der Verstand würde ohne alle praktische Vernunft doch seine Begriffe bilden, die Urtheilskraft sie anwenden, und die Vernunft durch Schlüsse ihre Kenntnisse zu erweitern suchen. Doch die Leser sollen sogleich selbst sehen, daß der Verf. die Vermögen des Geistes aus der praktischen Vernunft nicht so wohl deducirt, als nur die Anwendung zeigt, welche diese von ihnen machen kann. Folgende Stelle giebt den Beweis. S. 219 heißt es: „Das instinktmäßige Leben wird vom absolut nothwendigen Wesen aufgefordert zu wirken, anzuschauen, zu begreifen, auf das ihn zur Wirksamkeit auffordernde wieder zu reflectiren, und so an dem Bewußtseyn der absoluten Gesetzlichkeit Theil zu nehmen. Weil also das absolut nothwendig gesetzliche Wesen durch den Menschen wirken, das Ideal darstellen will, so weiß der Mensch, warum er *) einen Willen hat, um das

Gesetzliche im Reiche hervorzubringen; und Wille erscheint nun nicht als Begehrungsvermögen, sondern als der gesetzliche Wille Gottes. 2) Warum er Empfindungsvermögen habe, um das Gewirkte anzuschauen? (13) 3) Warum er ein begreifendes, vergleichendes, urtheilendes Vermögen habe, um das Geschehene nach dem zu messen, was geschehen sollte. 4) Warum er eine Vernunft habe, um die innere Gesetzlichkeit im Bewußtseyn zu vernehmen rc.“

13. Schon der Gedanke, von welchem der Verf. hier ausgeht, leitet zu einer ganz andern Ansicht. Was soll das heißen: das instinktmäßige Leben wird aufgefordert rc.? Die Behauptung auf Deutlichkeit und Richtigkeit zurückgeführt, enthält dann nichts anders als folgende Wahrheit, die freylich nicht in das System des Verf. passen möchte. Der Mensch, in so fern wir ihn auf der Stufe betrachten, wo er an das Thier grenzt, hat in sich nichts als Gefühle, Anschauungen, Neigungen. Wär' er nichts als Thier, so würd' er auch diesem gemäß leben, sein Leben wäre dann aber nur leidend, blind; keine eingesehene Gesetzmäßigkeit waltete in ihm. Der Mensch begnügt sich indeß nicht damit, daß er empfindet, anschaut und begehrt, er hat eine höhere Kraft in sich, die alle andern Kräfte be[illegible], alle [illegible] als Stoff behandelt, sich

ist die Selbstthätigkeit seines Geistes. Sie ist es, durch die er seine Anschauungen zu Kenntnissen, seine Gefühle zu Geschmacks-Urtheilen, sein Begehrungsvermögen zum Willen ausbildet; durch diese Kraft — Spontaneität — tritt der Mensch aus der Thierheit heraus, sie ist's, die ihn zum Bewußtseyn der Gesetzlichkeit erhebt, und er wird nicht dazu, wie der Verf. meynt, aufgefordert, sondern er erzeugt diese Gesetzlichkeit für sich.

Wenn wir aber durch diese Selbstthätigkeit allein, aus dem bloßen animalischen Daseyn, in ein höheres menschliches hinüber treten können; wenn ferner jene Kraft, wie alle Naturkräfte, nach gewissen Gesetzen wirkt; so ist klar, daß die Einsicht in diese Gesetze, in ihre Verbindung und Anwendung das ist, was wir das reine — höhere — Bewußtseyn nennen. Das Reflektiren über diese Thätigkeit zeigt uns die verschiedenen Handlungen des Gemüths, die wir Verstand, Urtheilskraft und Vernunft nennen; denn in allen diesen Thaten der Seele offenbart sich jene Grundkraft — Selbstthätigkeit. — Von diesem Gesichtspunkte, den wir hier nur kurz andeuten können, dünkt uns, sollte man ausgehen und zeigen, auf welche Weise und in welcher Verbindung mit andern Vermögen der Seele jene Kraft das Schöne in uns erzeugt, und uns zum Genuß desselben fähig macht: — Wenn man sie bis zu den Elementen der Schön-

sein vorzudringen wäre, so ließen sich, nach einigen Reflexionen über die Verhältnisse der zur Schönheit thätigen Kräfte unter einander, und über die Beziehung des Schönen selbst auf die andern Vermögen der Seele, die Grundlinien zu einer wissenschaftlichen Aesthetik entwerfen. —

Herr Clodius, der viel Scharfsinn mit viel Gelehrsamkeit vereint, würde eine solche Kunstlehre uns wohl haben geben können, wenn er alles Fremdartige aus seiner Ansicht verdrängt hätte; da ihn aber die Verbindung der Aesthetik mit der Religion mißleiten mußte, so bleibt ihm doch noch das Verdienst, zuerst wieder auf den Weg aufmerksam gemacht zu haben, auf welchem man allein zu einer philosophischen Aesthetik gelangen kann, und ein jeder, der nach ihm ein ähnliches System ausführen will, wird, wenn auch nicht den Grund seines Werkes, doch eine Menge guter und schon bearbeiteter Materialien aus demselben entlehnen können. Zu dem Minderbrauchbaren möchte Recens. die Ableitung der Kategorien aus dem höchsten Grundsatz, und die Angabe des Verhältnisses, in welchem das Schöne zu den andern Seelenvermögen steht, rechnen. Doch ohne uns hier in einzelne Berichtigungen einzulassen, die um so entbehrlicher sind, da wir die Untauglichkeit des kategorischen Imperativs zu einem Grundsatz der Aesthetik nachgewiesen haben, wollen wir [illegible] um das Buch

Ideen über die Beziehung der Schönheit auf die andern Seelenkräfte im Auszuge mittheilen. Er giebt §. 10, S. 230 — 34. dieß Verhältniß so an:

In dem 10 §. S. 230 — 234 wo der Verf. das Verhältniß des Schönen zu den andern Seelenkräften zeigt, heißt es: „Das gesetzliche Streben des Willens nach Produktionen unter dem Schema des Wiederscheins seiner gesetzlichen Wirksamkeit als einer Zweckmäßigkeit überhaupt — heißt Liebe — ??! Das Streben des, von der absoluten Substantialität ausgehenden Anschauungsvermögens (Phantasie) unter dem Schema dieses Wiederscheins heißt — Begeisterung. Das Streben des Verstandes nach Begriffen im Wiederschein der unendlichen Begrifflichkeit heißt aesthetischer Gedanke. Die Erhebung der Vernunft zu Ideen unter dem Wiederschein des Idealen im Realen ist — Glaube." Recens. muß bekennen, daß er vor allem Wiederschein hier zu keiner klaren Einsicht in die Gedanken des Verf. hat kommen können. Besser gelang es ihm im Folgenden, wo das Schöne unter die Kategorien gebracht, und nach denselben bestimmt wird. Da erscheint das Schöne der Quantität nach, als Etwas Unendliches im Endlichen; der Qualität — als werdende Anschauung des Idealen im Realen; der Relation — als unbegreifliche Vollkommenheit; der

Modalität nach — als Harmonie des Möglichen im Wirklichen, oder als Gefühl absoluter Wahrheit. Wir können die Richtigkeit dieser Eintheilung gern zugeben, ohne mit dem Verf. von einem und demselben Princip auszugehen. Minder genugthuend und deutlich ist die Lösung der *dritten Aufgabe*: „Wie sind die Untergattungen des Schönen a priori zu bestimmen?“

Der Verf. theilt sie in zwey Arten, in das höhere und niedere Schöne, und der Grund zu dieser Eintheilung ist folgender: „Da das sich „offenbarende Gewissen den Menschen auffordert „zu leben, zu wirken und zu begreifen, so sieht „man schon, daß es Grade geben müsse, welche „der Mensch zu durchgehen hat, ehe er zum höch„sten Bewußtseyn gelangt. Das Leben, als „Mittel zum Zweck, wird auch vor erwachter „Vernunft, nach einem dunklen Gefühl, immer „Werth für ihn haben, und es wird sich im Selbst „mit der *bewußtlosen Form* der werden„den *Gesetzlichkeit* ankündigen, und so „wird das Gefühl des *niedern* Schönen entste„hen. Mit völlig entwickelter Vernunft verläßt „der Mensch die Objecte und das angeschaute nie„dre Leben, und befindet sich im Widerstreit mit „derselben, bis das *höhere* Schöne den Wi„derstreit aufhebt. Der höchste Grad des nie„dern Schönen ist im Naiven, und im Himm„lisch-Erhabenen der höchste Grad des höhern „Schönen zu suchen.“

So wenig wir nun auch diese Eintheilung des Schönen, in das Höhere und Niedere, angreifen wollen, so wenig können wir jedoch den Grund zu dieser Eintheilung annehmen. Unsere Einwürfe dagegen beruhen zum Theil auf dem, was wir vorhin schon über die Vermischung des Moralischen mit dem Aesthetischen gesagt haben; ohne dieß hier zu wiederholen, dünkt es uns, müsse es jedem einleuchten, daß das niedere Schöne unmöglich mit einem niedern Grad der Moralität zusammenhängt, sondern daß wir bey dieser Eintheilung, nicht auf die moralische, sondern auf die ästhetische Natur des Menschen blicken, und die Entstehung des Schönen überhaupt im Auge behalten müssen. Nach Recens. Meynung, die er oben im kurzen angab, ist jedes Schöne ein Produkt der Phantasie, verbunden mit Vernunft. Da nun die Fähigkeit und die Thätigkeit dieser Kräfte Grade hat, und haben muß; so ist klar, daß auch das durch sie Bewirkte auf einer höhern oder niedern Stufe stehen wird, je nachdem die wirkende Ursache sich schwächer oder kräftiger in dem Kunstwerk ausdrückte. Da ferner alle ästhetischen Urtheile, also auch die Bestimmung des höhern und niedern Schönen, von der Beschaffenheit des betrachtenden Gemüths, von der Fähigkeit desselben ästhetisch afficirt zu werden abhängt, so ist wieder klar, daß die Eintheilung des Schönen in das Höhere und Niedere nur relativ ist. Je stärker, gebildeter,

mitsammt dem Vermögen in uns selbst, [illegible], wodurch das Schöne sich allein erzeugt, je mehr wir uns selbst zu einem idealischen Streben empor gehoben, uns selbst mit Idealen bereichert haben, um so schwerer muß es einem Kunstwerk werden, uns zu einem höhern Grade der ästhetischen Vollkommenheit zu erheben; je niedriger indeß der Grad der eigenen idealischen Ausbildung ist, um so weniger Kraft wird es dem Künstler kosten uns zu erheben: Was, von einer höhern Stufe angesehen, klein und niedrig erscheint, wird, von einer niedern betrachtet, uns groß und hoch dünken.

So wenig nun auch Recens. mit H. Clodius einen gleichen Grund zur Eintheilung des Schönen annimmt, so weit er, in Hinsicht des Princips, auf welchem die Aesthetik beruhe, von dem Verf. abweichen, und Gründe dagegen angeben mußte; so kann er doch auch nicht bergen, daß die Poetik noch nie consequenter behandelt, von allen Seiten umfassender dargestellt wurde als hier. Und wenn auch, wie Recens. glaubt gezeigt zu haben, die Wissenschaft, welcher Herr Clodius sein Werk weihte, durch dasselbe nicht fester begründet wurde, so ist sie doch dadurch reichhaltiger und der Vollendung näher gebracht worden. Um dieß zu beweisen, müßten wir hier alle die trefflichen Bemerkungen wiederholen, die in [illegible], vorzüglich in die Analyse des [illegible]

hern und niedern Schönen, und in die Zergliederung der einzelnen Dichtungsarten zerstreut sind. Hier, wo der Scharfsinn des Verf. nicht mehr von einer vorgefaßten Idee irre geleitet wird, hier ists, wo Recens. gern bey ihm weilte, und den Reichthum bewunderte, mit dem er seinen Gegenstand ausgestattet hat. Diesen Reichthum, dieß Streben sein Werk von allen Seiten zu vollenden, zeigt der Verf. auch im dritten Kapitel, wo er die Sprache, in so fern sie das einzige Mittel ist, wodurch die Poesie das Schöne darstellen kann, zum Gegenstand seiner Untersuchung macht, und mit Recht widmet er ihr, wenn auch etwas zu ausführlich, ein eigenes Kapitel. Viel Wahres, und manches Neue über den poetischen Ausdruck hat der Verf. in diesem Abschnitt niedergelegt. Die Eigenschaften desselben sucht er wissenschaftlich, nach den verschiedenen Eigenschaften des Schönen in Beziehung auf die Categorien, zu bestimmen, und hat so Alles erschöpft, was man darüber sagen kann. Der Quantität nach muß der Ausdruck reichhaltig seyn, welcher Reichthum durch die Tropen, die der Verf im Einzelnen durchgeht, vermehrt wird. Der Qualität nach muß die Sprache sinnlich lebhaft seyn, wobey ebenfalls Bilder und Tropen, und Alles, was man zu den Figuren des Styls rechnet, angeführt werden. So viele scharfsinnige Bemerkungen der Verf. in diesem Abschnitt auch macht, so wäre

es doch wohl noch möglich, die zwanzig verschiedenen Abtheilungen, unter welche er die Figuren aufstellt, zu verringern, ohne darüber in Spitzfindigkeiten zu fallen. Der Relation nach ist der poetische Styl klar, aber nicht deutlich, und endlich nach der Modalität des Schönen, muß der Ausdruck für das Gefühl wahr seyn.

Der Leser sieht zwar auf den ersten Blick, daß der Verf. hier keine neuen Eigenschaften des poetischen Ausdrucks angegeben hat: wie wäre dieß auch möglich? aber eine nähere Bekanntschaft mit diesem Theil des Werks, wird jedem Unbefangenen zeigen, daß H. Clodius auch hier tief in seinen Gegenstand eingedrungen sey, das Eigenthümliche der dichterischen Sprache heraus gehoben, und auf die Fehler dagegen aufmerksam gemacht habe. Eben dieß gilt, wenn wir auf die Art hinblicken, mit welcher die Metrik und der Rhythmus von ihm behandelt worden ist, und nur der Raum verbietet uns dieß den Lesern in Beyspielen anschaulich zu machen; aber mit Wahrheit kann Recens. versichern, daß dieser Abschnitt das Bedeutendste und Richtigste enthält, was man über die Metrik, den Rhythmus und den Reim, als Mittel zur poetischen Darstellung, sagen kann. Reichlich wird sich der Leser durch die Belehrung, die er hier findet, für den etwas schwierigen Weg belohnt sehen, welchen er dazu betreten mußte. Herr Clodius hat auch hier, sich

selbst getreu, die Eigenschaften der Metrik und des Rhythmus auf die oben genannten Categorien zurückgeführt, und zu viel Mühe angewandt, um die Deutlichkeit dem Schein der Gründlichkeit aufzuopfern; eine Mühe, die uns um so unnöthiger scheint, da der Verf. selbst so wenig Gebrauch von dieser schwierigen Ableitung macht, da sich alle die Regeln, welche er über Sylbenmaaße, Reim und Rhythmus giebt, auf einfachere Grundsätze zurückbringen lassen. Mit einer zweckmäßigen Betrachtung über Deklamation schließt sich dieß dritte Kapitel, dessen wesentlichen Inhalt wir zwar hier angeben, dessen Reichthum und Brauchbarkeit wir aber nicht mittheilen, sondern nur andeuten, und darauf aufmerksam machen konnten. Im vierten Kapitel, womit der erste Theil dieses Werkes sich endiget, unternimmt es der Verf., die Poesie nach ihrer Materie und Form näher zu bestimmen, und die Werke der Dichtkunst in die gehörige Eintheilung zu bringen. Auch hier wollen wir unsern Lesern treu den Ideengang unsers Verf., und das Resultat desselben mittheilen.

Der Verf. geht mit Recht von dem Gesichtspunkt aus, daß die allgemeine Materie — der Stoff der Poesie überhaupt, das Schöne, und die nothwendige Form desselben, die Sprache ist; daß ferner aber jener Stoff in verschiedenen Gestalten sich zeigen, die Form selbst zufällig

seyn kann. Diese Zufälligkeit des Stoffes und der Form, führt zu den verschiedenen Dichtungsarten.

Wenn der Verf. diesen Gesichtspunkt beybehalten, nicht wieder das religiöse Gebiet betreten hätte; so würde sein Werk zwar einen ganzen Abschnitt, den über die göttliche Poesie, weniger haben, aber dadurch gewiß nur vollkommner geworden seyn. Wir können es dem Leser nicht zumuthen, uns durch das Gewebe von willkührlichen Hypothesen, Voraussetzungen und unrichtigen Begriffen zu begleiten, auf welchem die göttliche Poesie ruhet: worin der Verf. diese findet und sieht, dieß sollen unsre Leser nur noch erfahren. Herr Clodius sieht sie in der allgemeinen idealen Weltgeschichte, welche der religiöse Glaube postulirt, weil ihm sonst Haltung im Kampf zwischen dem Idealen und Realen fehlen würde — sonst nannte man dieß: Glauben an eine moralische Weltordnung. — Alles, was der Verf. darüber sagt, beruht zum Theil auf der Verbindung der Aesthetik mit Religion, welche wir oben schon gewürdiget haben; doch läßt sich, auch davon abgesehen, noch manches Andere hier dagegen einwenden. Recens. giebt nur zu bedenken: ob denn die Weltgeschichte je religis seyn kann? Unsre Ansicht von ihr mag es seyn, und ist es, wenn wir Alles, was geschieht, durch eine ewige Weisheit zu Einem Zweck verbunden den-

ken; in dieser Ansicht kann uns die Geschichte nicht, wohl aber das Geschehene göttlich erscheinen.

Noch weniger läßt sich, wie Herr Clodius meynt, eine solche religiöse Weltgeschichte durch Sprache und Ueberlieferung, Offenbarung, fortpflanzen. Thatsachen lassen sich in der Geschichte aufbewahren, die religiöse Ansicht derselben muß ein jeder selbst in sich hervorbringen. Doch es wäre beleidigendes Mißtrauen in die eigene Urtheilskraft unsrer Leser, wenn wir ihnen umständlich zeigen wollten, wie willkührlich und unhaltbar des Verf. Begriff von einer göttlichen Poesie sey; sie ist ihm, nach seinen eigenen Worten, „die ideale Weltgeschichte, die uns durch höhere Begeisterung überliefert wird."

Wir brechen diese Bemerkungen um so lieber hier ab, da wir den Lesern noch des Verf. verständige Ansicht der menschlichen Poesie, und der Theile, in welche sie nach ihm zerfällt, noch mitzutheilen haben.

Im 5 §. S. 469. heißt es:

„Die menschliche Poesie läßt in Ansehung ihrer zufälligen Materie mehrere Unterabtheilungen zu. Die Empfindung des Schönen erscheint in den poetischen Werken entweder

ohne alle bestimmte Materie als ganz frey und an keinen bestimmten Gegenstand gebunden, oder der Dichter wählt sich willkührlich irgend einen individuellen Gegenstand, den er in Beziehung auf die zu erweckende Empfindung des Schönen darstellt. Dieser Gegenstand muß die Empfindung des Schönen nothwendig bey sich führen (??); indem sie an ihm fixirt ist. Er muß also einer poetisch-objectivisirten Idee (Ideal) oder einer Vernunftidee wenigstens analog seyn. Die freye Poesie wollen wir die lyrische, die an Objecte fixirte Poesie die darstellende nennen."

So sehr wir im Ganzen diese Eintheilung, nach welcher die Poesie in zwey Hauptklassen zerfällt, billigen, so können wir doch darin dem Verf. nicht beystimmen, wenn er S. 470 sagt, es sey genug, „daß der lyrische Dichter im Allgemeinen zu einer schönen Empfindung gestimmt ist, der zufolge er eine ganz freye Gedankenreihe in sich entstehen läßt;" und vergeblich führt er Pindars Oden dafür an, bey welchen allerdings der Held nur die Veranlassung, das Lob irgend eines Gottes jedoch die herrschende, das Ganze zusammenhaltende, Idee ist.

Wir weichen daher hier, in der Bestimmung der lyrischen Poesie, gänzlich von dem Verf. ab, und wenn es ihm nicht um einen recht schneidenden Contrast zwischen lyrischer und

darstellender Poesie zu thun gewesen wäre, so glauben wir, er würde eben so wenig wie Recensent folgende Bemerkungen gegen seine Ansicht der lyrischen Poesie übersehen haben.

Wenn es genug ist, daß eine Ode den Ausdruck schöner Empfindungen enthält, ohne daß ihre Gedankenreihe im geringsten gebunden erscheine, so bedarf es keines Plans, den der Verf. späterhin doch nöthig findet. Denn was soll diese Forderung anders heißen, als: in der Ode müssen die einzelnen Theile sich zu einem Ganzen verknüpfen? Soll aber in ihr ein Ganzes entstehen, so müssen ihre einzelnen Gedanken und Empfindungen verbunden, freylich psychologisch verbunden, erscheinen. Dürfte die Ode nur den Ausdruck schöner Gefühle enthalten, wäre ihre Gedankenreihe ganz frey, wie der Verfasser meint, so wäre sie eine Sammlung, ein bloßes Aggregat schöner Empfindungen; eine Behauptung, welche Herr Clodius gewiß nicht als die seine annehmen würde, obgleich seine eigene Ansicht darauf hinleiten muß.

Diese Unrichtigkeit, dünkt nun Recensenten, würde vielleicht nicht statt finden, wenn unser Verf. der lyrischen Poesie nicht alle darstellende Kraft hätte absprechen wollen. Wir glauben, wie jedes Kunstwerk etwas ausdrückt, darstellt, so muß auch jede Poesie darstellend

seyn. Ist es nicht der Zweck eines jeden poetischen Werkes, Vorstellungen und Empfindungen in einem andern Gemüth hervorzurufen? können diese aber in uns entstehen, ohne daß der Dichter durch dargestellte auf uns wirkt? Diese dargestellten Gedanken und Empfindungsreihen müssen ferner, wenn sie ein Kunstwerk seyn sollen, ein in sich geschlossenes Ganze bilden, und so als ein Ganzes vor uns auftreten. Wenn diese Bedingungen nicht abgeleugnet werden können, und es nie wurden; so will Recens. nur fragen, ob denn eine Ode und Elegie nichts darstellt, und wenn dieß wäre — was sie dann noch enthalten könnte? — Leere, willkührliche zusammengeraffte Worte und Phrasen, die wie Schaum zerrinnen, und nur zurücklassen, was sie darstellen — Nichts! Also darstellen muß jede Poesie, die Ode wie die Romanze hat darin ein Gesetz, es soll ein Ganzes in ihr hervortreten: der Unterschied, nach welchem sich eine Eintheilung der Dichtungsarten giebt, wird also nur in dem, was und wie dargestellt ist, zu suchen seyn.

Wenn der Dichter am Grabe seiner Geliebten seinen Schmerz in Tönen verhallen läßt, oder wenn er auf zertrümmerten Schlössern und Städten in die Vergangenheit hinblickt, und über die hingeschwundene Größe trauert, stellt er dann Nichts dar? Allerdings zeigt er uns die Größe des Gegenstandes in seiner Trauer, er stellt die

Wirkung dar, die sein Gegenstand, poetisch aufgefaßt, in ihm hervorbrachte. Oder wenn der Odendichter sich über die Erde zu den Sternen erhebt, und — Gott singt, stellt er Nichts dar? Wohl stellt er dar, wie die Herrlichkeit des Unendlichen aus einer poetisch religiösen Seele wiederstrahlt! Doch warum Beyspiele häufen? So viel würde uns die Analyse einer jeden wahren Ode — die es nicht durch ihre Form allein seyn will — zeigen: daß das Ganze, was Ode und Elegie darstellt, nicht ein Ganzes ist, was außer dem Dichter sich befindet, sondern in ihm. Wenn man also nun fragt: worin wird das Wesen der lyrischen Poesie, das Ganze, was sie darstellt, bestehen? so glauben wir darin: daß sie ein Ganzes von Empfindungen aufstellt, die durch Betrachtung, Anschauung eines Gegenstands im Dichter entstanden sind. Wenn wir diesen Weg verfolgen, so dünkt Recensenten könnte man zu einer umfassenden und sehr klaren Ansicht der verschiedenen Dichtungsarten kommen.

Wir dürfen wohl hier, ohne dieß Postulat zu beweisen, davon ausgehen, daß jeder Dichter etwas darstellen muß, und nur die Leser darauf aufmerksam machen, woher er den Stoff zu seinen Darstellungen nehmen kann. Die einfache Antwort darauf ist: Er wird ihn entweder in sich oder außer sich zu suchen haben. Alles, was aus dem Innern des Menschen, also

auch des Dichters, zur Anschauung gebracht, mitgetheilt werden kann, sind entweder Erzeugnisse seines Gefühls, oder seines Vorstellungsvermögen; das erste giebt Empfindungen, das andere Begriffe, Kenntnisse, Wahrheiten. — Wenn der Dichter Empfindungen, die ein Gegenstand in ihm gewirkt hat, zu einem Ganzen vereint und darstellt, ist er — lyrischer Dichter — seine Sphäre ist — lyrische Poesie. Wenn er aber Begriffe, Wahrheiten, zu einer Hauptwahrheit, zu einem Ganzen vereint, und poetisch aufstellt, ist er — didaktischer Dichter — didaktische Poesie.

Wählt der Dichter den Stoff außer ihm, so kann er ihn nur finden: Im Raume und in der Zeit.

Stellt er räumliche Gegenstände dar, so ist er beschreibender Dichter — beschreibende Poesie.

Ist sein Gegenstand in der Zeit, so kann er ihn wieder doppelt auffassen, entweder

I. als sich erzeugend, werdend in der Zeit; ist diese Darstellung sein Zweck, so steht er in der Reihe der dramatischen Dichter — dramatische Poesie.

Oder der Dichter stellt.

II. seinen Gegenstand auf als schon gewor-

den in der Zeit, dann ist er epischer Dichter — epische, historische Poesie.

Unter diese fünf Hauptzweige der Poesie, denkt Recensent, ließen sich alle Gattungen derselben bringen, vorzüglich, wenn man auf die zufällige Form, welche die Sprache ihnen giebt, Rücksicht nimmt. Ein Einwurf gegen diese Eintheilung kann es auch nicht seyn, wenn man anführen wollte, daß der Stoff in den Dichtungsarten oft vermischt erscheine, daß z. B. in einem Lehrgedicht die Empfindungsreihe herrschend hervor träte, denn bey allen Kunstwerken muß man ja das Ganze im Auge behalten und — de potiori fit denominatio —

Doch es ist Recens. hier nicht darum zu thun, seinen Versuch einer Eintheilung aller Dichtungsarten auszuführen, noch weniger will er ihn für den einzigen richtigen ausgeben, denn jeder Stoff, der in einzelne Theile zerfällt, wird sich verschieden classificiren lassen, sobald es verschiedene Standpunkte giebt, von denen die Theile übersehen und umfaßt werden können: so sind in der Naturgeschichte vor und nach Linnee verschiedene Eintheilungen versucht worden; eben so wird man auch, bey dem vielseitigen Stoff der Poesie, von verschiedenen Seiten die Eintheilung ihrer Werke anstellen können. Recens. will hier nur noch auf eine solche Eintheilung, welche auf die verschiedenen Seelenkräfte sich gründen könnte, aufmerksam machen. Herr Clodius hat zum Theil

dieselbe Idee gehabt, sie aber nicht consequent genug durchgeführt. —

Wir wollen uns nun dem Ende unserer Beurtheilung zu nähern suchen, indem wir den Lesern nur noch die Ansicht unsers Verfassers über die verschiedenen Dichtungsarten, welche er der lyrischen Poesie folgen läßt, mittheilen, und es dann ihrer Beurtheilung überlassen, welche Ansicht, ob unsere angegebene, oder die vom Herrn Clodius mitgetheilte, wahrer und deutlicher ist. Um die Ideen des Verf. in ihrer ganzen Stärke und Verbindung darzustellen, müssen wir aus dem ersten Theile seines Werkes (Seite 471.) den 6 §. und aus dem zweyten den 4 u. 5 §. Seite 589. 90. anführen.

„Die darstellende Poesie soll, um das Gefühl der Schönheit zu erwecken, bestimmte individuelle Objecte idealisiren, unter dem Schein der Ideen aufführen. Das Wesen der darstellenden Poesie besteht also nicht blos in einem poetischen Styl, sondern in poetischen, d. h. idealisirten Objecten, oder objectivisirten Ideen (Idealen). Nun sucht das Ideale, wie wir oben bemerkt haben, unter vier objectiven Ansichten zu erscheinen: Als absolute Caussalität oder Freyheit, als absoluter Grund und Gegenstand aller Anschauung, Substanz als absoluter Inbegriff aller Begreiflichkeit, Totalität als absolutes Selbstbewußtseyn durch die Ob-

jecte. Mithin wird alle darstellende Poesie, bey Organisation ihrer Producte, nach einem von diesen vier Polen der Idealität hinstreben müssen, welche für den metaphysischen Verstand wissenschaftlich unerreichbar sind. Sie wird entweder die Willensfreyheit in Thätigkeit, das absolut Bestimmende zeigen — historische Poesie; oder die Gegenstände ihrer unendlichen Schönheit nach für die Anschauung (das Absolute im Werden) schildern — beschreibende Poesie; oder ein für Verstand und Vernunft begreifliches Ganze von Regeln (System) aufstellen, und dadurch die Fähigkeit des Begreifens ihrer Schönheit nach schildern — didaktische Poesie; oder sie wird das innere Wesen der Vernunft, die höchste Gesetzlichkeit durch die Gegenstände, als Symbole derselben, auszudrücken suchen — allegorische Poesie."

Ohne die Anmerkung des Verf. zu seinem dritten §. S. 588. mit der unsrigen zu begleiten — so unrichtig es uns auch dünkt, daß der Verf. seine, von ihm selbst angegebenen Eigenschaften, unter denen das Ideale erscheint, und eine vierfache Idealität bildet, auch jedem einzelnen Ideale beylegt, wollen wir noch den 4ten und 5ten §. (S. 589), welche eine nähere Erklärung der schon mitgetheilten Ansicht des Verf. enthalten, kurz angeben.

„Der Mensch wird durch seine vier im Gewissenssatz ausgedrückte Seelenkräfte, wenn er sich dieselben höchst vollkommen vorzustellen und außer sich zu objectivisiren sucht, auf vier Ideale geleitet. Das Ideal, welches der **Wille** sucht, ist gesetzliche **Freyheit**; das Ideal, welches die **Phantasie** sucht, die anschauen will, ist die **Substanz**; das Ideal, welches der **Verstand** sucht, der verstehen will, ist eine begreifliche **Allheit** (Weltsystem); das Ideal, welches die Vernunft sucht, ist ein höchstes gesetzliches **Selbstbewußtseyn** mittelst **aller Objecte**. Nun ist das **Schöne** ein Schein vom Idealen im Realen. Jedes schöne Object wird also, mehr oder weniger, sich auf eine Ansicht des Idealen im engern Sinn beziehen. Die Dichtkunst, welche Gedankenobjecte idealisirt, wird sich nach einem dieser Pole richten. Sie wird entweder **vorzüglich** den Willen, und sein **Ideal** die **Freyheit**, in der **historischen**, oder die **Phantasie**, und ihr Ideal die **Substanz** in der **beschreibenden Poesie** darzustellen suchen, oder sich mit dem Verstand und seinem Ideal (System) in der **didaktischen Poesie** beschäftigen, oder endlich das Ideal der Vernunft, das Selbstbewußtseyn durch Harmonie des Objectiven und Subjectiven, in der **allegorischen** Poesie ausdrücken.

§. 5. „Da in der Erscheinungswelt von den vier Vernunft-Idealen Analogien existiren, müs-

sen, da alle Verstandsbegriffe sich auf sie beziehen, so wird sich die darstellende Poesie oft nur damit begnügen, ein Object zu schildern, das irgend eine besondere Anologie mit den Idealen hat, und dadurch eine von den vier Seelenkräften interessirt. Es wird also eine historische Poesie geben, welche mehr das Begehrungsvermögen als die Freyheit interessirt, indem sie Begebenheiten von geringerm Werth darstellt. Es wird eine beschreibende Poesie sich finden, die nur einzelne Ansichten von individuellen Objecten giebt. Es wird eine didaktische Poesie geben, welche nur einzelne Lehren darstellt, welche den Verstand mehr, so fern er Witz ist, als nach seiner alleinfassenden Tiefe interessirt. Es wird eine allegorische Poesie geben, welche die Vernunft nur einzelne Symbole enträthseln läßt. In allen diesen Fällen wird sich das Object auch mehr im Lichte des niedern als des höhern Schönen zeigen. Es giebt also in Ansetzung des Objects und der Empfindung in jeder von den vier Gattungen eine höhere und eine niedere darstellende Poesie."

Wenn der Verf., wie wir hier gehört haben, erklärt, daß die Poesie alle vier Seelenkräfte idealisirt, so hat er allerdings, wie Recens. oben vorschlug, die Idee einer Eintheilung der Dichtungsarten, nach den verschiedenen unabhängigen Hauptvermögen des Gemüthes, im Sinn; diese Ansicht ist an sich nicht unrichtig, denn da

jede Hauptkraft der Seele sich thätig beweißt, also etwas wirkt, so kann das Gewirkte von der Poesie wohl als Stoff aufgefaßt und idealisirt werden. Das Unrichtige aber dünkt uns in der Angabe der vier von einander verschiedenen Seelenkräfte zu liegen, wo der Verf. Kräfte trennt, die unter einem höhern Gesichtspunkt vereint erscheinen. Doch wenn wir uns über des Herrn Clodius Deduction der Seelenkräfte ausführlich verbreiten wollten, so würden wir wieder weit in das Gebiet der speculativen Philosophie zurückkehren und zeigen müssen: daß weder des Verf. Ableitung der vier Seelenkräfte aus dem Gewissenssatz, noch der Begriff, den er von Vernunft giebt, daß sie das absolute Bewußtseyn der subjectiven Gesetzlichkeit ist, die aus dem Gesetze geschlossen wird, gehörig bewiesen ist. Wir haben zum Theil oben schon einige Zweifel dagegen angeführt, denen wir jetzt noch folgende Bemerkungen beyfügen wollen.

Herr Clodius meynt, nach der Thatsache des empirischen Bewußtseyns fänden wir in uns (Seite 216.) vier verschiedene Vermögen der Seele; erstens ein begehrendes, zweytens ein empfindendes, anschauendes, drittens ein begreifendes, vergleichendes, verbindendes, und viertens ein bestimmendes Vermögen — die beyden letztern nennt der Verf. Verstand und Vernunft. — Nach unserer Meynung zeigt sich nun hier

eine Trennung, die sich vor der Philosophie wohl nicht rechtfertigen läßt, und in sich selbst nicht einmal consequent ist. Begreifen, Vergleichen, Urtheilen und Schließen, sind alles einzelne Akte unsers Gemüthes, insofern es durch eigene Thätigkeit sich Vorstellungen verschafft; wie konnte also Hr. Clodius diese Seelenkraft — das Vorstellungsvermögen — die sich nur auf dreyfache Weise handelnd zeigt, indem sie Begriffe bildet, diese zu Urtheilen erhebt, und aus diesen andere ableitet oder schließt, wie konnte er diese Eine Kraft in Verstand und Vernunft trennen, und zwey Kräfte daraus bilden? Und wenn er Gründe zu dieser Trennung gehabt hätte, so mußte er consequent alle drey Akte des Vorstellungsvermögens als so viel einzelne Kräfte behandeln, und die Urtheilskraft nicht mit zu dem Verstande rechnen. —

Eben so wenig aber dürfte der Verf. auf allgemeine Beystimmung rechnen, wenn er das Ideal der Vernunft in das höchste gesetzliche Selbstbewußtseyn mittelst aller Objecte setzt. — Vernunft, ihrem höchsten Wesen nachgedacht, ist doch immer nur das Vermögen nach dem Unbedingten, nach höchsten Gesetzen und Ideen zu streben. Das Produkt ihres Strebens sind Gesetze entweder für die Erkenntniß oder für das Handeln. Recens. bleibt es also unmöglich seine Idee über die Vernunft mit der Meynung

zes Werk zu verbinden, ob er wohl den Grund dieser Abweichung einsehr, welcher, wie es ihm scheint, in der Idee des Verf., die leider auf das ganze Werk zu vielen Einfluß gehabt hat, wir meynen in der Idee, daß das Reale außer uns dem Idealen in uns gleich seyn soll, zu suchen ist.

Wenn aber, wie wir gezeigt haben, der Verf. mit Unrecht eine Seelenkraft in zwey trennte, so wird natürlich auch die Eintheilung der Dichtungsarten, die sich auf jene Trennung gründet, nicht richtig seyn. Ohne diese wird die allegorische Poesie nun nicht mehr als eine Hauptdichtungsart, wie die dramatische und epische, auftreten, noch weniger aus der Vernunft abgeleitet werden können. Das Wesen der Allegorie bestehet doch stets darin, daß wir in etwas Gegebenem das Nichtgegebene erblicken, und Ersteres auf das letztere beziehen, und gehört also, ihrer Natur nach, mehr, man erlaube uns hier das Wort, in die Kategorie des Witzes. Mit größerm Rechte würde aber die didaktische Poesie an ihre Stelle treten, da ja in ihr das Wesen der Vernunft, nach Grundsätzen, allgemein geltenden Wahrheiten, hinzustreben, idealisirt erscheint.

Doch der Umfang, den unsre Betrachtungen über Herrn Clodius gehaltreiches Werk schon einnehmen, erinnert uns hier unsern Bemerkungen ihre Gränzen zu setzen, so reichlich die Beur-

auch noch ausfallen dürfte, wenn wir fortfahren wollten, das Wahre und Scharfsinnige vom Unwahren und Blendenden zu trennen. So würde z. B. die Unterscheidung, welche der Verf. zwischen tragischem und epischem Stoff macht, nach welcher er nur zu dem erstern eine Weltbegebenheit, zu dem letztern aber eine einzelne heroische That rechnet; so würde ferner, außer manchen andern Bemerkungen, uns der ganze Abschnitt über die allegorische Poesie noch Gelegenheit zu berichtigenden Anmerkungen bieten. Länger indeß würden wir unsre Leser noch unterhalten müssen, wenn wir die angenehmere Beschäftigung wählen, und eine kurze Darstellung des Reichthums von scharfsinnigen erschöpfenden Gedanken geben wollten, womit der Verf. im ersten Theile seine Untersuchung über die verschiedenen Gattungen des Schönen, und im zweyten seine Analyse der einzelnen Dichtungsarten, ausgestattet hat. Es wird hier genug seyn zu sagen, daß alle unsre Leser, denen es um eine umfassende tiefeindringende Kenntniß in das Wesen der Poesie und in die einzelnen Arten derselben zu thun ist, alle, die bey der wechselnden Ansicht unserer Zeit zu einem festen Blick über dieselbe gelangen wollen, nicht ohne großen Nutzen die Poetik des Herrn Clodius dazu gebrauchen können. Sie werden es freylich eben so sehr als Recens. bedauern, daß der Verf. mit dem dichten Schleyer des Mystizismus den Weg zu seinem Reichthum

zu oft verhüllte, und ihr mit willkührlichen Hypothesen steiler und unzugänglicher gemacht hat; aber sie werden es auch mit uns gestehen, daß die Mühe, diese Schwierigkeit zu überwinden, nicht unbelohnt gelassen wird.

III.

Oeuvres posthumes de Marmontel, Historiographe de France, Secrétaire perpétuel de l'Academie françaiſe. Mémoires. 4 Vols. à Paris. 1804.

Die herrlichen Memoiren von Goldoni (ins Deutſche überſetzt von G. Schaz,) über ſein Leben, denen wir ſchon ähnliche, wenn gleich nicht ganz ſo intereſſante, von Gretry, verdanken, haben wahrſcheinlich auch Hrn. Marmontel bewogen, ſeine Lebensgeſchichte auf dieſelbe Weiſe zu beſchreiben. Mit den Confeſſions von Rouſſeau laſſen ſich dieſe Memoiren nicht wohl vergleichen; denn es ſind Schilderungen von Thatſachen: dagegen Rouſſeau die Entwikkelung ſeiner Gefühle bey den Vorfällen des Lebens zum Hauptzwecke hatte. Marmontel hat die Erzählung an ſeine Kinder gerichtet; aber ſie wohl nur bey ſeiner Jugendgeſchichte recht im Auge behalten, die in der That ausgehoben und, mit kleinen Abänderungen, in ein Leſebuch für die Jugend eingerückt zu werden verdiente. Er-

was so Anmuthiges wie diese Jugendgeschichte Marmontels, welche die zwey ersten Bücher füllt, haben wir lange nicht gelesen. Aber die zweyte Hälfte des ersten Bandes, oder das 3te und 4te Buch, würde schwerlich ein Vater in Deutschland für seine Kinder bestimmt haben. Auch gestehen wir, daß wir zwar begreifen, wie ein junger Mensch, der aus der Provinz nach Paris kommt, sich so verirren konnte; aber nicht, wie er, nach funfzig und mehr Jahren, mit einer Art von Wohlgefallen von diesen Verirrungen seiner Jugend, wie er sie selbst nennt, sprechen kann. Hier trifft man auf einen Unterschied in der deutschen und französischen Denkart. Zartheit des moralischen Gefühls dürften wir doch vor unsern Nachbarn jenseit des Rheins voraus haben; dagegen diese es verstehen, von unsittlichen Gegenständen mit einer Art zu sprechen, als könnte Niemand an ihnen Anstoß und Aergerniß nehmen.

Gleich interessant, wie die zwey ersten, sind die neun letzten Bücher, die gelegentlich eine Entwickelung der Entstehung der Revolution enthalten, wie sie sich, so klar und unpartheyisch, noch in keinem Werke findet.

Das hohe Interesse, welches diese Memoiren besonders hierdurch erhalten, ist denn auch wohl Ursache, daß nicht nur bereits eine Uebersetzung von ihnen angekündigt worden, sondern

daß zu Leipzig bey Gerhard Fleischer auch ein Nachdruck des Originals erschienen ist, der nur correcter gedruckt seyn sollte.

Unter diesen Umständen wäre wohl ein Auszug des Werks überflüßig. Da sich aber darin eine beträchtliche Anzahl Charakterschilderungen befinden, die auch außer dem Zusammenhange gelesen werden können, und noch gelesen zu werden verdienen, wenn das Ganze den Reiz der Neuheit längst verloren hat; so wollen wir diejenigen von ihnen ausheben und in einer Uebersetzung mittheilen, welche für unsere Leser das meiste Interesse haben dürften.

1) Voltaire und Crebillon.

Voltaire'n genügte es nicht, der berühmteste Schriftsteller seiner Zeit zu seyn, er strebte auch nach dem Ruf eines Hofmanns. Von seiner zartesten Jugend an, war er es gewöhnt worden, unter den Großen zu leben. Erst die Marschallinn von Villars, der Groß-Prior von Vendome, und hernach der Herzog von Richelieu, der Herzog von la Valliere, so wie die Familien Boufflers und Montmorency, hatten ihm den Zutritt verstattet. Er speißte gewöhnlich mit ihnen des Abends, und aus seinen Schriften ist bekannt, mit welcher Vertraulichkeit und Feinheit er sich mit ihnen schriftlich und mündlich unterhielt. Witz, voll schmeichelhafter Ausdrücke;

und eine nicht minder bezaubernde Unterredungsgabe, machten, daß man sich um ihn bewarb und ihn liebte. Diese Adlichen nun durften des Abends mit dem König speisen. Warum nicht auch er? Dieß ward sein heißester Wunsch. Er erinnerte sich der Aufnahme, die Boileau und Racine von Ludwig dem Großen erhalten hatten. Horaz und Virgil, sagte er, hatten die Ehre sich dem Augustus zu nahen; die Aeneide ward im Zimmer der Livia vorgelesen. Waren Addison und Prior größere Dichter als er? Und hatte man beide nicht ehrenvoll in ihrem Vaterlande, den einen im Ministerio, den andern bey Gesandtschaften gebraucht? Die Ernennung zum Historiographen war schon ein Beweis des in ihm gesetzten Zutrauens; und wer hatte vor ihm diesen Platz mit so viel Glanz ausgefüllt? Er hatte sich die Bedienung eines Königlichen Kammerjunkers gekauft: diese gewöhnlich ziemlich müßige Bedienung gab doch die Anwartschaft an auswärtige Höfe bey Höflichkeitsbezeugungen gesandt zu werden, und er hoffte, man würde ihm nicht bloße Glückwünschungs- und Beyleids-Versicherungen auftragen. Er wünschte, wie man zu sagen pflegt, seinen Weg bey Hofe zu machen; und wenn ihm einmahl ein Gedanke in den Kopf kam, so mußte er auch durchgesetzt werden: eine seiner Maximen waren die Worte des Evangeliums: Regnum coelorum vim patitur et violenti rapiunt illud; er suchte daher auf allen nur mög-

lichen Wegen bey dem König eingeführt zu werden.

Als Frau von Etioles, nachmalige Marquisinn von Pompadour, zur Geliebten des Königs erklärt ward, und selbst noch früher als sie öffentlich dafür anerkannt war, bemühte er sich um ihre Gunst. Es gelang ihm leicht ihr zu gefallen; denn in derselben Zeit als er die Siege des Königs besang, machte er auch niedliche Verschen für seine Geliebte, um ihr zu schmeicheln. Er hoffte gewiß durch sie es zu erhalten, daß er bey den Abendmahlzeiten der kleinen Zimmer zugelassen würde, und ich bin versichert, daß sie es wünschte.

An den Hof versetzt, und mit der Denkart und dem Geschmack des Königs noch nicht hinlänglich bekannt, glaubte sie anfangs ihn durch ihre Talente ergötzen zu können. Auf einem Privat-Theater spielte sie vor ihm in kleinen lyrischen Stücken, deren einige für sie ausdrücklich geschrieben waren, und in welchen ihr Spiel, ihre Stimme, ihre Art zu singen mit Recht beklatscht wurden. Voltaire, auf ihre Gunst rechnend, ließ sich einfallen, dieses Schauspiel dirigiren zu wollen. Das nahmen aber die Dienst habenden Kammerjunker und Intendanten der Haus-Ergötzlichkeiten (Menus-Plaisirs) höchst übel. Es war ein Eingriff in ihre Rechte, und sie ver-

schwuren sich unter einander, einen Menschen zu entfernen, der sie alle beherrscht hätte, falls er dem König eben so gefiel wie seiner Geliebten. Zudem wußte man, daß der König ihn nicht leiden mochte, und daß seine Zudringlichkeit die Vorurtheile gegen ihn noch erhöhten. Seine Lobschrift hatte nicht sonderlich gefallen; der König hielt ihn für einen Gottesleugner und ehrgeizigen Schmeichler. Nur ungern hatte er endlich eingewilliget, daß er in die französische Academie aufgenommen ward. Die Anhänger des Katholicismus waren natürlich seine Feinde; aber auch außerdem gab es am Hofe Mehrere, die eifersüchtig und neidisch auf das Ansehn waren, in das er sich zu setzen suchte, und diese insbesondere waren bedacht, alle seine Schritte zu bewachen und seine Schriften zu tadeln. Das Gedicht über den Sieg bey Fontenoy, sagten sie, sey nichts als eine frostige Zeitung, und die Lobrede kalt, ohne Seele und Geist. Die Verse auf die Frau von Pompadour wurden für unschicklich und anstößig erklärt; besonders machte man den König auf die beiden Zeilen aufmerksam,

Soyez tous deux sans ennemis,
Et gardez tous deux vos conquêtes.

Ihn mit seiner Geliebten auf Eine Linie zu stellen, sey ein Verstoß gegen die ihm schuldige Achtung.

Es war leicht, das Unschickliche und Lächerliche des für das Vermählungsfest des Dauphins

mit der Infantinne von Spanien verfertigten Schauspiels: die Prinzessin von Navarra, herauszuheben; denn dieses Stück war in der That nicht geeignet zu gefallen. Ungleich besser war in jeder Hinsicht die Oper: der Tempel des Ruhms. Die Idee ist erhaben, der Stoff gut gewählt und trefflich ausgeführt. Der dritte Akt, worin Trajan erscheint, bot eine schmeichelhafte Anspielung auf den König an; die nämlich eines gerechten, menschenfreundlichen, großmüthigen, friedfertigen Heldens, würdig der Liebe der Welt, und dem der Tempel des Ruhms sich öffnet. Voltaire hatte nicht gezweifelt, der König werde sich in dem Bilde erkennen. Nach der Vorstellung befand er sich auf dem Gange Seiner Majestät, und da dieser vorüber ging, ohne ihm etwas zu sagen, nahm er sich die Freyheit, ihn mit den Worten anzureden: „Ist Trajan zufrieden?" Der König, verwundert und misvergnügt über diese Freyheit, antwortete blos durch einen kalten Blick; und der ganze Hof fand es seltsam, daß Voltaire sich unterstanden hatte, den König anzureden.

Um ihn zu entfernen, kam es nur noch darauf an, die Pompadour von ihm abwendig zu machen, und der Weg, den man hierzu einschlug, war, den alten Crebillon wieder ans Licht zu ziehen.

Dieser lebte mit seinen Hunden, vergessen und arm, in der Vorstadt, unaufhörlich mit sei-

nem Catilina beschäftigt, den er seit zehn Jahren angekündigt hatte und aus dem er hier und da einige abgebrochene Scenen vorlas, die man ganz vortreflich fand. Sein Alter, sein vormaliger Beyfall, seine etwas rauhen Sitten, sein Soldaten-Ansehn, sein ächt romaneskes Aeußere, die Art, d. i. der derbe, obschon einfache Ton, womit er seine harten und holperichten Verse hersagte, und der Ausdruck seines Gesichts dabey, alles dieß trug bey, die Gemüther für ihn zu stimmen. Ich habe Männer, die fürwahr nicht dumm waren, folgende Verse, die dem Cicero in den Mund gelegt sind, mit Entzücken beklatschen hören:

Catilina, je crois que tu n'es point coupable;
Mais si tu l'es, tu n'es qu'un homme détestable;
Et je ne vois en toi que l'esprit et l'éclat
Du plus grand des mortels ou du plus scélérat.

Crebillons Name ward das Losungswort zur Verbindung für alle Widersacher Voltaire's. Elektra und Rhadamist, die man noch zuweilen spielte, zogen wenig Zuschauer herbey; alle übrigen Tragödien Crebillons waren vergessen, während Oedip, Alzire, Mahomet, Zayre, Merope, von Voltaire, das Haus bey jedesmaliger Vorstellung füllten. Die Parthey des alten Crebillon, wenig zahlreich, aber starke Schreyer, nannte ihn unaufhörlich den

Sophokles unsers Jahrhunderts, und selbst unter den Gelehrten sagten die Marivaux: vor dem Genie eines Crebillon müßte aller Witz Voltaire's sich demüthig verstecken.

Man sprach in Gegenwart der Frau von Pompadour von diesem großen vergessenen Manne, den man ohne Unterstützung in seinem Alter lasse, weil er kein Intrigant sey. Dieß hieß sie bey ihrer schwachen Seite angreifen. „Was sagen Sie? rief sie aus; Crebillon ist arm und verlassen?“ Sogleich erhielt sie für ihn vom König einen Jahrgehalt von 100 Louis aus seiner Privatkasse.

Crebillon eilte seiner Wohlthäterinn zu danken. Einer leichten Unpäßlichkeit wegen lag sie gerade im Bett, als man ihn anmeldete; sie ließ ihn herein kommen. Der Anblick dieses ehrwürdigen Alten rührte sie; sie empfing ihn ungemein gnädig. Er wurde davon durchdrungen, und indem er sich über das Bett beugte, um ihr die Hand zu küssen, tratt der König herein. „Ach, gnädige Frau! schrie Crebillon, der König hat uns überrascht; ich bin verloren.“ Dieser Scherz eines achtzigjährigen Mannes gefiel dem König. Crebillons Glück war entschieden. Alle Kammerleute ergossen sich in Lobeserhebungen seines Geistes und seines Betragens. „Er hat, hieß es, Stolz, aber keinen Hochmuth, und nach

weniger eitle Ruhmsucht. Seine Uneigennützigkeit machte sein Unglück. Er ist ein Biedermann von altem Schrot und Korn, und dessen Genie die Regierung des Königs wahrhaft auszeichnet:" Catilina, versicherte man, werde alles übertreffen, was seit lange her erschienen sey. Frau von Pompadour wünschte das Stück zu kennen. Ein Tag zur Vorlesung ward angesetzt; der König wohnte derselben, in einem Seitenkabinet, bey. Sie gefiel ausnehmend; und als Catilina gegeben ward, beehrte Frau von Pompadour, von einem ganzen Schwarm Hofleuten begleitet, die erste Vorstellung mit ihrer Gegenwart, und nahm den lebhaftesten Antheil an dem Stück. Bald darauf erhielt Crebillon die Vergünstigung einer Ausgabe seiner Werke auf königliche Kosten in der Hofdruckerey. Von dieser Zeit an ward Voltaire kalt empfangen, und blieb deshalb weg.

Man kannte seine Verbindung mit dem Kronprinzen von Preußen. Dieser Fürst, nachdem er den Thron bestiegen hatte, bezeigte ihm dieselbe Huld wie vordem, und die unendlich schmeichelhafte Art, mit der Voltaire darauf antwortete, trug vielleicht im Geheim nicht wenig bey, Ludwig XV. ihm abgeneigt zu machen. Der König von Preußen nun hatte, seitdem er zur Krone gelangt war, nicht aufgehört, ihn zu sich einzuladen, und das Ansehn, dessen Crebillon bey Hofe genoß,

kränkte ihn so empfindlich, daß er sich zu der Reise entschloß. Vorher wollte er sich aber wegen dieser Zurücksetzung rächen, und hierbey nahm er sich wahrhaft groß. Um sich mit seinem Gegner zu messen, bearbeitete er dieselben Gegenstände, die dieser behandelt hatte, bloß mit Ausschluß des Rhadamist, des Atreus, und des Pyrrhus; Achtung hielt ihn ohne Zweifel von der Bearbeitung des ersten Stücks zurück, Abscheu vom zweyten, und Ekel vom dritten, dessen Stoff gar zu undankbar und fantastisch war.

Er fing mit der Semiramis an; und der Gesichtspunkt, aus dem er die Handlung faßte, die düstre, melancholische Farbe, die er darüber verbreitete, die magische Schreibart, deren er sich dazu bediente, die religiöse und Schauern erregende Majestät, die er hinein zu bringen wußte, die erschütternden Lagen und Auftritte, die er auffand, die Kunst endlich, mit der er das Wunderbare vorzubereiten, herbeyzuführen und darzustellen verstand, waren hinlänglich, die schwache und kalte Semiramis von Crebillon vergessen zu machen. Aber die Bühne war dazumal für eine Handlung der Art noch nicht in den Stand gesetzt. Eine Menge von Zuschauern beengte den Platz, mehrere saßen stufenweis über einander geschichtet, andere standen im Hintergrunde der Bühne und längst den Coulissen; so

daß Semiramis, wenn sie erschrocken aus dem Grabmahle des Ninus, von dessen Schatten verfolgt, herausstürzt, durch eine dichte Reihe junger Herren sich hindurch winden mußte; was denn, zumal bey der Erscheinung des Geistes, Gelächter erregte *). Keine Täuschung ohne Wahrscheinlichkeit, und kein Interesse ohne Täuschung. So kam es, daß dieses Meisterwerk, welches dem Genie Voltaire's die meiste Ehre macht, in seiner Neuheit so wenig Beyfall fand, daß man sagen konnte: es habe mißfallen. Voltaire knirschte vor Zorn; aber es schlug ihn nicht nieder. Er bearbeitete den Orest des Sophokles, und übertraf diesen großen Griechen in der Rolle der Elektra, und in der Kunst, dem Charakter der Klytemnestra das Harte und Empörende zu benehmen. Aber im fünften Akt, bey der Entwickelung der Katastrophe, hatte er die Abscheulichkeit des Muttermordes nicht hinlänglich gemildert, und die Crebillonsche Parthey, darauf gestimmt alles zu bekritteln und aufzufassen, was sich irgend lächerlich machen ließ, ergriff diesen Umstand; ein fürchterliches Pfeiffen erfolgte und störte die Vorstellung eines Stücks, das in der Folge mit so vielem Rechte beklatscht worden ist. Ich war zugegen, und mehr todt als lebend. Voltaire kam zu mir ins Amphitheater, und als bey einer pathetischen Stelle das Parterr von neuem

*) Besonders da Semiramis einen breiten Fischbeinrock trug.

in Gelächter ausbrach, stand er auf und rief: Eh! barbares! c'est du Sophocle!

Noch gab er das gerettete Rom, und rächte in den Charakteren des Cicero, Cäsar und Cato die Würde des römischen Senats, die Crebillon erniedrigt hatte, indem er alle diese großen Männer einem Catilina unterordnete. Ich erinnere mich, daß, als er so eben die schönen Auftritte zwischen Cicero und Cäsar mit Catilina niedergeschrieben hatte, er sie mir mit einer Vollkommenheit vorlas, die nie ein Schauspieler erreichen wird; ohne Prunk, edel, in keiner angenommenen Manier, besser als ich ihn selbst je hatte lesen hören. „Ach! sagte ich ihm, Sie sind ihrer Sache gewiß; schönre Verse haben Sie noch nie gemacht, daher der gehaltene, gelassene Ton, mit dem sie solche vortragen.“ Den Kennern gefiel dieses Stück ungemein; aber es war nicht geeignet, dem großen Haufen zu gefallen: die kräftige Sprache, die Einsicht in die Sitten und in die Denkart des Alterthums blieb den Augen der Menge verborgen; so daß Voltaire, troß seines hohen Vorzugs über seinen Nebenbuhler, die Kränkung hatte, diesen sich gleich gestellt, wo nicht vorgezogen zu sehen.

Dieß bestimmte vollends seine Reise nach Preußen (Berlin.) Nur stieß es sich noch an einen einzigen Umstand, und die Art, wie solcher

gehoben ward, ist sonderbar genug, um einen Augenblick dabey zu verweilen.

Die Sache betraf die Reisekosten, mit denen Friedrich nicht recht herausrücken wollte. Zwar wollte er ihn entschädigen, und bot ihm hiezu tausend Stück Louisd'or an. Aber Madam Denis wünschte ihren Onkel zu begleiten, und wegen dieses Umstandes foderte Voltaire noch tausend Stück Louisd'or. Hierzu nun hatte Friedrich keine Ohren. Er schrieb ihm: je serai bien aise que Madame Denis vous accompagne; mais je ne le demande pas. „Sehen Sie nur, sagte mir Voltaire, die Knickerey an diesem Könige. Er hat Tonnen voll Gold da stehen, und will nicht elende tausend Louis dran wenden, um das Vergnügen zu haben, Madam Denis in Berlin zu sehen. Er soll sie geben, oder ich gehe auch nicht hin." Ein komischer Vorfall entschied den Streit. Als ich eines Morgens nach seiner Wohnung ging, begegnete mir in dem Garten des Palais-Royal sein Freund Thiriot, und da er im Besitz aller litterarischen Neuigkeiten war, fragte ich ihn: ob er deren wisse? „Das glaube ich, war seine Antwort, und ganz sonderbare Neuigkeiten. Gehen Sie nur immer voraus, Sie sollen solche hören; denn ich komme sogleich hin, wenn ich nur erst hier meinen Kaffee werde getrunken haben?"

Voltaire schrieb in seinem Bette, als ich zu ihm kam. Auch er fragte mich um Neuigkeiten. „Ich weiß keine, erwiederte ich; aber Thiriot, den ich im Palais-Royal fand, hat deren, wie er mir sagte, Ihnen, und sehr interessante, zu hinterbringen. Er wird gleich da seyn.“

„Nu, Thiriot, rief er diesem entgegen, Sie haben uns also ganz sonderbare Dinge zu erzählen?“ — O, sehr sonderbare, und die Ihnen viel zu lachen geben werden; erwiederte Thiriot mit seiner Faunenmiene und dem Nasenton eines Kapuziners. — „Lassen Sie hören! Was giebt's?“ — Arnaud-Baculard ist in Potsdam angekommen, und der König hat ihn mit offnen Armen aufgenommen. — „Mit offnen Armen?“ — Arnaud hat ihm eine Epistel überreicht. — „Voll Schwulst und höchst abgeschmackt?“ — Nichts weniger; sie ist so trefflich, daß der König durch eine andere Epistel darauf geantwortet hat. — „Der König von Preußen hätte Verse an Arnaud gerichtet? Lassen Sie sich nichts weiß machen; man hat Sie zum Besten gehabt.“ — Ich sollte kaum glauben; denn ich habe beyde Episteln bey mir. — „Zeigen Sie geschwind her; ich muß doch diese Meisterwerke lesen.“ — Wie fad, platt, niedrig! rief er, während des Lesens der Arnaudschen Epistel, und ergriff die des Königs. Er las

anfangs vor sich hin und rümpfte die Nase; als er aber die Zeilen erblickte:

Voltaire est à son couchant;
Vous êtes à votre aurore:

richtete er sich der Länge nach auf, und sprang aus dem Bette, voll Wuth auf den Boden stampfend. „Mit Voltaire ging es zu Ende und Baculard erhübe sich? Ein König konnte etwas so ganz Abgeschmacktes schreiben? Er bekümmere sich ums regieren!“

Thiriot und ich hatten Mühe das Lachen zurück zu halten, wie wir Voltaire'n so im Hemde wüthend herumspringen sahen, der immerfort seine Rede an den König von Preußen richtete. „Ich will nun hin! Ja, ich will ihn lehren Menschen beurtheilen.“ Von Stund an nun war die Reise entschieden. Fast sollte man glauben, der König von Preußen habe ihn durch jene Verse dazu anspornen wollen; denn ohne sie würde er schwerlich die Reise angetreten haben, so beleidigt war er wegen der verweigerten 1000 Louis, nicht sowohl aus Geitz, als aus Verdruß, das nicht erhalten zu haben, was er begehrte.

Eigenwillig im Uebermaaß, von Natur wie aus Grundsätzen, hatte er einen unglaublichen Widerwillen selbst in Kleinigkeiten nachzugeben, oder etwas aufzugeben, was er beschlossen hatte. Noch vor seiner Abreise *) sah ich davon einen höchst

*) Im Juny 1750.

auffallenden Beweis. Es war ihm eingefallen, ein Jagdmesser (couteau de chasse) auf der Reise umzuschnallen. Als ich Vormittags einmahl bey ihm war, brachte man ihm mehrere zum Ansehn. Er wählte eines. Der Kaufmann verlangte dafür einen Louisd'or, und Voltaire hatte sich in den Kopf gesetzt, nur 18 Franken (statt 24) zu geben. Flugs berechnete er aufs genaueste, was der eigentliche Werth desselben sey; und hielt nun dem Kaufmann eine Anrede über seine Ehrlichkeit, die sich auf seinem Gesicht abspiegele, daher er selbst gestehen würde, daß diese Waffe mit 18 Franken hinlänglich bezahlt sey. Der Kaufmann bedankte sich für alles Schmeichelhafte, was er ihm über sein Aeußeres gesagt habe; versicherte jedoch, daß er als ehrlicher Mann nicht zweyerley Preiße mache, und daß er nie für eine Sache mehr verlange, als was sie gerade werth sey. Solle er solche niedriger verkaufen, so würde er seinen Kindern unrecht thun. „Sie haben Kinder?" fragte ihn Voltaire. — „Ja, gnädiger Herr! ich habe deren fünf, drey Buben und zwey Mädchen, von denen das jüngste doch schon zwölf Jahr zählt." — „Seyn Sie ruhig! Ihre Söhne sollen angestellt, und Ihre Töchter verheurathet werden. Ich habe Freunde beym Finanzcollegium, Zugang zu den Ministern. Aber lassen Sie uns zuvörderst hier den kleinen Handel abschließen. Hier haben Sie 18 Franken, und nun weiter kein Wort dar-

über." — Der ehrliche Mensch erschöpfte sich in Danksagungen über die hohe Gnade, die ihm Voltaire wolle zu Theil werden lassen; aber blieb dabey, er könne von seiner Foderung auch nicht einen Dreyer ablassen. So dauerte der Auftritt wohl eine Viertheilstunde. Voltaire'n war es nicht sowohl um die Ersparung von 6 Franken zu thun, die er dem ersten besten Armen würde gegeben haben, als durch Ueberredung seinen Willen durchzusetzen. Aber alle seine Beredsamkeit war vergebens. Bestürzt, unwillig und verdrüßlich warf er endlich den vierten Laubthaler auf den Tisch, wegen dessen er sich so unsägliche Mühe gegeben hatte. Der Kaufmann steckte ihn bey, dankte ihm nochmals für seine Güte und entfernte sich.

„Ich bin recht froh!" sagte ich ganz leise, als er die Thür zumachte. — Weswegen? fragte mich Voltaire voll Unmuth; was macht Ihnen denn so viel Freude? — Daß die Familie dieses ehrlichen Mannes ein so unvermuthetes Glück gemacht hat. Die Söhne erhalten Stellen, die Mädchen Männer, und der Vater hat einstweilen sein Jagdmesser für das verkauft, was er dafür verlangte, troß aller Ihrer Beredsamkeit. — Und das freut dich, du Limosinischer Starrkopf? *) — Ganz natürlich! Wenn er

*) Marmontel war aus der Provinz Limosin.

Ihnen nachgegeben hätte, ich glaube, ich hätte ihn geprügelt. — Wissen Sie wohl, sagte er, nach einem augenblicklichen Besinnen, in den Bart hinein lachend, daß Moliere, wenn er Zeuge einer solchen Scene gewesen wäre, sie nicht unbenutzt gelassen hätte? — „Das glaube ich auch, erwiederte ich; sie gäbe das Gegenstück zu der von Monsieur Dimanche.“ — Nun war sein Unmuth vorbey; und so löste sich sein Zorn, oder vielmehr seine Ungeduld, stets bey mir in einen freundschaftlichen Scherz auf.

Da ich sehr genau wußte, weshalb er die Reise nach Berlin unternahm, und auch zu wissen glaubte, weshalb ihn der König von Preußen bey sich zu sehen wünschte, so ahndete mir, daß sie sich nicht lange zusammen vertragen würden. Ein so gebieterischer Geist wie Friedrich, und ein Brausekopf wie Voltaire, konnten nur in der Entfernung einander anziehen, und mußten in der Nähe an einander stoßen; daher ich die Hoffnung hegte, er werde gar bald wieder zu uns kommen, misvergnügter mit Deutschland, als jetzt mit Frankreich. Aber die neue Kränkung, die ihm wiederfuhr, als er sich beym König beurlaubte, und die Heftigkeit, in die sie ihn versetzte, benahmen mir diese tröstende Täuschung. Als königlicher Kammerjunker glaubte er Sr. Majestät um dessen Aufträge an den König von Preußen befragen zu dürfen: aber, statt

aller Antwort, drehte sich der König um, und ließ ihn stehen. Voltaire, in seinem Grimm darüber, sandte ihn, so wie er über die Gränze war, die Bestallung als Historiograph zurück; ersuchte ihn auch nicht um die Erlaubniß, das Kreuz des Verdienstordens, womit ihn der König von Preußen beschenkte, annehmen und tragen zu dürfen: ein Geschenk, das er aber gar bald wieder herausgeben mußte.

Der unsägliche, in das Leben eines solchen Mannes verwebte Verdruß, machte mir die erwählte schriftstellerische Laufbahn um so bedenklicher. (Voltaire hatte ihn dazu veranlaßt.)

2) Entstehung der Encyclopädie.

Die fünf Jahre, welche ich zu Versailles, (als Sekretair beym Bauwesen, unter dem Bruder der Frau von Pompadour, dem Herrn von Marigny) verlebte, waren gerade diejenigen, worin der philosophische Geist mit reißender Schnelle um sich griff. D'Alembert und Diderot gaben durch die weitläuftige Unternehmung einer Encyclopädie aller Wissenschaften dazu die Veranlassung. Alles, was sich in Frankreich durch Kenntnisse und Geist auszeichnete, schwur zu ihrer Fahne. Voltaire, von Berlin zurück, wo er den unglücklichen Arnaud gar bald verdrängte, sich selbst aber nicht lange halten konnte, hatte zu Genf seinen Wohnsitz aufgeschlagen, und blies von da

het den Geist der Freyheit, der Neuerung, und der Unabhängigkeit an, der seitdem, gleich einem verzehrenden Feuer, alles in Brand gesetzt hat. In seinem Unmuth hatte er sich gegen den französischen Hof höchst unklug benommen; aber es war noch weit unkluger, ihn zu nöthigen, in einem Freystaat zu bleiben, als er sehnlich wünschte, wieder in sein Vaterland zurück zu kommen. Die Antwort des Königs: er bleibe, wo er ist; war nicht hinlänglich überlegt. Seine Angriffe waren nicht von der Art, daß man sie an der Gränze in Beschlag nehmen konnte. Nach Versailles mußte man ihn locken, wo er weniger frey als in der Schweitz und zu Genf würde geschrieben haben. Die Priester hätten ihm diesen prachtvollen Bauer sollen öffnen lassen, durch welchen der Cardinal von Richelieu den hohen Adel in seine Gewalt bekam. (Denn in einem Käfigt füttert man Vögel, damit sie zu unserm Vergnügen singen.)

Dadurch, daß er wieder als Kammerjunker angestellt zu seyn wünschte, griff er selbst nach der Kette, an die man ihn hätte legen können, sobald man gewollt hätte. Ich muß der Frau von Pompadour das Zeugniß geben, daß seine Verweisung ihr misfiel. Theilnehmend erkundigte sie sich zuweilen bey mir nach ihm; und als ich ihr einst sagte: es hänge ja nur von ihr ab, ihn in der Nähe zu wissen; antworte sie mit einem Seufzer: „Ach nein! es hängt nicht von mir ab.“

Von Genf aus also entflammte Voltaire die Mitarbeiter der Encyclopädie. Ich gehörte darunter, und mein größtes Vergnügen, wenn ich nach Paris kam, war jedesmahl mit ihnen zusammen zu treffen. D'Alembert und Diderot waren mit meiner Arbeit zufrieden, und diese literarischen Verbindungen schlungen die Bande der bereits bestehenden Freundschaft um so fester; eine Freundschaft, die bis an ihren Tod gedauert hat. Sie war inniger, vertrauter, ununterbrochener mit d'Alembert; aber nicht minder aufrichtig und ungetrübt mit dem guten Diderot, den ich stets erfreut zu sehen und entzückt zu hören war.

3) Der Abbee, nachherige Cardinal Bernis.

Der Abbee von Bernis, dem Seminar von Saint-Sulpice entwischt, wo sein Andenken eben nicht im besten Ruf stand, war ein galanter, pausbackichter, munterer und puppenartiger Dichter, der mit dem lustigen Bernard durch gereimte Schwänke die fröhlichen Abendgesellschaften erheiterte. Voltaire nannte ihn das Straußermädchen vom Parnaß, und da ein hübsches Straußermädchen der damaligen Zeit Babet hieß, so bekam er gewöhnlich in vertrauten Zirkeln diesen Namen. Ohne alle sonstige Verdienste gelangte er gleichwohl zur Cardinalswürde und zum Gesandtschaftsposten in Rom. Er hatte

vergeblich bey den alten Bischoff von Mirepoix (Boyer) um eine Pension auf irgend eine Abtey angehalten. Dieser Bischoff, der die galante Poesie eben nicht liebte, und die Lebensweise des Abbee kannte, hatte ihm gerade heraus erklärt, daß, so lange Er (Boyer) lebe, er sich auf nichts Rechnung machen möge; worauf dieser erwiederte: Monseigneur, j'attendrai! Dieser Einfall ging von Mund zu Mund und machte Glück. Er besaß ein Canonicat zu Brionde, das ihm aber nichts einbrachte, weil er nicht zugegen war; so daß sein ganzes Einkommen in einer kleinen Pfründe zu Boulogne-sur-Mer bestand, die er, ich weiß nicht wie, erhalten hatte.

Dieß war seine Lage, als er vernahm, daß die schöne Frau von Estioles die Aufmerksamkeit des Königs bey einer Jagdlust in dem Walde von Senart auf sich gezogen habe. Flugs suchte er um die Erlaubniß an, der jungen Dame seine Aufwartung machen zu dürfen, und die Gräfinn Estrade, der er bekannt war, verschaffte ihm diese Gunst. Er kömmt mit dem Marktschiffe nach Estioles, sein Reisebündel unter dem Arm. Man läßt ihm seine Verse hersagen; er belustigt, weiß sich beliebt zu machen, und gelangt mit seinen oberflächlichen Kenntnissen und poetischem Firniß dahin, daß er, während der Abwesenheit des Königs, der Vertraute der Briefe wird, welche die beyden Liebenden einander schreiben. Nichts

paßte besser für seine Geistesfähigkeit und seinen schriftlichen Ausdruck, als dieses Aemtchen. Nicht sobald war auch die neue Geliebte bey Hofe aufgeführt, als sie ihm einen Gnadengehalt von einhundert Louis und eine freye Wohnung im Schloß der Tuilerien verschaffte, das sie auf ihre Kosten möbliren ließ. Ich besuchte ihn hier, wo sein Zimmer dicht unterm Dache war, und fand ihn über die Maßen glücklich mit seinem Geschick. Da er von altem Adel war, so rieth ihm seine Gönnerinn, aus dem Kapitel von Brionde in das von Lyon zu treten; und für dieses erhielt sie, um den neuen Canonicus zu begünstigen, eine neue Decoration. Zu gleicher Zeit ward er der erklärte Freund der schönen Prinzessinn von Rohan, wodurch er in allen Zirkeln des hohen Adels Zutritt erhielt, und mit einmal ward er zum Gesandten nach Venedig ernannt. Die Neffen des Pabstes Ganganelli mußten gerade Venedig besuchen, was ihm Gelegenheit gab, sie prächtig zu bewirthen, und sich hiedurch die Gunst des römischen Hofes zu erwerben. Man rief ihn zurück in den Staatsrath, wo er mit dem Grafen von Starenberg den Tractat von Versailles schloß *): zur Belohnung erhielt er, bey dem freywilligen Abgang des Herrn Rouille, die

*) Die Allianz zwischen Frankreich und Oestreich, die für Frankreich so nachtheilig ward, was den Grund zur Revolution legte.

Stelle eines Ministers der auswärtigen Geschäfte, und bald darauf, durch Verwendung des Wiener Hofes, den Cardinalshut."

Der Abbé-negociateur, wie ihn Marmontel nennt, wünschte, dieser solle in einer an den König gerichteten poetischen Epistel die Vortheile der großen und glücklichen Allianz feyern; Marmontel stellte ihm vor, es würde ihm leichter werden, wenn er die Epistel an ihn selbst richten dürfte, was ihn denn sehr schmeichelte. Die Pompadour war darüber entzückt, das Gedicht ward prächtig gedruckt, und gefiel den Regenten, wenn auch nicht den Unterthanen Oestreichs und Frankreichs.

Bald darauf benutzte Bernis seinen alten Bekannten auf eine andere Art. Der siebenjährige Krieg war ausgebrochen. Man hatte von Wien aus 500 Exemplare von der Antwort auf das Preußische Kriegs-Manifest an den Grafen Staremberg zur Vertheilung nach Paris gesandt: die Schreibart war aber so deutsch-französisch, daß Bernis und Staremberg die Schrift nicht dem König zu übergeben wagten. In dieser Noth ließen sie Marmontel rufen, um die Schrift in aller Eile zu corrigiren und neu drucken zu lassen, wodurch er beiden Höfen, wie sie sagten, einen sehr angenehmen Dienst erweisen würde. „Wir lasen sie zusammen, (heißt es,) und ungerechnet der Germanismen, von denen sie wim-

„melte, nahm ich mir die Freyheit, de leur faire „observer nombre de raisons mal déduites ou „obscurement présentées.“ Man gab ihm carte blanche für alle diese Veränderungen; nur müsse in Zeit von 24 Stunden das Manuscript fertig seyn, damit die Schrift Sonntag früh gedruckt dem König übergeben und ausgetheilt werden könne; und Mittwoch Abends hatte man ihn rufen lassen. Er arbeitete die ganze Nacht, und erhielt die größten Lobsprüche, als er Donnerstag Abends die Schrift überbrachte. Nun mußte er aber gleich Postpferde nehmen, und von Versailles nach Paris fahren, um den Druck zu besorgen. Sonntags mit Anbruch des Tages war er wieder in Versailles. Einige Tage nachher verlangte Bernis eine Angabe der Reise- und Druckkosten. Je la lui donnai très-exacte, article par article, et il m'en remboursa le montant au plus juste. Depuis, il n'en fut plus parlé. Wie charakteristisch!

Die Schilderung, die er von Bernis, nach seiner Gelangung zur Cardinalswürde, macht, wollen wir mit seinen eignen Worten hersetzen:

Je le vis encore une fois, ce fut le jour où, en habit de cardinal, en calotte rouge, en bas rouges, et avec un rochet garni du plus riche point d'Angleterre, il alloit se présenter au roi. Je traversai ses anti-chambres, entre deux longues haies de gens vétus à neuf, d'écarlate, et

galonnés d'or. En entrant dans son cabinet, je le trouvai glorieux comme un paon, plus jouffiu que jamais, s'admirant dans sa gloire, sur-tout ne pouvant se lasser de regarder son rochet et ses bas ponceau. „Ne suis-je pas bien mis?" me demande-t-il. — Fort bien, lui dis-je; l'éminence vous sied à merveille, et je viens, Monseigneur, vous en faire mon compliment. — „Et mon livrée, comment la trouvez-vous?" — Je l'ai prise, lui dis-je; pour la troupe dorée qui venoit vous complimenter.

Seitdem sah Marmontel ihn nicht wieder; denn Bernis ging bald darauf als französischer Gesandte nach Rom.

4) Der Mercure de France.

Der Hof war zu Fontainebleau, und ich brachte daselbst oft eine Stunde des Abends bey dem Leibarzt Quesnai zu. Eines Tages, als ich bey ihm war, ließ mich Frau von Pompadour rufen und sagte: „Haben Sie gehört, daß Hr. Bruere zu Rom gestorben ist? Er war im Besitz des Privilegiums vom Merkur, was ihm fünf und zwanzig tausend Livres jährlich einbrachte. Damit kann man mehr denn Einen beglücken, und wir sind Willens *) mit dem neuen Patent des

*) Wir! Also Frau von Pompadour und der König; oder vielmehr Frau von Pompadour und irgend ein Minister.

Merkurs Gnadengehalte für Gelehrte zu verbinden. Sie kennen doch alle; nennen Sie mir diejenigen, die solcher bedürfen, und die ihrer würdig sind." Ich nannte Crebillon, d'Alembert, Boissy, und noch einige andere. Was Crebillon anlangte, so wußte ich wohl, daß ich ihn nicht erst empfehlen dürfte. Da ich sah, daß sie bey d'Alemberts Namen eine misbilligende Miene machte, sagte ich: er ist einer der ersten Mathematiker, ein sehr gelehrter Schriftsteller und ein durchaus rechtschaffener Mann. — „Ja! Aber ein Hitzkopf;" erwiederte sie. — Ich stellte vor, daß ohne ein wenig Feuer und Aufbrausen keine Geistesgröße sich denken lasse. Sie erwiederte: „Er hat sich für die italienische Musik entflammt et s'est mis à la tête du parti des Bouffons." — Er hat doch auch die Vorrede zur Encyclopädie geschrieben, antwortete ich mit bescheidnem Ton. — Sie sagte nichts weiter darauf; aber er ging leer aus. Die wahre Ursache seiner Ausschließung war wohl, daß er ein erklärter Verehrer des Königs von Preußen war, den sie persönlich haßte. Als die Reihe an Boissy kam, fragte sie mich: „Ist denn Boissy nicht reich? ich glaubte ihn wenigstens bemittelt. Ich habe ihn immer im Theater so gut gekleidet gesehn." — Er verbirgt seine Armuth; aber sie ist höchst drückend für ihn. — „Er hat ja so viele Schauspiele geschrieben!" fuhr sie noch fort. — Ja! aber nicht alle sind mit Beyfall aufgenommen

worden, und indeß mußte er mit Frau und Sohn leben. Ich kann Ihro Gnaden versichern, daß er vergangenen Winter elendiglich umgekommen wäre, hätte nicht ein Freund seine Lage entdeckt und sich seiner angenommen. Da es ihm an den ersten Lebensbedürfnissen fehlte, und er zu stolz ist, um jemandes Hülfe anzusprechen, so hatte er sich mit Frau und Sohn eingeschlossen, um eines in des andern Armen sich zu tödten, als jener brave Mann die Thüre mit Gewalt öffnete und alle drey rettete. — „Mein Gott!" schrie Frau von Pompadour: „ich schaudere. Verlassen Sie sich darauf, ich werde ihn dem König empfehlen."

Das that sie denn auch. Des andern Morgens kam Boissy freudetrunken zu ihm, fiel vor ihm nieder und wollte ihm die Hände küssen; er hatte nicht blos eine Pension, wie einige Andere, auf den Merkur, sondern das Privilegium selbst erhalten. Marmontel ging nun zu dem Grafen von Florentin, in der Voraussetzung sich zu bedanken, weil er gewiß glaubte, er sey auch unter den Pensionisten: aber siehe! gerade ihn hatte die Pompadour dem König zu nennen vergessen, worüber sie selbst herzlich lachte, als es ihr angezeigt wurde. Sie glaubte, wer etwas bedürfe, würde ja wohl auch darum bitten. Sie machte indeß doch ihr Versehen wieder gut, und Marmontel erhielt einen Gnadengehalt von 1200 Livres auf den Merkur.

Boissy war nicht der Mann, den Abbé Raynal, der, in Abwesenheit von Hrn. Bruere, den Merkur besorgt hatte, zu ersetzen; es fehlte ihm an Bekanntschaft und litterarischer Einsicht. Marmontel erhielt von ihm folgenden Brief:

> Inutilement vous m'avez fait donner le Mercure; ce bienfait est perdu pour moi, si vous n'y ajoutez pas celui de venir à mon aide. Prose ou vers, ce qu'il vous plaira, tout me sera bon de vôtre main. Mais hâtez-vous de me tirer de la peine où je suis: je vous en conjure au nom de l'amitié que je vous ai vouée pour tout le reste de ma vie.

Marmontel hatte keine Ruhe; er sah den Unglücklichen dem Gelächter preiß gegeben und den Merkür verrufen, wenn er ihm nicht beystünde. Er schrieb die Erzählung, betitelt: Alcibiade, setzte aber seinen Namen nicht darunter. Man glaubte, sie sey von Voltaire oder Montesquieu, und der Merkur kam auf einmal wieder in Ruf. Boissy war außer sich vor Freude, und verdoppelte sein Gesuch um Beyträge. Marmontel machte die Erzählung Soliman II, dann le Scrupule und noch einige andere. So entstanden die Contes moraux, die nachher durch ganz Europa so vielen Beyfall fanden, und Marmonteln, nach Boissy's bald darauf erfolgtem Hintritt, das Patent des Merkurs verschafften, indem die Pompadour zum König sagte: ne donnerez-vous pas

le Mercure à celui qui l'a soutenu? Marmontel gab nun seine Sekretär-Stelle auf und zog wieder nach Paris.

Vom August 1758 an widmete sich Marmontel ganz der Herausgabe seines Journals. Er ward von Gelehrten, Dichtern und Künstlern aller Partheyen unterstützt, denn er strebte nicht nach dem Ruhm, der Anführer einer besondern Parthey zu seyn. „Zu Paris," sagt er, „war die Gelehrten-Republik dazumal in mehrere Klassen vertheilt, die wenig mit einander umgingen. Ich vernachläßigte keine, und alles, was Geist und Leben athmete, war mir willkommen, der Verfasser mochte seyn, wer er wollte. Bey einem Juwelier auf dem Platz Dauphine hatte ich oft mit zwey Dichtern der alten Opéra-Comique gespeist, die nichts als Fröhlichkeit und nie geistreicher waren, als wenn sie im Wirthshause saßen. Die Trunkenheit war für sie der glücklichste Zustand: aber bevor es so weit mit ihnen kam, daß sie hinsanken, hatten sie Augenblicke von Begeisterung, die das glaubend machten, was Horaz dem Weine nachgerühmt hat. Der Eine, dessen Name Galet war, galt für einen Taugenichts; ich habe ihn nie anders als bey Tische gesehen, und ich erwähne seiner blos in Rücksicht auf seinen Freund Panard, eines braven Mannes, den ich lieb hatte.

„Dieser Taugenichts war jedoch ein Original, das wohl gekannt zu werden verdiente. Er war

eigentlich ein Gewürzkrämer von der Lombardes Straße, der, da ihm das Theater de la foire mehr als sein Gewölbe beschäftigt hatte, sich bereits zu Grunde gerichtet hatte, als ich ihn kennen lernte. Er war wassersüchtig, und trank nicht desto minder, und war nicht desto minder lustig und guter Dinge: so unbesorgt um den Tod, als gleichgültig gegen das Leben; kurz, ein Mensch, der bey bitterer Armuth, im Gefängniß, auf dem Krankenlager, und selbst noch in der Stunde des Hinscheidens nicht aufhörte zu scherzen, und dem alles ein Spiel war.

„Der Temple*) war dazumal eine Freystätte für bankerottirte Kaufleute, wohin auch er sich geflüchtet hatte; comme il y recevoit tous les jours des mémoires de créanciers, so pflegte er zu sagen: Me voilà logé au temple des mémoires. Zu dem Vikar des Temple, als dieser ihm die letzte Oehlung reichen wollte, weil die Wassersucht ihn zu ersticken drohte, sagte er: Ah! monsieur l'abbé, vous venez me graisser les bottes. Celà est inutile, car je m'en vais par eau. Denselben Tag schrieb er an seinen Freund Colle einen Neujahrswunsch in Versen, sein letztes Gedicht, das mit folgender Strophe schloß, und auf

*) Das ehemalige Wohnhaus der Tempelherren zu Paris, in welchem Ludwig XVI. mit seiner Familie 1792 gefangen saß.

die Melodie eines lustigen Liedes von Collé: Accompagné de plusieurs autres etc. paßt:

De ces couplets, soyez content,
Je vous en ferois bien autant
Et plus qu'on ne compte d'apôtres;
Mais, cher Collé, voici l'instant
Où certain fossoyeur m'attend,
Accompagné de plusieurs autres.

„Der ehrliche Panard, so unbesorgt, so in den Tag hinein lebend wie sein Freund, hatte, in seinem Unglück, mehr die Ruhe eines Kindes, als die Gleichgültigkeit eines Philosophen. Er überließ es seinen Freunden, für seine Nahrung, Wohnung, Kleidung zu sorgen, und er hatte deren, die ein solches Zutrauen verdienten. In Sitten und Denkart glich er La Fontainen, dieselbe Naivetät, dieselbe kindliche Einfalt. Sein Aeußeres verrieth nicht den feinen Mann, der er doch in der That war. Bey Tische und schon halb trunken, (entre deux vins, wie man zu sagen pflegt,) hatte ich ihm, trotz seiner Schwerfälligkeit, Verse aus dem Stegreif sagen hören, voll Feinheit, Anmuth und der höchsten Leichtigkeit. Wenn ich daher, um ein neues Heft vom Merkur herauszugeben, noch einiger hübschen Lieder bedurfte, so ging ich zu meinem Freund Panard. „Durchsuchen Sie meine Perücken-Schachtel;“ pflegte er dann zu sagen. Diese Schachtel war in der That ein wahres Magazin,

worin die Verse dieses liebenswürdigen Dichters auf Papierschnitzeln hingeschmiert durch einander geworfen lagen. Alle diese Manuscripte waren voller Weinflecken; und wenn ich ihm darüber einen Vorwurf machte, sagte er: Prenez, prenez, c'est là le cachet du génie. Für den Wein hatte er eine so zärtliche Zuneigung, daß er von demselben immer wie von seinem besten Freunde sprach. Das Glas in der Hand, und den Gegenstand seiner Verehrung und seines Ergötzens beobachtend, ward er oft so bewegt, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Ich habe ihn deren bey einer höchst sonderbaren Gelegenheit vergießen sehen. Dieser Zug, der in der vollkommensten Wahrheit begründet ist, giebt von einem Trinker das anschaulichste Bild.

„Als ich ihm nach dem Tode seines Freundes Galet, auf der Straße begegnete, wollte ich ihm meine Theilnehmung an seiner Betrübniß bezeigen. Ah, Monsieur! sagte er zu mir, elle est bien vive et bien profonde! Un ami de trente ans, avec qui je passois ma vie! A la promenade, au spectacle, au cabaret, toujours ensemble! Je l'ai perdu. Je ne chanterai plus, je ne boirai plus avec lui. Il est mort. Je suis seul au monde. Je ne sais plus que devenir. Indem er so klagte, liefen dem guten Mann die Thränen stromweise die Wangen herab; und nichts war bis dahin natürlicher als dieß. Aber

nun setzte er noch hinzu: Vous savez qu'il est mort au Temple? J'y suis allé pleurer et gémir sur sa tombe. Quelle tombe! Ah! Monsieur, ils me l'ont mis sous une gouttière, lui qui, depuis l'âge de raison, n'avoit pas bu un verre d'eau."

Ein Zufall ganz eigner Art brachte ihn um das Patent des Merkurs. Bey Madame Geoffrin ward von einer Satyre gegen den Duc d'Aumont gesprochen, der Parodie eines Monologs aus Corneille's Cinna; jeder der Tischgenossen wußte einige Verse daraus, aber Niemand sie im Ganzen. Marmontel, der sie von Cury, dem Verfasser, mehrmal hatte lesen hören, sagte sie her, und ward deshalb für den Verfasser gehalten, da er diesen nicht nennen wollte. Der Duc d'Aumont wirkte beym König einen Verhaftsbrief gegen ihn aus, und er ward in die Bastille gesandt, den eilften Tag hernach zwar wieder entlassen, aber mit der Entziehung des Patents vom Merkur bestraft, da er darauf beharrte, den Verfasser des Stücks nicht anzugeben. Erst nach Cury's Tode erkannte selbst der Duc d'Aumont, daß er Marmonteln in einem falschen Verdacht gehabt, und daß dieser als ein vollkommen ehrlicher Mann gehandelt hatte, indem er lieber eine Einbuße von einigen tausend Thalern jährlich leiden, als seinen Freund verrathen und dadurch unglücklich machen wollte: denn dieser

hatte ihm das Stück nur im Vertrauen vorgelesen. Es war daher eine Unbesonnenheit von Marmonteln, daß er das Gedicht in einer öffentlichen Gesellschaft recitirte: aber wie bewundernswerth machte er sie wieder gut! Auch erhielt er dadurch die Achtung aller Minister und Großen, die es dem Duc d'Aumont sehr verdachten, daß er so niedrig sich rächte, und die Marmontel gleich nach der Entlassung aus der Bastille für sich, durch sein treffliches Benehmen, gewann.

Das Patent des Merkurs erhielt ein Mensch, Namens Lagarde, ohne allen litterarischen Ruf, durch die Protection der Frau von Pompadour. Er war dem Geschäft so wenig gewachsen, daß alle diejenigen, denen Gnadengehalte darauf angewiesen waren, eine Bittschrift an den König aufsetzen wollten, damit Marmonteln die Herausgabe wieder übertragen würde; dieser wollte sich aber nicht von neuem dazu verstehen. Glücklicherweise starb Lagarde bald, und nun mußte man, um die Pensionen zu retten, das Patent einem Buchhändler geben. Die Revolution verschlang diese und das Journal.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

IV.

Lycée, ou Cours de Littérature ancienne et moderne: Philosophie du dix-huitième siècle; par I. F. Laharpe, Tome XV et XVI. (letzterer in 2 Abtheilungen.) à Paris chez Agasse, an XIII. gr. 8vo.

Hiermit wäre denn dieses weitläuftige Werk, wegen dessen man den Verfasser den französischen Quintilian genannt hat, geendiget. Nur die zwölf ersten Bände sind von ihm selbst herausgegeben worden. Wir haben sie, so wie den 13ten und 14ten Band, welche, wie jene, von der schönen Litteratur handeln, aber nur aus seinen hinterlassenen Papieren zusammengesetzt worden sind, ausführlich angezeigt. Die gegenwärtigen gehören nicht vor unsern Richterstuhl; daher wir ihren Inhalt nur kurz angeben. Beyde haben folgendes Motto auf dem Titel:

A fructibus eorum cognoscetis eos.

Vous les connaîtrez par leurs fruits.

S. Math.

Der 15te Band beträgt 494 Seiten. Zuerst eine Einleitung auf 18 Seiten, worin der Verfasser von seinem Unternehmen und von einem Streit, den er über seine religiösen Grundsätze mit Lalande im Journal de Paris geführt hat, Rechenschaft giebt. Ein Theil dieses Werks, nämlich das ganze erste Buch, und ein Theil des zweyten Buchs, bis auf Diderot mit eingeschlossen, ist in den ersten Monaten des Jahres 1797 im Lyceum zu Paris, bey einer Versammlung von drey bis vier hundert Personen, vorgetragen worden. Laharpe erhielt wegen dieser Vorlesungen, die wöchentlich zweymal statt fanden, die Weisung von der Regierung: sich von Paris zu entfernen. 1799 fieng er an, sie auszuarbeiten.

Das erste Buch besteht aus zwey Kapiteln. Im ersten Kapitel handelt der Verfasser: des Philosophes de la première classe. Dieses hat wieder fünf Abschnitte, und deren Ueberschriften sind: 1) Fontenelle; 2) Montesquieu; 3) Büffon; 4) von der Encyclopädie und von d'Alembert; 5) Condillac. Die Ueberschrift des zweyten Kapitels ist: Moralistes et Economistes. Erster Abschnitt: Vauvenargues; zweyter Abschnitt: Duclos; dritter Abschnitt: Fragment sur les Economistes.

Das zweyte Buch führt die Ueberschrift: Des Sophistes. Erstes Kapitel: Toussaint;

zweytes Kapitel: Helvetius. Hiermit schließt der 15te Band.

Die erste Abtheilung des 16ten Bandes ist fast einzig Diderot gewidmet, dessen Einfluß auf die Revolution Laharpe doch wohl zu groß annimmt, obschon nicht zu läugnen steht, daß Diderots Grundsätze die Gemüther zur Umwerfung alles Bestehenden in politischer und religiöser Hinsicht gereift haben. Das diesem Sophisten gewidmete Kapitel III. hat sieben Abschnitte: 1) Commencement de cet écrivain; 2) les Pensées philosophiques; 3) Lettre sur les aveugles à l'usage des clairvoyans; 4) de l'interprétation de la Nature, et les principes de philosophie morale; 5) de l'éducation publique; 6) Code de la nature; 7) Vie de Sénéque. Der achte sollte von seinen nachgelassenen Werken handeln; es hat sich aber dazu nichts vorgefunden. Nous sommes donc (sagt der Herausgeber) privés de la fin de ce chapitre, et encore de plusieurs autres pour le moins aussi importans, et qui sont annoncés en divers endroits de la partie que nous avons imprimée: tels sont ceux sur Voltaire, Rousseau, Mably, Condorcet, Boullanger et les autres sophistes qui ont avoué leurs écrits. Il en est de même de plusieurs autres ouvrages dont les auteurs ont jugé à propos de garder l'anonyme, et que M. de Laharpe se proposait de réfuter à leur tour. On a seulement trou-

vé dans ces papiers quelques fragmens sur Rousseau, Boullanger etc. que nous donnons à la suite de l'article Diderot; welcher, obschon noch nicht geendigt, 313 Octavseiten einnimmt, worauf von S. 314 — 375 dann folgende Fragmente folgen: 1) Sur Boullanger; 2) Sur le Système de la Nature; 3) Sur Jean-Jacques Rousseau; 4) Sur les Confessions, nämlich von Rousseau; 5) De Jean-Jacques Rousseau, tiré du Mercure de France du 5 Octobre 1778. Also gleich nach Rousseaus Tode geschrieben; ein ganz vortrefflicher Aufsatz, von dem wir im nächsten Stücke eine Uebersetzung zu liefern gedenken; 6) Pour l'histoire de la philosophie du dix-huitième siècle. Die Großen, sagt der Verf., nachdem sie ihr Ansehn im Staat verloren hatten, das nur wirkliche Staatsämter hinfort gaben, strebten vor allem nach Reichthum, um sich dadurch Genüsse zu verschaffen. Wer als Kaufmann nach Reichthum strebt, übt seine Seelenkraft, wenn schon einseitig; er gewöhnt sich an Arbeitsamkeit, und so bleibt ihm der Taumel der Zerstreuung fremd. Bey den Vornehmen hat der Durst nach Geld kein solches Gegengewicht; sie sind nichts als reiche Müssiggänger. De là cette étude approfondie de la mollesse, du luxe et de l'amusement, devenue généralement l'occupation presque unique de cette classe d'hommes qui semblait ne connaître plus d'autre privilége de la grandeur, que d'exister pour

jouir: double erreur et double désordre; car la vie humaine n'a point assez de plaisirs pour se passer de travail, et les plaisirs eux-mêmes ne peuvent se diversifier assez, en se répétant, pour se perpétuer sans dégoût. Was geschah nun? Man legte einen zu hohen Werth auf esprit, auf die Benennung eines schönen Geistes, unter derjenigen Klasse von Menschen, die Erziehung und Eitelkeit besaß. Die Großen mußten sich den Gelehrten nähern und mit ihnen umgehen, um von ihnen zu lernen. Diese wurden also Vorbilder und Richter der Großen, und gewöhnten sich an ihre Genüsse. Sie wurden aus Beschützten Beschützer und Vertheiler desjenigen Ruhms, nach welchem die Vornehmen am meisten strebten. Sie waren unter Ludwig XIV an ihrem rechten Platz, denn sie waren geachtet; unter Ludwig XVI wurden sie gefürchtet, und dieß warf die Monarchie um. Ludwig XIV. zeigte ein sehr richtiges Urtheil, als er einem Hofmanne, der es sonderbar fand, daß Boileau sich besser auf Verse zu verstehen glaube, als Se. Majestät, unbefangen antwortete: „Oh! pour cela j'avoue que Boileau a raison." Dieß hieß seinen Platz als König behaupten, und Boileau'n den seinigen als Poet lassen. Beyde gewannen dabey, und alles ging gut; denn nichts ist gut als an seiner Stelle. Als aber die Großen sich unter die Gelehrten mengten, und nach Schriftstellerruhm geizten, cet amour propre mal entendu, cette vanité ef-

science devait gâter à la fois, et les gens de lettres, et les gens du monde, surtout nos philosophes *) d'un coté, et les grands de l'autre. Ceux-ci, voulant être au niveau des premiers en réputation d'esprit, tombèrent nécessairement fort au dessous du rang qui leur était propre, sans atteindre à celui qu'ils affectaient. Ceux-là, déjà naturellement impérieux dans leur langage, dominateurs dans leurs livres, ne virent dans la nouvelle ambition des grands qui venaient se confondre avec eux, que le nouveau triomphe de la raison, qui faisait reconnaître enfin, dans la science et le talent d'écrivain, la première puissance de l'Univers. Gewiß eine sehr feine und richtige Bemerkung!

An der Spitze der zweyten Abtheilung des 16ten Bandes, (welcher mit S. 377 anhebt,) steht: Extrait d'un plan sommaire d'éducation publique et d'un nouveau cours d'étude, publié en Ianvier 1791, dans le Mercure de France. Dieser geht bis S. 417. Dann folgt bis S. 778: Table analytique des matières contenues dans le Cours de littérature. Hierauf: Notice historique sur la vie et les oeuvres de M. de Laharpe; eine schlecht verbundene Zusammenstellung dessen, was Gaillard im 6ten Band seines

*) Dieß sollte man in unsrer Sprache nicht durch Philosophen, sondern durch Schöngeister übersetzen.

Dictionaire de l'Histoire, faisant partie de l'Encyclopédie méthodique, Dessarts in seinem Werk, les Siècles littéraires de la France, und vor allem, was Petitot in seinem Répertoire du théâtre français über Laharpe geschrieben haben. Das Wichtigste für uns waren die beygefügten Noten (S. 817—840), aus welchen wir versuchen wollen eine neue Nachricht von Laharpe dem Schriftsteller zusammen zu setzen *). Noch ist angehängt: Fragmens d'une Apologie de la Religion chrétienne, tirés des numéros du Mercure de France, des mois de ventôse et germinal an XI. Diese gehen bis S. 859, und hätten nicht zum zweytenmal gedruckt zu werden verdient.

Das S. 139 Z. 1. erwähnte Kapitel erschien bereits 1797 besonders gedruckt unter dem Titel: Refutation du livre de l'Esprit etc. und ward 1800 von Herrn Professor Hebenstreit in Leipzig, in einer abgekürzten Uebersetzung, dem vierten und letzten Bands seiner treflichen Bearbeitung eines englischen Werkes von R. Sullivan: „Uebersicht der Natur;" beygefügt, welches gleichfalls den Zweck hat, die irrigen Meynungen eines Diderot, Helvetius und andrer Pariser Gelehrten derselben Zeit über Gott und Natur ins Licht zu setzen, aber nicht auf dem Wege der Polemik, den Laharpe einschlug, sondern durch Thatsachen.

*) Sie folgt im nächsten Stück.

V.

Epigrammen und vermischte Gedichte von Johann Christoph Friedrich Haug. Erster und zweyter Band. Berlin bey Joh. Friedr. Unger. 1805. 8. 382. und 532 Seiten.

Ob der weltberühmte Erfinder der Schädellehre bey dem Verfasser dieser Sammlung das Organ des Witzes entdecken würde, wissen wir nicht. Aber ohne daß wir erst den Ausspruch des Herrn Doctors erwarten, sind wir kühn genug zu behaupten, daß wir die Sache selbst in reichem Maße bey ihm gefunden haben. Der Epigrammen unsers Dichters sind nicht weniger als tausend, und manche sehr ehrenfeste Herrn könnten leicht an dieser Fruchtbarkeit ein Aergerniß nehmen. Aber sie würden nichts dadurch beweisen, als daß sie lieber nur zehn Mahl als hundert Mahl sich zum Lachen zwingen lassen, und dann sind wir weit entfernt, sie um ihren Geschmack zu beneiden. Unsere Leser mögen aus einigen Proben selbst urtheilen, ob Herr Haug zu viel, oder zu wenig gedichtet hat.

Ueber Bays Verdeutschung von Miltons verlornem Paradies.

Den Milton hast du dir erkohren,
Und träumest von Unsterblichkeit.
Ach, deine Mühe, Bav! mein Geld, und meine Zeit
Sind, wie das Paradies, verloren.

Kurz und gut.

König.

Was trägt die Kriegsministerstelle
Wohl meinem Liebling ein?

Hofnarr.

Die Hölle.

Der Dichter an den Kaufmann.

Lange läßt's in deinem Buche
Unvergessen zwar sich stehn,
Aber, Freund, laß zum Versuche
Jetzt in meinem dich erhöhn!
Streiche mich aus deinem Buche,
Und du sollst in meinem stehn.

Wortspiel bey Valuts Gante.

Valut, der Prediger,
Schuf in der Furcht des Herrn
Sein Häuflein Gläubiger
Zu seinen Gläubigern.

Dialog.

Lehrer.

Die Antwort, Junge, war verkehrt,
Mir scheint, du bist mehr wohl genährt,
Als wohlgelehrt.

Schüler.

Natürlich, Herr! Gott ist mein Nährer,
Und Ihr mein Lehrer.

Wunsch.

O daß wir Lelos Patienten,
Die er, vom Wein durchglüht,
Des Abends doppelt sieht,
Nach Monatsfrist nur einfach sehen könnten!

Erlaubte Rache.

Herr Firlefanz erschöpfte sich
In einem Epigramm auf mich.
Und meine Rache für den Spuck?
Ich gab sein Epigramm in Druck.

An Star.

Die Kritiker, o Star! versichern,
Daß deine Hand aus neunzehn Büchern
Das zwanzigste zusammenschrieb.
Du bist ergrimmt, und schiltst sie Hunde.
Je nun! Sie bellten doch mit Grunde:
Sie fanden einen Dieb.

An Niger.

Du, schlimmer und verworfner längst,
Als Frevler auf Galeerenbänken,
Du läugnest Gott? Wer kann es dir verdenken,
So lange du nicht hängst?

Wer ist mehr zu beklagen?

Veit.

Ein Schurke stahl mir heut —

Ich.

Beklagenswerther Veit!

Veit.

Was ich seit Jahren schrieb.

Ich:

Beklagenswerther Dieb!

An Wahl.

Was unterscheidet uns von dir?
Kurz, ohne Periphrase:
Aus Seel' und Leib bestehen wir;
Du, Freund! aus Seel' und Nase.

Ein zweyter Versuch.

Wenn Reimer ihn fortan zu stürmen sich
nicht scheuen,
So wird der Helikon wohl nächstens Feuer
speyen.

Erhörung.

„Minister wär' ich nun, durch Schmeicheleyn und Possen;
Ach! und Minister seyn, fällt unser einem schwer.
O gieb mir, guter Gott! Verstand zu diesem Posten!“ —
Da gab der gute Gott ihm einen Sekretär.

Der jämmerliche Stümper, von welchem in folgenden Zeilen die Rede ist, existirt doch hoffentlich nur in der Phantasie des Dichters?

An das löbliche Schauspielerpersonal in X.

Ihr Unvorsichtigen! Setzt eurem Archiater,
Dem Hauptbevölkerer des Schattenreichs, ein Ziel:
Sonst wandelt er das Hoftheater
Bald in ein Schattenspiel.

Ein Blick in das Buch selbst wird unsere Leser überzeugen, daß das Auffinden dieser Proben uns keine Mühe gekostet hat. Um übrigens zu beweisen, daß wir unsern Dichter aufmerksam und mit Unbefangenheit gelesen haben, vielleicht auch um dem kunstrichterlichen Recht des Tadelns nicht ganz zu entsagen, erlauben wir uns einige kleine Anmerkungen. Allzubekannt sind die Gedanken, die beym 36sten Epigramm des ersten, beym 6ten des zweyten, beym 44sten des

fünften, beym 9ten des neunten Buchs und bey einigen andern zu Grunde liegen. Einige sind etwas gesucht, wie z. B. das 45ste des ersten, das 27 und 24ste des zweyten, und das 85ste des vierten Buchs. Ganz falsch ist der Witz des folgenden:

Als ich Louisens Platz einnahm.

Bewundert mich, und nennt es kein Vergehn,
Ich laß', ein Josua, die Sonne stehn.

Er beruht bloß auf dem Spiel mit dem Worte: stehn; denn zwischen der Handlung des Josua und der Handlung des Dichters selbst finden wir nicht die geringste Aehnlichkeit. Jener ließ die Sonne stille stehn, das heißt, er entzog ihr für den Augenblick die Kraft sich zu bewegen. Aber Louisen ist nicht das Vermögen, sondern bloß die Gelegenheit, nicht zu gehen, sondern zu sitzen, geraubt. Wir wissen sehr gut, daß man von einem witzigen Einfall keine logische Richtigkeit im strengsten Sinne zu fordern berechtigt ist: Aber um auch nur auf den Namen eines Einfalls Anspruch zu machen, darf es den verglichenen Dingen doch nicht gänzlich an jeder reellen Aehnlichkeit fehlen. Folgender sonst glückliche Einfall verliert einen Theil seiner Wirkung, weil der Dichter den richtigen Ausdruck verfehlte:

Hyperbel über Pehlo große Nase.

Er trägt, wie frech und sittenlos!
Den größten Theil des Körpers bloß.

Der Mann, mit der großen Nase, trägt, mit Erlaubniß des Dichters, nicht den größten Theil des Körpers, sondern den größten Theil seines Körpers bloß. Dieß ist ein wesentlicher Unterschied, auf den hier alles ankommt. Das Epigramm:

„Mein Herz ist, mehr, als nur dein Monument,
Ein stetes Feuerwerk, worin dein Name brennt“

hat Herr Haug entweder von Wernike entlehnt, oder mit ihm aus derselben Quelle geschöpft. Ueber die in der Sammlung enthaltenen, nicht besonders angezeigten Nachahmungen und Uebersetzungen lassen wir den Dichter selbst reden. „Sie scheinen mir, sagt er, wenn sie anders nicht ganz zur unglücklichen Stunde ihr Daseyn erhielten, keiner Apologie zu bedürfen, da von jeher das Publikum die Verpflanzung fremder Blumen auf den vaterländischen Boden für eine auch feiner vorzüglichern Dichter nicht unwürdige Arbeit angesehen hat.“

Die vermischten Gedichte, die den Inhalt des zweyten Bandes ausmachen, verrathen einen Dichter, der den falschen Glanz und die hochtö-

nenden Formeln, die Manche so gern für Poesie verkaufen möchten, verschmäht, und seinen Ruhm nur der leichten und eleganten Einkleidung gefälliger Ideen schuldig seyn will. Die Gedichte im Anhang zeigen den Geist und das Herz des Dichters von einer gleich vortheilhaften Seite, und lassen zugleich ahnen, daß seine Gattinn, der er sie gewidmet hat, alle Eigenschaften besitzt, um bey ihm die Stelle einer Muse zu vertreten. Um auch das Aeußere des Buchs zu loben, brauchen wir nur zu sagen, daß U n g e r es verlegt hat.

VI.

Iffland in Leipzig im Sommer 1805.

Wir haben zum drittenmal, seit sechs Jahren, das Vergnügen gehabt, Herrn Iffland auf unserm Theater spielen zu sehen. Er lockt jedesmal auch die ältern Freunde des Theaters in das Schauspielhaus, und weckt in ihnen angenehme Erinnerungen, indem er sie den einen Abend an Eckhoff, den andern an Koch erinnert. Möchte er nur auch durch die Wahl der Stücke, in denen er auftritt, ihre Wünsche noch mehr befriedigen! So wie der Essighändler von Mercier, seinetwegen, noch immer Zuschauer in Menge herbeylockt; so würde dieß gewiß auch der Fall seyn, wenn er in Weißens Befreyung von Theben, oder als Jean Calas; in Engels dankbarem Sohn als Vater Rode; als König Philipp in Schillers Don Carlos; als Odoardo oder Marinelli in Lessings Emilia Galotti; ferner in Wezels Rache für Rache, Ertappt, ertappt! Eigensinn und Ehrlichkeit; in Gotters Ehescheuen nach Dorat, oder der Weise in der That nach Sedaine,

auftrâte. Insbesondere sollte er doch ein paar Stücke seines Freundes und Lehrers Gotter, durch sein Spiel, auf dem Theater im Gange erhalten. Wie vortheilhaft wäre es für die Bildung des Geschmacks unsrer Jugend, wenn sie durch ihn mit den besten dramatischen Dichtern ihrer Nation bekannt gemacht würde! Denn dieß würde sie reizen, die Werke derselben in die Hand zu nehmen. Der gänzliche Mangel an Selbstständigkeit des Geschmacks rührt bey uns nicht wohl keinesweges blos, oder auch nur hauptsächlich, von den verschiedenen politischen Einrichtungen der deutschen Völkerschaften her, wie man oft gesagt hat; vielmehr scheint mir der Hauptgrund dieser zu seyn, daß unser Theater sich gleich anfangs nach fremden Mustern bildete, und blos durch Uebersetzungen von Trauerspielen und Lustspielen der Franzosen, Britten und Italiäner sich erhielt und fortbildete. Die eigenen Stücke waren selten, und kamen lange Zeit in keinen Betracht gegen die übersetzten. Jetzt freylich haben die Originale das Uebergewicht; aber welche Originale? Nur die von ein paar lebenden Dichtern, die selbst nicht original sind. Kennt man blos das Neueste in der schönen Litteratur seiner Muttersprache, so wird der Geschmack einseitig, unzuverläßig; eben wird er und bleibt er, wenn man vielerley aus allen Sprachen in Uebersetzungen liest und vorstellen sieht; zumahl wenn der Geschmack nicht schon vorher, durch die Bekannt-

schaft mit der einheimischen Litteratur, und durch Lesen der Classiker in der Originalsprache, gebildet worden war. Die Italiäner, troz ihrer, gleich den Deutschen, zerstreueten Ländereintheilung und verschiedenen politischen Verfassung, haben unglaublich mehr Selbstständigkeit des Geschmacks, weil sie ein Nationaltheater in der That, und nicht blos wie wir auf den Anschlagzeddeln, haben, und weil der Italiäner seine Dichter, die ältern wie die neuern, früher liest, als die Dichter anderer neuern Nationen. Eben so ist es mit den Spaniern, Portugiesen, Franzosen und Britten. Die Dänen, Schweden und Russen hingegen, sind mit uns Deutschen, in Ansehung des Geschmacks, in gleichem Fall; sie werden mit den Brosamen aufgefüttert, die von anderer Nationen Tische fallen. Vorlesungen über Aesthetik geben Niemand Gefühl und Geschmack; aber Schauspiele bilden oder verbilden ihn.

Wir wollen die Stücke durchgehn, in denen Hr. Iffland dießmal auftrat, um unser obiges Urtheil zu beweisen. Es wird daraus sichtbar werden, daß nur die fünf ersten Vorstellungen so waren, daß der Sittenfreund vergnügt nach Hause gehen konnte, und daß Hr. Iffland weder in den Hausfreunden, noch in den Pagenstreichen, noch in den Erben, am allerwenigsten aber in den Wildbern hätte auftreten sollen, wenn er sich selbst gehörig schätzte, und den Geschmacks-

kehrer über den darstellenden Künstler nicht zuweilen aus den Augen verlöre, welches man einem Manne, wie Er ist, nicht so leicht verzeihen kann, wie dem Schauspieler, der nichts als Schauspieler ist, ja, der seine Rollen nicht, gleich ihm, wählen kann.

Den 16ten Jun. Der Puls, Drama in zwey Akten von Babo, und der Gutherzige, Lustspiel in Einem Akt, nach Florian. Hr. Prof. Babo zu München machte, vor etwa dreyßig Jahren, durch sein Trauerspiel Agnese von Bernau großes Aufsehn. Auch enthält es einige ächt tragische Situationen, und die Heldinn des Stücks interessirt. Daß sie am Ende ins Wasser fällt, würde in Frankreich freylich belacht werden: in Deutschland findet man diesen Sturz, oder Wurf von einer Brücke in den Fluß wohl gar erhaben. Seitdem hat Herr Babo nichts geschrieben, was seinem Namen einen höhern Glanz verliehen hätte. Einen interessanten Stoff kann man glücklicher Weise finden; aber die Sprache, die Sprache ist es, über die man Meister seyn muß, wenn man fortdauernd als Schriftsteller Beyfall einärnten will. Das kleine Stück von ihm: der Puls, ist durch eine Anekdote im Plutarch entstanden, bey deren Umbildung er doch wohl die veränderten Zeitumstände nicht genug berücksichtiget hat. Die Weiber waren vor zweytausend Jahren doch in ganz andrer Abhän-

gigkeit von dem männlichen Geschlecht, als in unsern Tagen. Man konnte sie kaufen und verkaufen; auf ihren Willen ward wenig geachtet. Herr Babo hat dieß gefühlt, und läßt daher den Arzt seine Braut nur unter der Bedingung abtreten: wenn sie einwilligen würde. Gut! Aber wird ein Arzt wohl einen vornehmen Mann in April schicken? und wird dieser sich dadurch nicht für beleidigt halten? Das Stück dreht sich nämlich um folgende Handlung: Ein Arzt erhält den Auftrag, die Krankheit eines jungen Mannes zu erforschen, der seit kurzem schwermüthig geworden ist. Er räth auf Liebe. Um zu erfahren, in wen der junge Mensch verliebt ist, läßt er alle Frauenzimmer im Hause, nach der Reihe, durch das Zimmer des Kranken gehen, und entdeckt bey der Erscheinung der Braut des Vaters von dem Kranken, aus dem Pulsschlage: der junge Mensch sey in seine künftige Stiefmutter verliebt. Um den Vater zur Abtretung seiner Braut zu bewegen, macht er ihm weis: sein Sohn habe sich in ein Mädchen verliebt, das er selbst nächstens zu heirathen gedenke. Der Vater bietet ihm ein Rittergut an, wenn er das Mädchen seinem Sohne abtritt. Dieser schickt den Vater zu ihm, um ihm selbst den Antrag zu thun. Er kommt natürlich mit einer langen Nase zurück, und nennt das Mädchen einen [illegible]. Nun sagt der Arzt dem Vater die Wahrheit. Dieser äußert zwar anfangs: ein Arzt könne wohl seine Braut hergeben,

als ein Graf; willigt am Ende aber doch aus Liebe zu seinem Sohn ein, und dieser, obschon er weiß, wie zärtlich der Vater das Fräulein liebt, nimmt sie aus seiner Hand, ohne sich lange zu besinnen, an. — Läßt sich eine abgeschmacktere Fabel denken? Aber die Empfindungen sind zum Theil gut ausgedrückt, und das Spiel von Iffland ist bezaubernd.

Wenn in dem Vorspiel nur Iffland reines Vergnügen gewährte, so entzückte in dem Nachspiel auch der Dichter. Etwas Süßeres als dieses kleine Stück kann nicht gedacht werden. Im Original heißt es: le bon Père, und man sieht nicht, warum der Uebersetzer aus dem guten Vater einen Gutherzigen gemacht hat. Ein recht herzensguter Vater zeigt sich so am meisten gegen eine Tochter, und dieß ist es, was Florian schildern wollte, und meisterhaft geschildert hat; nicht aber die Gutmüthigkeit überhaupt. Da in dem ersten Stück das zärtliche Verhältniß eines Vaters zu einem Sohne dargestellt wird, dem zu Gefallen er einer zweyten Heirath entsagt; so konnte Iffland das verschiedene Betragen eines Vaters im Verhältniß gegen einen Sohn oder gegen eine Tochter ins Licht setzen, und die Gradation der stärkern väterlichen Zuneigung gegen eine Tochter als gegen einen Sohn, bey der sich wohl unstreitig die veredelte Geschlechtsliebe mit ins Spiel mischt, that eine

herrliche Wirkung. Iffland sollte immer diese beyden Stücke zusammen spielen. Sie gewähren dem Kenner eine Freude, die sich nur empfinden, aber nicht beschreiben läßt. So wie Iffland hat sicher Florian die Rolle selbst gespielt. Auf den öffentlichen Theatern in Frankreich soll sie lange nicht mit der Zartheit gegeben werden, und wir glauben dieses gern. Wenn unsere Dichter doch aus diesem Stück lernen wollten, was zur Anlegung eines Plans und zur Durchführung jeder einzelnen Scene gehört!

Den 17ten Jun. Nathan der Weise. Schon Döbbelin hatte versucht, dieses dramatische Lehrgedicht (nicht Drama) auf die Bühne zu bringen, aber natürlich ohne Erfolg. Da er selbst den Nathan spielte, konnte das Stück schon deshalb nicht gefallen: aber es bedurfte auch Abkürzungen, und mit Verstand gemachte Abkürzungen, wenn es die Zuschauer nicht ermüden sollte. Diese hat es vor etwa anderthalb Jahren durch die Bemühungen der Herren Schiller und Göthe erhalten, die sich auch mit den Schauspielern zu Weimar außerordentliche Mühe gaben, um das Stück einzustudieren. Nach ihrer Anweisung ward es vorigen Sommer in Lauchstädt gespielt, und gefiel außerordentlich. Nun kam es auch zu Berlin und später hier auf die Bühne. Noch immer fühlt man freylich: das Stück sey nicht für die Vorstellung bestimmt, sondern Lessing

wollte blos, durch die ihm so geläufige dramatische Form, den christlichen Fanatismus, der sich zur damaligen Zeit auch noch in der lutherischen Kirche befand, und den der Hauptpastor Götze in Hamburg anblies, an den Pranger stellen. — Welchen dramatischen Sinn aber Lessing besaß, sieht man eben daraus, daß er selbst das Lehrgedicht in ein Drama zu verwandeln verstand; nur freylich ist die Lehre selbst dadurch etwas problematisch geworden: denn so anschaulich das Stück mehrere Arten von Christen als Thoren aufstellt, so wenig beweist es, was es beweisen soll, nämlich die gleiche moralische Güte der drey Religionen, welche sich auf den Glauben an Einen Gott gründen. Nathan ist so wenig ein Repräsentant des Judenthums, wie Saladin des Muhamedismus. Jener ist ein Deist und dieser ein biedrer Kriegsheld. Die im Stück vorkommenden Christen haben klerikalischen, aber nicht christlichen Geist: denn letzterer besteht ja darin, Gott unter dem Bilde eines gegen alle Völker liebevollen Vaters zu verehren, was weder der Jude noch der Muhamedaner thut; so wie beyde auch nicht, gleich dem ächten Schüler Jesu, annehmen, Gott werde blos durch rechtschaffne Gesinnungen so verehrt, wie er verehrt seyn wolle. Mit so viel Verstand das Stück auch abgeändert worden ist, so ist doch durch die Abkürzung der Scene zwischen Sittah und Saladin der schwache Grund, auf dem Lessing sein Gebäude aufführte,

erst recht schrecklich geworden. Wir begreifen nicht, wie die Herren Göthe und Schiller diese Scene nicht anstößig gefunden haben; sie hat äußerst widrig auf unser und aller unsrer Bekannten Gefühl gewirkt. Ueberrascht sind wir dagegen durch die letzten Scenen geworden; wir hätten nicht geglaubt, daß sie von so schöner theatralischer Wirkung wären. Eine ganz ausnehmende Wirkung that auch die Scene, in der Nathan erzählt, wie er durch den Fanatismus der Christen um sein Weib und seine sieben Söhne gekommen ist; besonders wie Iffland sie spielt, der überhaupt in diesem Stück sich in seiner ganzen Größe zeigt. Schade, daß er bey uns nicht in allen Rollen gehörig unterstützt ward. Im Ganzen ging das Stück unstreitig besser zu Lauchstädt. Vielleicht hätte Hr. Ochsenheimer den feurigen Alhafi, Hr. Haßner den feisten Patriarchen, und Hr. Opitz den Sultan spielen sollen. Herr Ochsenheimer spielt zwar den Patriarchen, wie er alle Rollen spielt, mit dem sorgfältigsten Studium; aber die Natur hat ihn nicht für diese Rolle geschaffen, denn der Patriarch soll ein dicker, freundlicher Prälat, kein feinsehender Bösewicht seyn. Er handelt mehr schlecht aus Dummheit, als aus Bosheit; kurz, es ist der leibhafte Hauptpastor Götze. Herr Bösenberg spielte den Klosterbruder recht brav, und, wenn man bedenkt, daß Rollen der Art eigentlich nicht sein Fach sind, bewundernswerth; nur freylich nicht wie Herr

Becker in Weimar, den man in dieser Rolle eben so bewundern muß, wie man Ifflanden als Nathan bewundert. Auch die Daja ward zu Lauchstädt ungleich besser als in Leipzig gespielt. Besonders aber ward man in dem Ensemble und der Anordnung von Nebendingen zu Lauchstädt gewahr, daß Männer von Geist alles angeordnet hatten und immerfort leiteten.

Den 18ten Juny. Die deutsche Familie oder Lorenz Stark. Die eigentliche Benennung wäre: der Sparsame. Unter diesem Titel wollte nämlich Engel vor etwa dreyßig Jahren, als er noch in Leipzig privatisirte, ein Lustspiel schreiben. *) Er kam damit bis zum Schluß des dritten Akts; bis zu der Scene, wo Lorenz Stark seinen Sohn beschenkt, damit er sein Vorhaben, sich auswärts zu etabliren, ausführen könne. Bey Engel schlug der Sohn, nachdem der Vater sich entfernt hatte, den gepackten Reisekoffer zu, zog ihn in die Mitte des Zimmers, sezte sich darauf, und brach in Thränen aus. Hiermit schloß der dritte Akt. Der Ruf, den Engel als Schullehrer nach Berlin erhielt, brachte ihn für mehrere Jahre das Theater aus

*) Ein damals in Leipzig mit Recht berühmter Bankier und dessen Verhältniß zu seinem ältesten Sohne, gab Engeln die Idee zu diesem Stück.

den Gedanken, und als er, zehn bis zwölf Jahr später, den Professor mit dem Amt, das Berliner Theater zu reformiren, vertauschte, fand er es unmöglich, die beiden letzten Akte zu dem Sparsamen so zu schreiben, daß sie mit den drey ersten Akten aus Einem Guße zu seyn schienen. Die fertigen Scenen brachte er daher in einen Roman, aus welchem ein Herr Schmidt wieder ein Schauspiel verfertiget hat. Wie in dem Roman, so ist auch in dem Schauspiel die zweyte kleinere Hälfte der erstern nicht an Güte gleich: aber Iffland weiß auch in den letztern schwächern Scenen des vierten und fünften Akts den Charakter aufrecht zu erhalten. Diese Rolle muß er spielen, wenn er einem Franzosen oder Engländer zeigen will, daß der ächte deutsche Kaufmann eigenthümliche Sitten hat, die der Darstellung werth sind. Herr Ochsenheimer spielte den von einem kleinlichen Speculationsgeist beseelten Krämer meisterhaft, und so auch Herr Christ den alten Ladendiener. Aber Hr. Drewitz muß das Benehmen der Aerzte wenig beobachtet haben, da er nicht zu wissen scheint, daß diese, welchen Charakter sie auch übrigens haben, ein Recept zu schreiben, sich ganz anders niedersetzen, als andere Menschen, und daß überhaupt ein Arzt sich durch Gang und Stellung von einem Rechtsgelehrten oder Theologen unterscheidet. Sein Benehmen war das Benehmen eines Studenten oder jungen Kaufmannsdieners. — Schon

bey seinem Aufenthalt im vorigen Jahre war Hr. Iffland als Lorenz Stark aufgetreten: so, daß wir auch das Vergnügen einer angenehmen Rückerinnerung genossen.

Den 20. und 21. zeigte Herr Iffland, daß er mit den besten französischen Schauspielern, sie mögen zärtliche oder komische Väterrollen spielen, um die Palme ringen könne. Er trat an diesen beiden Abenden als Essighändler in dem bekannten Drama von Mercier; als Müßling in einer Posse von Picard: Wie die Zeit vergeht! eigentlich: der geschäftige Müssiggänger; und als Abbe L'Epee im Taubstummen von Bouille auf. In der ersten Rolle hatten wir ihn schon vor sechs Jahren, und in der dritten im Sommer 1804 bewundert. Die Posse von Picard enthält keine Charaktere, sondern blos Charakterzüge; traits, wie die Franzosen sagen. Aber diese Züge wurden von Herrn Iffland meisterhaft aufgefaßt und dargestellt. Mehr als Einmal kann man indeß das Stück nicht sehen, eben weil es bloße flüchtig hingeworfene Pinselstriche zu einem Gemälde liefert, nicht aber eine wohl verbundene Handlung darstellt. Sollten die Nebenpersonen nicht zu Paris ganz anders gespielt werden?

Den 23. die Hausfreunde, eines der neuern Schauspiele von Hrn. Iffland, worin er das Gefährliche solcher Freunde für eine junge muntere Frau zu zeigen bemüht gewesen ist, und auch recht

gut gezeigt hat. Nur bewährt auch dieses Stück, daß Hr. Iffland, von einem Charakter oder einer Situation angezogen, seine Schauspiele zu schreiben anfängt, ohne sich zuvor einen ausführlichen Plan zu entwerfen. Daher ist in allen ein sehr lockerer Zusammenhang, und Unwahrscheinlichkeiten auf Unwahrscheinlichkeiten drängen sich gegen das Ende. Hr. Iffland spielt in diesem Stück den Vater der jungen Frau, um die sich ein Zirkel von Thoren, und ein empfindsamer Dichter, herumdrehen. Er selbst ist einer der größten Thoren; denn, bey blos aus der neuesten Lectüre geschöpften Kenntnissen, will er durchaus eine wichtige Rolle im Staat spielen. Wenn ihn diese Geckerey in Verlegenheiten brächte, über die man lachen könnte, so wäre diese Charakterschilderung so anziehend als in unsrer Zeit nützlich: aber er ist der Hebel des Stücks, und so wird die Schilderung widrig. Wer mag es ertragen, daß dieser Thor die glückliche Ehe seiner Tochter zu trennen beschließt, um sie zum zweytenmal an einen Mann zu verheirathen, durch den er an das Staatsruder zu kommen gedenkt? Bey einem solchen Plan mußte Herr Iffland ein Trauerspiel und kein Lustspiel schreiben: denn nur wenn dieser Plan für Vater, Tochter und Schwiegersohn unglückliche Folgen hatte, war dessen Darstellung lehrreich. Da er keine solche Folgen hervorbringt, da alles am Ende bleibt, wie es war, empört die Darstellung das sittliche Gefühl,

und misvergnügt geht man aus dem Theater. — Ganz nach der Wahrheit ist ein Philosoph neuesten Schlages geschildert, der Grobheit für Geradsinn, Atheisterey für Verstandesaufklärung hält, und so gewissenlos Hetzereyen anstiftet, ohne darum eigentlich ein Schurke zu seyn: denn seine Freude dabey ist, seine Seelenkraft zu bewähren. Unübertreflich schön wird diese Rolle von Herrn Ochsenheimer gespielt, der ganz mit dem Geiste und in dem Sinne Ifflands spielt, nur aber nicht so vielseitig ist, und wegen seines Organs sich blos auf Ein Fach beschränken muß, das noch dazu nicht geeignet ist, den Künstler beliebt zu machen; zumahl ihm die eigenthümliche Munterkeit abgeht, wegen der man unserm Thering entgegen lacht, sobald er nur auftritt.

Den 24sten sollten die Pagenstreiche aufgeführt werden. Wegen einer Heiserkeit der Madam Hartwig ward aber der Gutherzige (le bon Père) von Florian wiederholt. Voran gingen zwey kleine Nachspiele: die eheliche Probe von Dahlberg und die barmherzigen Brüder von Kotzebue. Drey Nachspiele hinter einander zu spielen, ist eben nicht rathsam, und geschieht in Paris nur auf den Theatern des Boulevard, in die man gewöhnlich nur auf eine halbe Stunde geht, ohne alle Vorstellungen abzuwarten. Noch weniger rathsam ist es, ein empfindsames Stück auf ein burleskes, oder doch stark komisches folgen zu

lassen. So treflich Iffland auch diessmal wieder den guten Vater spielte, so schwebte uns sein Spiel in der ehelichen Probe, bey dem man nicht aus dem Lachen kommt, doch noch zu lebhaft vor, als daß die Empfindung ganz dieselbe hätte seyn können, wie am 16ten Juny. In der ehelichen Probe war Hr. Iffland schon vor sechs Jahren aufgetreten, und mit Recht freute man sich darauf, ihn alle Schattirungen einer thörichten Eifersucht, die in einer zu hohen Meinung von sich selbst ihren Grund hat, wieder darstellen zu sehn. — Das kleine Stück von Kotzebue ward wohl blos gegeben, damit Hr. Iffland sich indeß nicht blos umkleiden, sondern auch in etwas erholen konnte. Es findet sich in seinen theatralischen Almanachen, und ist blos geeignet, in einem Zimmer gespielt zu werden. Hier kann man einen Mönch, zum Scherz, wie einen Philosophen sprechen lassen: auf der Bühne ist dieß unschicklich. Ein römisch-katholischer Priester kann und darf nicht dazu rathen und hinwirken, daß eine seiner Beichttöchter einen Protestanten heirathe. Auch sollte man auf der Bühne doch eher das Nachtheilige von Heirathen verschiedener Confessions-Verwandten ins Licht setzen, als dergleichen Heirathen anpreisen. Ein vernünftiger Mann findet doch gewiß auch unter seinen Glaubensgenossen ein für ihn passendes Weib. Den Leidenschaften der Menschen zu schmeicheln ist leicht, aber nicht verdienstlich.

Den 25sten Karl Moor. Unter dieser Benennung werden itzt bey uns die Räuber von Schiller gespielt, nachdem das Stück einige Jahre aufzuführen verboten war, weil ein Trupp Schulknaben wirklich auf den Einfall gekommen war, auszuwandern, um eine Räuberbande zu errichten. Der Titel ist nun unanstößig geworden; aber auch das Stück? Da man es in Berlin, Hamburg und sonst aller Orten im protestantischen Deutschland spielte, so konnte es bey uns nicht gar verboten werden: aber gewiß hätte man es nirgends sollen spielen lassen, und am allerwenigsten sollte es freylich in einer Universitäts- und Handels-Stadt gespielt werden, weil hier drey Viertheile der Zuschauer Unmündige sind. Schiller hat selbst, bereits 1784, in einem Aufsatze im deutschen Museum, diese seine Jugendarbeit sehr richtig beurtheilt, und eingestanden, daß er Welt und Menschen noch gar nicht kannte, als er das Stück schrieb. Von dem Franz Moor insbesondere sagt er: er sey ein Ungeheuer, das nicht existiren könne, und das als existirend zu denken, eine Lästerung der Gottheit seyn würde. Zu was kann aber nun die Darstellung eines solchen Fratzenbildes nützen? Wird die Imagination der Beschauer nicht dadurch eine falsche Richtung bekommen? Werden junge Leute die häufigen in dem Stück vorkommenden unschicklichen Redensarten nicht anfangs zum Scherz nachsagen, sich aber durch

das öftere Wiederholen an dieselben gewöhnen und zu eigen machen? Kann dieß für Sittlichkeit und Geschmack vortheilhaft seyn? Sicher hat also Herr Iffland die Pflichten des Sittenfreundes aus den Augen verloren, als er sich vornahm, durch sein Spiel Schillers Räuber, die glücklicherweise nach gerade vergessen waren, von neuem auf die Bühne zu bringen. „Ja," sagt man, „er humanisirt aber diesen Teufel Franz." Wie läßt sich denn ein Teufel humanisiren? Gerade so wenig, als ein Fratzenbild mit Wahrheit gespielt werden kann. Es ist ja in der Gestalt weder Wahrheit noch Menschlichkeit. Die Sache ist, daß Herr Iffland den Franz Moor gar nicht in dem Sinne des Dichters spielt,*) sondern daß er uns Shakespear's Richard III. für Schillers Franz Moor verkauft. Er ist kein junger determinirter Bösewicht von zwanzig Jahren; auch ist er weder hölzern, noch linkisch, noch ein Scheusal für Auge und Herz, was er doch nach Schillern seyn soll: er ist beweglich, sensibel und in Ton und Geberde ein Mann in die vierzig. Die Art, wie er im fünften Akt den Traum ausführt und die Gewissensangst ausdrückt, ist ungemein kunstreich und schauderhaft: erhaben; Hr. Iffland hat wohl unstreitig dazu die Kupferstiche studiert, die man

*) Ganz in dem Sinne des Dichters spielt Herr Ochsenheimer die Rolle.

von Garrik in ähnlichen Situationen hat: sein Spiel wenigstens erinnerte uns an dieselben; es war uns, als sähen wir Garriken selbst. Ewig Schade, daß solche Kunst zu keinem andern Zweck benutzt wird, als widrige Empfindungen, empörende Gefühle zu erregen! — So muß man auch die Kunst bedauern, die Madam Hartwig anwendet, um malerisch schön zu sterben. Das Abgeschmackte der letzten Scene kann dadurch doch nur undenkenden Menschen verdeckt werden. So widersinnig die ganze Anlage des Stückes ist, so widersinnig ist auch der Ausgang. Karl Moor ersticht seine Geliebte, weil er durch einen Eidschwur an die Räuberbande gebunden zu seyn glaubt, und durch diesen Mord hält er sich von seiner Verpflichtung entbunden und entläßt die Bande, tritt zweyen seiner Gefährten sein ganzes väterliches Erbe mit ein paar Worten ab, entschließt sich, zur Abbüßung seiner Sünden, auf dem Schaffot zu sterben, und will dadurch noch eine arme Familie glücklich machen, die den auf seinen Kopf gesetzten Preis durch die Anzeige seines Aufenthalts erhalten soll. Er, der eine ganze Grafschaft wegschenken zu können glaube, könnte die arme Familie ja bereichern, ohne sie zum Angeben zu gebrauchen und so herabzuwürdigen. Verfällt die Grafschaft aber denn nicht dem Landesherrn, wenn er auf dem Schaffot stirbt? Oder ist er überhaupt im Besitz derselben, um sie wegzugeben, ganz nach Gefallen an

zwey seiner Spießgesellen weggeben zu können? — Doch es hieße beweisen wollen, daß stinkender Nebel kein Rosenduft ist, wenn man sich auf die Unwahrscheinlichkeiten und Unsittlichkeiten dieses Stücks einließ, um sie zu zergliedern. Aber was soll man von dem Verstande derjenigen sagen, die stinkenden Nebel für Rosenduft einschlürfen und auf Stelzen einhertrabende Knaben für Göttergestalten ansehen? — Das Stück wurde nämlich auf Verlangen den 29sten wiederholt. Ein Bild von den Qualen der Verdammten, oder von Henkersknechten, die Spitzbuben und Mörder foltern, sey noch so kunstreich gemalt; nur eine verschrobene Imagination oder jugendlicher Uebermuth wird sich daran weiden. Und was würde man von dem Vater oder Lehrer halten, welcher Bilder der Art seinen Kindern oder Zöglingen zur Belustigung in die Hand gäbe? der ihnen wohl gar noch zurief: „seht! wie hier die Gebeine krachen; wie dort das Blut aus den Adern heraus quillt! Hat man nicht gerade dieselben Empfindungen, als wenn man, gleich den Richtern, in der Marterkammer mit zugegen wäre, oder am Eingange der Hölle stünde?“ Weg mit solchen Bildern, und wären sie dem Pinsel eines David in Paris entflossen! Veredlung der Gefühle ist Zweck der schönen Künste! Wer die Menschen gewöhnt, an Verzuckungen oder am Ekelhaften Vergnügen zu finden, ist ihr Feind. — Daß Schiller in seinem

achtzehnten Jahre, auf der Militär-Schule zu Stuttgardt, ein Stück wie die Räuber schrieb, erregt Verwunderung: nur ein ausnehmendes Genie konnte eine solche, theilweise erhabene, schauderhaft-gräßliche Mißgeburt hervorbringen. Deshalb läßt sich auch der Druck des Stücks, als eines sonderbaren Phänomens, rechtfertigen; keinesweges aber die Vorstellung auf der Schaubühne. Eine französische Bearbeitung davon kam, während der Revolutionszeit, unter dem Titel: Robert, Chef des brigands, auf zwey Pariser Theater: aber itzt, nach wiederhergestellter Polizey, darf ein so unsittliches Stück, worin eine Räuberbande eine Stadt an vier Ecken anzündet, um einen ihrer Kameraden von der wohlverdienten Strafe zu befreyen, und dieß als eine Heldenthat geschildert wird, *) nicht weiter gespielt werden. Dieß ist eine eben so väterliche

*) Der empfindsame Anführer ersticht einen seiner Leute, weil er sich rühmt, beym Brande der Stadt, ein Kind in das Feuer geworfen zu haben. In einer Erzählung könnte gezeigt werden, wie leicht Menschen sich durch solche sympathetische Aufwallungen über ihre eignen Verbrechen täuschen und zu neuen Verbrechen hinreißen lassen: aber im Drama erscheint Karl Moor jungen Leuten als ein gerechter Mann, als ein Held, der seine Freunde rettet und Bösewichter straft. Das Anzünden der Stadt ist rein vergessen, und seine Leute niederzuhauen einem so großen Manne vergönnt.

Vorsorge, als das Verbot, keine Tonnen mit Pulver in die Keller zu legen, oder Opium und andere Gifte an jedermann zu verkaufen.

Auf eine tragische Abscheulichkeit folgte den 27sten eine burleske: die Pagenstreiche des Herrn von Kotzebue. Der Held dieses Stücks, der Page Paul von Husch, hat alle nur mögliche Anlage, ein ausgemachter Taugenichts zu werden: seine Streiche sind sämtlich dem italiänischen Harlekin in der Pantomime abgesehn, und da sie für ihn gar keine nachtheiligen Folgen haben, so hat das Stück auch durchaus keine moralische Tendenz, und ist folglich der Beachtung vernünftiger Wesen unwürdig. Der Onkel des Pagen, der Baron Stuhlbein, den er prellt, ist ein so hölzerner Peter, wie auch schon seine Name giebt, daß er sich weiß machen läßt, die gemahlten Bilder seiner Ahnen könnten sprechen. Herr Iffland kann diese Rolle einzig spielen, um alle Symptome der Furchtsamkeit darzustellen: wenn dadurch etwas bewirkt würde, wenn der Baron z. B. zur Erkenntniß des Schädlichen der Furchtsamkeit käme, so hätte die Darstellung ästhetischen Werth. Aber einen dummen, furchtsamen Menschen von einem jungen Purschen, der überdem sein Neffe ist, unausgesetzt foppen zu sehen, welch widriger Anblick! Die drey Edelleute, an die der Baron seine drey Töchter verheirathen will, sind blos jeder mit einem einzigen Pinselstriche hingekleckst: der Herr von Brennessel

spricht unaufhörlich von Ochsen, Schafen und Stallfütterung, der Herr von Kreuzquer von seiner Reise von Stolpe nach Danzig, und der Lieutenant von Heldensinn vom einjährigen Kriege, in welchem er zehn Monate, d. i. bis zum Waffenstillstand, als krank angegeben, vom Regiment abwesend war. Bilden solche grell hingeworfene Züge einen Charakter? Die drey Fräuleins sind Gänschen, und die drey Herren, die sie am Ende heirathen, charakterisirt blos die Uniform. Sie haben es kein Hehl, daß sie die Mädchen blos des Geldes wegen heirathen. Unmöglich kann man in eine schlechtere Gesellschaft gerathen, als in die auf dem Stuhlbeinschen Edelhofe, in welche uns der Herr von Kotzebue einführt.

Ein langweiliges Drama der Madame Weissenthurn, Hofschauspielerinn in Wien, die Erben, folgte den 28sten Juny. Hr. Iffland spielte darin abermals einen höchst widrigen Bösewicht, und der sich dabey so einfältig benimmt, daß man nichts als Verachtung für den Baron Heming empfinden kann. Dennoch erreicht dieser Bösewicht seinen Hauptzweck, nämlich die Verheirathung seiner Tochter mit seinem Mündel, und erhält ein Gut zum Geschenk, wodurch er, nach Entdeckung seiner schlechten Streiche, entfernt wird. Seine Tochter ist denn nun freylich ein Tugendspiegel, und ihrentwegen wird dem Vater verziehen. Welche moralische Begriffe haben doch unsere itzigen Dramenfabrikanten! Die

ungeschickte Verknüpfung der Vorfälle in diesem Stück ist zu auffallend, und wird zu allgemein empfunden, als daß es nöthig wäre, sie aus einander zu setzen. Wenn es möglich wäre, daß man das Spiel des Herrn Iffland überdrüssig werden könnte, so würden solche Stücke es bewirken; aber es ist doch ein nicht lobenswerther Eigensinn von ihm, uns zu zwingen, jämmerliche Dramen, unsittliche Possenspiele und schauderhafte Tragödien blos seinetwegen zu sehen. Auch verdient es eine ernstliche Rüge, daß er so oft den Namen Gottes in seine Reden einmischt. Ein Geschmackslehrer (und das wird doch wohl Hr. Iffland seyn wollen?) sollte sich fürwahr solcher üblen Angewohnheiten enthalten, und seine Vorgesetzten sollten ihm darüber einen Wink geben.

Zur letzten Gastrolle gab Herr Director Iffland (wie er auf den Anschlagzeddeln immer genannt ward) den Kaufmann Herb in dem Amerikaner, einem Lustspiele in fünf Aufzügen von Vogel. Wenigstens kein unsittliches, wenn auch ein höchst mittelmäßiges Product. Der spekulirende Kaufmann geräth doch hier durch seinen Durst nach Reichthum in komische Verlegenheiten, und verwickelt sich selbst in die Schlingen, die er Andern legte; dieß ist unterhaltend und lehrreich. Herr Iffland spielt überdem die Rolle mit ungemeiner Kunst. So benimmt sich ein Kaufmann, dem Geldbesitz das höchste Gut dünkt, und der keinen Begriff von Großmuth hat.

Freylich wäre zu wünschen, daß Hr. Vogel die Fabel seines Stücks etwas feiner angelegt hätte. Ein amerikanischer Kaufmann verschreibt sich aus Deutschland eine Braut, wie einen Ballen Waare. Der, an den er sich deshalb wendet, will ihm seine Tochter schicken; diese hat aber schon einen Liebhaber, welcher sich dem Kaufmann Herb zum Ladendiener anbietet, ohne ihm seinen wahren Namen zu sagen, und ihm weiß macht, er sey deswegen aus seiner vorigen Condition gegangen, weil der Prinzipal seine Tochter, mit der er versprochen gewesen sey, nach Amerika gesandt habe, um sie daselbst mit einem reichen Manne zu verheirathen. Den Namen dieses seines vorigen Prinzipals will er nicht nennen. Herb erschrickt, vermuthet, sein amerikanischer Freund habe sich an zwey Häuser mit demselben Auftrag gewendet, um das Aussuchen zu haben, und bittet den jungen Unbekannten, seine Tochter nach Amerika zu begleiten, und dort seine Braut zu ehelichen. Während dem kommt der Amerikaner nach Deutschland, weil ihm das Abgeschmackte seines gegebenen Auftrags eingefallen ist, und verliebt sich in eine arme Verwandte des Herbschen Hauses, die er heirathet, die Mamsell Herb aber ihrem Liebhaber zuführt. Eine solche Erfindung erfordert wenig Kopfzerbrechens.

Wir wünschen recht sehr, daß Hr. Iffland uns noch oft besuchen möge, wiederholen aber unsere Bitte an ihn: doch immer in Stücken

auf zutreten, die seiner würdig sind, oder die wenigstens nicht die Moralität und den guten Geschmack beleidigen. Wodurch er sich vor den meisten itzt lebenden Schauspielern auszeichnet, ist die Besonnenheit seines Spiels. Man würde sich sehr irren, wenn man auf Veranlassung dessen, was Herr Hofrath Böttiger über ihn hat drucken lassen, sich vorstellte, das Mienenspiel des Herrn Iffland in jeder Rolle sey sich stets gleich. Nichts weniger! Er überläßt sich, besonders in komischen Rollen, in Absicht auf die Gesten, blos seinem Gefühl, und diese sind daher keinesweges bey der Wiederholung einer Rolle immer ganz dieselben. Aber bevor er eine Rolle seinem Gedächtnisse einprägt, durchdenkt er dieselbe, und zergliedert den Charakter, den er darzustellen hat, bis in seine feinsten Bestandtheile. Daher sagt er zum Beyspiel die Sentenzen als Essighändler mit einem gewissen theatralischen Pathos, der allen Franzosen auch aus den niedern Ständen eigen ist, sobald sie durch den Weltumgang dahin gelangen, ihre Empfindungen auszudrücken. Daher bleibt er ferner stets in seiner Rolle, so daß man nie den Schauspieler Iffland in ihr erblickt, wohl aber in ihm selbst einen Proteus, der in jeder Rolle ein ganz anderer Mensch zu seyn scheint und immer ganz der, den er repräsentirt.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

Ein und siebenzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1805.

VII.

Laharpe Leben und Schriften.

Jean François de Laharpe war zu Paris den 20sten November 1739 geboren, und der Sohn eines Artillerie-Hauptmanns von einer alt-adelichen Schweitzer-Familie. Frühzeitig verlor er seinen Vater, der ihn selbst unterrichtet, aber kein Vermögen hinterlassen hatte. Die Anmuth, mit welcher der Knabe französische Verse hersagte, erwarb ihm die Gunst des Pater Asselin, der ihn unter seine Schüler aufnahm, und bald darauf eine Freystelle in dem Collegium Harcourt, dessen Prinzipal er war, verschaffte. Der junge Laharpe that sich bald hervor und erhielt bey jeder Prüfung den höchsten Preis; so daß er schnell aus einer Klasse in die andere rückte. Nicht leicht wird man Verse gut hersagen, ohne in sich den Trieb zu fühlen, Verse zu machen: aber der junge Laharpe war mehr zum Kritiker, als zum Dichter geboren, und fing auch frühzeitig an,

die Verse seiner Mitschüler zu verbessern. Dieser Kitzel hatte auf sein ganzes nachfolgendes Leben Einfluß, und verbitterte es gar sehr: denn er kam darüber, obschon unschuldiger Weise, auf mehrere Monate ins Zuchthaus. Einer der Professoren nämlich war der besondere Gegenstand des Schüler-Witzes; mehrere hatten gemeinschaftlich ein Spottlied auf ihn verfertigt, das Laharpe verbesserte, ohne an etwas anders dabey zu denken, als Sprachfehler auszumerzen: er wurde dafür tüchtig gezüchtigt, und als bald hernach ein ähnliches Gedicht auf den Rector selbst erschien, hielt man ihn für den Verfasser desselben, und Asselin hatte die Schwachheit, ihn, ungeprüft, dem Minister Sartines als solchen anzuzeigen, der ihn ohne weiteres auf einige Monate nach einem der Pariser Zuchthäuser bringen ließ. Seine Unschuld kam endlich an den Tag; aber nicht nur erhielt er keine hinreichende Vergütung für die ausgestandene Schmach, sondern seine Widersacher suchten ihn durchs ganze Leben dadurch zu kränken, daß sie diesen Vorfall in Erinnerung brachten. Dieß brachte in seine Denkart Bitterkeit, stärkte seinen Hang zur Streitsucht, und machte ihn mit den gesellschaftlichen Einrichtungen unzufrieden. Hieraus erklärt sich auch, warum er sich anfangs über die Revolution freute, wenn er schon keinen thätigen Antheil an ihr nahm, vielmehr die Grundsätze derselben bestritt, als er gewahr ward wohin sie führten; wodurch

er auch zur Religion, und, bey mangelhaften Einsichten in dieselbe, sogar zum Glauben an die Nützlichkeit der römischen Pabstwürde zurück kam.

Jener Vorfall war um so widriger, da der junge Mensch als Schriftsteller auftreten wollte. Die Heroiden waren dazumal Mode, so wie späterhin bey uns die Bardiete. 1759, also in seinem zwanzigsten Jahre, erschienen seine ersten Heroiden, mit einem Versuch über diese Dichtart begleitet. Im folgenden Jahre erschienen sie bereits von neuem und mit zweyen vermehrt, und 1764 zum drittenmale mit noch zweyen vermehrt. Colardeau, Dorat und Barthe hatten sich vor ihm in dieser Dichtart hervorgethan und sie beliebt gemacht. Seine nicht mislungenen Versuche in derselben öfneten ihm den Weg zum Theater und machten ihm Muth, sich 1762 auch um den von der französischen Academie ausgesetzten Preis in der lyrischen Dichtkunst zu bewerben. Er erhielt denselben zwar nicht, aber seine Ode, le Philosophe des Alpes, ward doch ehrenvoll erwähnt. Den 7ten November des folgenden Jahres ward sein Trauerspiel Warwik zum erstenmal vorgestellt und erhielt großen Beyfall. Auch in der Folge sind ihm besonders solche Charaktere geglückt, die von innerm Stolze gequält werden, wie Coriolan und Philoktet. Dem Druck des Stücks setzte er ein Schreiben an Voltaire vor, der ihm gedruckt dafür dankte, und dadurch nicht

wenig zur Verbreitung seines Ruhms beytrug. Von der Zeit an gehörte er auch zu Voltaires Freunden, und machte öftere Reisen nach Ferney, wo er sich zuweilen Monathe lang aufhielt, um mit seiner schönen jungen Frau auf Voltaire's Privattheater zu spielen. Nur Stücke von Voltaire selbst wurden gewöhnlich aufgeführt. Halb Genf strömte zu diesen Vorstellungen herbey. Einstmals nahm er sich die Freyheit, einen Vers abzuändern; die Mitspielenden zitterten ob dieser Kühnheit: aber der sonst so reizbare und eigenliebische Dichter, der an bilnde Unterwerfung und Bewunderung gewöhnt war, und sie auch heischte, gab Laharpe'n Recht. Man war ganz erstaunt ihn heraufrufen zu hören: Il a raison! il a raison! Cela est beaucoup mieux ainsi; qu'on me corrige toujours aussi bien! Da es Hrn. Laharpe dazumal an Gelde fehlte, so verschaffte Voltaire ihm die erste Sekretär-Stelle bey dem Finanz-Intendanten Boutin, in der er sich sehr leicht hätte bereichern können: aber er gab solche aus Liebe zur Unabhängigkeit, und weil man ihm mancherley Chikanen machte, gar bald wieder auf.

Der Hof zu Ferney glich, in mancher Rücksicht, allen Höfen: man cabalirte und suchte einander zu verdrängen. Lange hatte Voltaire denjenigen, welche Herrn Laharpe beschuldigten: er erlaube sich zuweilen den großen Dichter zu tadeln, den Mund mit den Worten geschlossen:

il aime ma personne et mes ouvrages; endlich gelang es aber, ihn für einige Zeit zu verschwärzen, weil Laharpe laut Voltaire's Angriffe gegen die positive Religion gemißbilliget hatte. Er ward aus Ferney verwiesen, gar bald aber auch wieder zurückgerufen: er gehörte zu den Günstlingen, nicht zu den Parade-Freunden.

Während dem, und noch früher, nämlich in den Jahren 1764, 1765 und 1766, wurden drey neue Tragödien von ihm aufgeführt: Timoléon, Pharamond und Gustave. Da keine derselben sonderlich gefiel, so entsagte er auf einige Zeit der Schaubühne, und suchte dafür um so emsiger den Lorbeer der Academien. 1765 hatte ihm die zu Rouen bereits wegen eines Stücks in Versen, la Delivrance de Salerne et la Fondation du royaume des Deux-Siciles, und 1766 die zu Paris, wegen einer poetischen Epistel le Poète den Preis zuerkannt. Von nun an begann seine historische Laufbahn. Durch eine Uebersetzung des Sueton bereitete er sich zu derselben vor, die aber zu flüchtig gemacht war, und ihm daher bittern Tadel zuzog. Demungeachtet schritt er muthig fort. Die Academie zu Paris hatte schon seit einigen Jahren Preiße auf die besten Lobreden der größten Männer des Alterthums und der neuern Zeit ausgesetzt, deren Wahl sie selbst bestimmte. Die Prosa gewann durch diese Eloges unstreitig an Kraft und Zartheit des Ausdrucks; aber die ächte historische Manier ging dadurch verloren:

zumal die Franzosen so sehr das Glänzende lieben, und deshalb den Eloges von Thomas den Vorzug vor denen von d'Alembert gaben, die sich der ächten Biographie ungleich mehr nähern. In dem Jahr 1767 sollte der König von Frankreich, Karl V., gelobt werden, und Laharpe trug den Preis davon, ungeachtet er mehr eine politische Abhandlung, als eine historische Darstellung einsandte. Der Stoff, so gut er gewählt war, konnte freylich auch einen jungen Schriftsteller leicht verleiten, seine politische Weisheit an den Mann zu bringen; denn er hatte einen jungen Helden zu schildern, der, während der Gefangenschaft seines Vaters, die Zügel eines durch Factionen zerrissenen und von Feinden zum Theil besetzten Landes übernahm, durch seine Standhaftigkeit und Klugheit den Staat rettete, und nachmals auf dem Thron dieselben Talente entwickelte, die er während seiner Regentschaft zu zeigen begonnen hatte. Er stellte Frankreichs Ruhm durch die Geschicklichkeit seiner Negociationen und den Erfolg seiner Waffen wieder her, verbesserte die Staatsgesetze, bestritt die Misbräuche, unterdrückte die zügellose Ausgelassenheit der Soldaten, beschützte die Wissenschaften, und nahm die Liebe und Dankbarkeit der Großen des Reichs wie des gemeinen Mannes mit in das Grab. Ja, sein Verlust ward um so schmerzlicher empfunden, je ungleicher die Regierung seines Nachfolgers, Karls VI., der seinigen

war. Welch ein Gegenstand, würdig ausgeführt! Er verdiente von neuem bearbeitet zu werden. Im nächstfolgenden Jahr (1768) verfertigte er für die Pariser Preisvertheilung ein Stück in Versen, les Avantages de la philosophie, und für die zu Rochelle ein Eloge de Henri IV.; er verfehlte seinen Zweck, weil er sich aus Eitelkeit zu früh bekannt gemacht hatte, indem er glaubte, beyde Preiße könnten ihm nicht entgehen. Den zu Rochelle erhielt Herr Gaillard, dessen Eloge minder gut geschrieben, aber historischer war. 1769 krönte ihn dafür die Académie des jeux floraux zu Toulouse wegen eines discours en vers: le Portrait du Sage. In diesem Jahr kehrte er auch wieder, zwar nicht zur Bühne, aber doch zur dramatischen Dichtkunst zurück. 1770 ward Mélanie gedruckt, aber 1790 konnte es in Frankreich erst auf die Bühne kommen, und seit der Wiederherstellung des römisch-katholischen Cultus in diesem Lande ist es natürlich wieder verschwunden. Wo dieser Cultus herrschend ist, wär' es auch in der That unschicklich, das Innere eines Klosters auf die Bühne zu bringen und Abneigung gegen das Klosterleben vom Theater herab zu predigen. Unter uns Protestanten ist das Stück durch Gotters Bearbeitung, welche die Aufschrift Mariane führt, hinlänglich bekannt. Eine wirkliche Begebenheit liegt bey diesem Stück zum Grunde. 1771 sprach ihm die Académie française den Preis für seine Lobschrift

auf Fenelon und 1772 für seine Lobschrift auf Racine zu. Beyde gehören auch wohl zu seinen gelungensten Arbeiten, und verdienen auch in Deutschland zur Bildung des Geschmacks gelesen zu werden. 1773 ward seine Ode über die Schiffahrt von derselben Academie gekrönt. Die zu Marseille hatte für das folgende Jahr das Eloge de Lafontaine aufgegeben. Necker, welcher wußte, daß Laharpe sich um den Preis bewerben wollte, erhöhte denselben, durch Uebersendung einer Geldsumme an die Academie zu diesem Behuf, um ein Beträchtliches, weil er gewiß erwartete, die Schrift von Laharpe werde gekrönt werden. Sie erhielt aber nur das erste accessit; den Preis trug Chamfort davon, und mit Recht, wegen der größern Simplicität des Styls. 1775 ward er dafür, wenigstens in Hinsicht auf die Ehre, entschädigt; denn er erhielt am Ludwigstage von der Académie française den Preis in der Beredtsamkeit für sein Eloge de Catinat, den in der Poesie für les Conseils à un jeune poète, und ein accessit für die Epitre au Tasse. Die Zuerkennung des ersten Preises wegen der Lobschrift auf Catinat war um so ehrenvoller für ihn, da sich auch der berühmte militärische Schriftsteller, Herr von Guibert, darum beworben hatte, dessen Schrift aber nur das accessit erhielt. Zum Glück für Laharpe waren aber freylich die Preisaustheiler bessere Stylisten als Taktiker, und

beurtheilten daher die eingesandten Manuscripte mehr nach dem Verdienste der Schreibart und der eingestreuten Schilderungen, als der darin gezeigten Militär-Kenntnisse. In demselben Jahr ward, jedoch nur für den Hof zu Fontainebleau, den 10ten November ein neues Trauerspiel von ihm, Menzicoff, mit außerordentlicher Pracht vorgestellt. Es ward beklatscht, und Laharpe erhielt auch dafür, da Dubelloy kurz vorher gestorben war, dessen Pension von 1200 Livres; aber das Stück dauerte den ungeduldigen Franzosen doch viel zu lange, so daß man es nicht zu Paris zu geben wagte. Der Verfasser würde es wahrscheinlich abgekürzt haben: aber auch der russische Gesandte schien die Vorstellung zu Paris selbst nun nicht zu wünschen, ob er es schon vorher bey Vorlesungen gebilligt und Laharpe recht eigentlich das Stück geschrieben hatte, um sich dem russischen Hof zu empfehlen, von dem er eine Pension zog, für welche er gehalten war, dem Großfürsten, nachmaligem Kaiser Paul, schriftliche Nachrichten von den litterarischen Zeitvorfällen in Paris zu geben. 1776 ward Laharpe in die Académie françaiſe aufgenommen; er trat den 20sten Jun. dieses Jahres an den durch den Tod von Colardeau erledigten Platz. Da er nunmehr sich nicht ferner um die jährlich ausgesetzten Preiße bewerben konnte, so dachte er auf andere litterarische Arbeiten und auch wieder durch dramatische Geld und allgemeinen Ruhm einzuärnten.

Zuerst erschien von ihm eine Uebersetzung der Louisiade des Camöns in Prosa mit Anmerkungen und dem Leben des Verfassers; worauf 1778 die erste Sammlung seiner sämtlichen Werke folgte. Darin befindet sich auch eine Nachahmung des bekannten englischen Trauerspiels, der Kaufmann von London, Barnevel betitelt. Laharpe hat das Original sehr zusammen gezogen, fünf Acte in dreye gebracht, und der französischen Theater-Manie zu gefallen, die Personen in Versen sprechen lassen, obschon die Prosa für diesen Stoff ungleich zweckmäßiger wär. Die widersinnigste Veränderung aber, die er mit Lillo's Stück vornahm, besteht darin, daß er Barnewells Verführerinn, die im Original eine anerkannte Buhlerinn ist, in die Wittwe eines rechtlichen Mannes verwandelt hat, die nach dem Tode ihres Gatten, durch seine Schuld, in Geldverlegenheit sich befindet, aus welcher sie sich dadurch zu retten sucht, daß sie ihrem Liebhaber zumuthet, einen Mord zu begehen: eine Zumuthung, die von einem kaufbaren Weibsbilde ungleich weniger befrembet, und das Gefährliche des Umgangs mit öffentlichen Diernen ins hellste Licht stellt. In Frankreich hat man ein so unsittliches Stück mit Recht nicht auf die Bühne gebracht, und unser Reinecke bewieß wenig Verstand, als er, vor etwa zwölf Jahren, eine deutsche Uebersetzung davon auf die hiesige Bühne brachte, worin die französischen Verse wieder in

Prosa aufgelöst sind, wodurch denn der Ausdruck noch schielender geworden ist. Unsere ältern Leser werden sich des tiefen Eindrucks erinnern, den Lillos Stück vor etwa 30—40 Jahren, durch das Spiel von Brückner, der Starkinn und Kochinn unterstützt, auf unsrer Bühne machte: das Laharpische that natürlich gar keine Wirkung, so gut auch Reinecke und seine Frau darin spielten.

Der zweyte Band enthält die Poésies fugitives des Verfassers. Die lyrischen sind nicht für den deutschen Geschmack; aber die beyden Episteln, die eine an Tasso, die andere von Horaz an Voltaire, werden auch Deutsche, und noch itzt, mit Vergnügen lesen. Am meisten aber unterhält das kleine Gedicht: l'Ombre de Duclos; ein Gespräch dieses caustischen Mannes in Elysium mit dem Abbe Boisrobert, dem Tischgenossen des Cardinals von Richelieu, den er durch seine Schwänke aufzuheitern bemüht war. Duclos schildert ihm den damaligen Zustand des französischen Parnasses und läßt ihn in einem magischen Spiegel eine der Audienzen sehen, die er, als beständiger Sekretär der Académie française, im Leben verbunden war, den ihn besuchenden Schriftstellern zu geben.

On voit Duclos sur un grand fauteuil noir
Dans l'éntre-sol, sombre et triste manoir

Où doit loger Monsieur le secrétaire.
Là fourmillait tout l'essaim littéraire:
L'un apportoit sa nouvelle grammaire,
L'autre un roman, l'autre des almanachs;
L'un des sermons, l'autre des opéras,
Et celui-ci son recueil d'héroïdes,
Et celui-là ses drames insipides,
Drames en prose, traduits et vendus
En Allemagne, et des Français peu lus, *)
Mais enrichis de fleurons et d'estampes,
Malgré Voltaire appelés culs-de-lampes; **)
Converts de points de l'un à l'autre bout,
Points merveilleux qui tiennent lieu de tout,
Points éloquens qui font si bien entendre
Ce que l'auteur n'a pas l'esprit de rendre;
C'est dans les points qu'il faut s'évertuer,
Et le génie est l'art de ponctuer.

Auch findet man darin schöne Beweise von seiner vertrauten Bekanntschaft mit den Schriftstellern des Alterthums; unter andern eine trefliche Uebersetzung der ersten Elegie des Tibull, Fragmente aus dem Lukrez, und den ersten und siebenten Gesang der Pharsallen des Lucan. Er wollte dieses epische Gedicht ganz in Versen übersetzen, gab aber diesen Plan auf, weil Mar-

*) Die Dramen von Mercier.

**) Voltaire hatte sich über diese Benennung lustig gemacht.

montel davon eine Uebersetzung in Prosa geliefert hatte.

1779, bey Voltaire's endlicher Rückkehr nach Paris, erhielt er den Auftrag, ein kleines Stück zur Feyer dieser Begebenheit zu schreiben. Er nahm an, daß alle neun Musen sich um die Ehre streiten, Voltaire's Lob zu verkünden, und nannte daher diesen Dialog: les Muses rivales. Melpomene behauptet, wie man leicht denken kann, den Vorrang, indem sie schildert, was Voltaire für sie und durch sie gethan hat. Schwieriger war, was Thalia sagen sollte; sie zieht sich mit folgenden Versen aus der Verlegenheit:

Ce fut par passe-tems qu'il me rendit visite;
Je n'en rendrai pas moins hommage à son mérite.
J'aime les Euphémons, je leur applaudis fort;
Et mon ami Preville est charmant dans Friport:
Je conserve les fruits de sa blume immortelle;
Je conviens qu'avant moi d'autres doivent passer;
Je vous laisse briguer les palmes les plus belles;
Mais, Nanine à la main, je pretends l'embrasser.

Gewiß sehr artig! — Da Voltaire bald hernach zu Paris starb, so setzte die Academie einen Preis auf das beste Lobgedicht, das auf ihn eingesandt werden würde, und Laharpe erhielt den Preis unter einem fremden Namen wegen seiner Dithyrambe aux mânes de Voltaire. Dieß war der neunte

Preis, den er in eilf Jahren von dieser Academie erhielt.

Im folgenden Jahr (1780) erschien von ihm einzeln: Tangu et Fèlime, poème érotique en quatre chants, mit mehrern Kupfern verziert; ein Gedicht in der Manier unsers Wielands, voll wollüstiger und drolliger Schilderungen, die ihm viele Leser verschafften. Auch unternahm er in demselben Jahr die Histoire des Voyages des Abbé Prevost abgekürzt und in der Schreibart verbessert herauszugeben: die 21 ersten Bände dieses Abrégé sind von ihm und lesen sich sehr angenehm.

1781 ward endlich auch wieder ein Trauerspiel von ihm zu Paris aufgeführt: Jeanne de Naples. Es hielt einige Vorstellungen aus, verschwand aber dann gänzlich von der Bühne. Eine Frau, die eingewilligt hat, daß ihr Gemahl ermordet werde, kann keine sympathetischen Empfindungen erregen, und ist daher nicht geeignet, die Heldinn eines Drama zu seyn. Laharpe hat sie dadurch zu heben gesucht, daß er ihr den König von Ungarn, welcher mit einem Kriegsheer ins Land gerückt ist, um den Tod seines ermordeten Bruders zu rächen, das gegen ihn geschmiedete Complott entdecken läßt: aber diese, aus la Mort de Pompée entlehnte, Situation thut hier nicht dieselbe Wirkung, wie in dem Trauerspiel des Corneille, weil sie nicht, wie dort, eine Veränderung in dem Gange der Handlung bewirkt.

Ihre Liebe zu einem so verächtlichen Menschen, wie der Prinz von Tarent geschildert wird, würdigt sie selbst herab. Der edle und großmüthige König von Ungarn, und der Charakter des grand justicier de Naples Montescale, geben dem Stücke Stellenweise Interesse, das sich überdem durch eine nette Schreibart und richtige Versification auszeichnet.

Zur Eröfnung des von den beyden Architekten, Peyre und de Wailly, gebauten neuen Schauspielhauses des Français 1782, welches in Absicht seiner innern Einrichtung alle andern in Europa übertraf, während der Schreckenszeit aber wieder abbrannte, verfertigte er einen dramatischen Prolog: Molière à la nouvelle salle. Zu Stücken der Art, wo nur Charakterschilderung, nicht Charakterdarstellung gefodert wird, war er der rechte Mann; denn seine Stärke war Feinheit des Tacts, nicht inniges Gefühl.

Daher gelang ihm auch die Bearbeitung des Philoktet, dem Meisterwerke des Sophokles, über alle Maßen. Dieß ist unstreitig sein bestes Stück, und für die Franzosen gewissermaßen das, was Göthe's Iphigenie für uns ist. Jenen aber gereicht es zum Ruhm, daß sie, obschon in dem Stück keine Frauen vorkommen, ungleich mehr Antheil daran nehmen, als wie an dem Göthischen Stück nach Euripides. Es kam

1783 zuerst auf die Bühne, und wird noch immer zuweilen vorgestellt.

Dieß ist aber nicht der Fall mit dem zweyten Trauerspiel, das von ihm in dem nämlichen Jahr aufgeführt ward: les Barmécides. Der Stoff ist nicht übel gewählt; aber die Bearbeitung desselben zu romanhaft und der Charakter des berühmten Aaron-Raschild nicht kräftig genug gezeichnet.

Ungleich mehr Verdienst hat Coriolan, ein Trauerspiel in 5 Acten, welches 1784 auf die Bühne kam. Der itzige Herausgeber dieses Journals hat die zwey ersten Acte desselben bey seiner Bearbeitung des nämlichen Stoffes *) zum Grunde gelegt, die drey folgenden aber nach Shakespear und Thompson gearbeitet.

Der Verkauf der Instrumente und der Bibliothek des nachher unglücklichen Luftschiffers Pilatre de Rozier, dem sein Unternehmen in der Stiftung des Museums für den Unterricht nicht glückte, veranlaßte, nach einem erweiterten Plan, mit dem Anfang des Jahres 1786 das Lyceum, dessen Stifter unter andern der

*) Man sehe: Nebentheater von J. G. Dyk, 2r Theil; wo man auch eine Abhandlung über alle dramatischen Bearbeitungen der Geschichte des Coriolan und eine ausführliche Zergliederung des Stückes von Laharpe findet. Coriolan und Essex gehörten zu den glänzendsten Rollen von Reinecke.

Minister von Montmorin und der General Montesquieu waren. Diese ersuchten Herrn Laharpe, wöchentliche Vorlesungen über die alte und neue Litteratur zu geben, und hieraus entstand in der Folge das Bändereiche Werk Cours de Littérature. Wie zu Paris die Mode sich in alles mischt, so auch hierbey. Wer Geschmack haben wollte, mußte bis zum Ausbruch der Revolution die Vorlesungen im Lyceum besuchen. Laharpe hielt seine Vorträge gewöhnlich vor drey bis vier hundert Zuhörern, wöchentlich zweymal.

1789 erschien die zweyte, beträchtlich verstärkte Ausgabe seiner sämtlichen Werke. Auch übernahm er in diesem Jahre, als die Gelehrten bedroht waren, ihre Pensionen auf den Merkur durch die betrübten Zeitumstände zu verlieren, die Besorgung des litterarischen Theils desselben, die er auch bis 1793 beybehielt, wo er eingekerkert ward, und das Journal aufhörte. Schon früher hatte er für dasselbe mehrere Recensionen von Büchern verfertigt, aber diese Arbeit für einige Zeit aufgegeben, um desto ungestörter an der Histoire des voyages arbeiten zu können.

Nachdem Mélanie durch die Revolution auf die Bühne gekommen war, ließ er auch ein neues Trauerspiel von sich, Virginie, vorstellen; ein Stoff, vielfältig bearbeitet, weil er scheinbar von tragischem Effekt ist, der aber wenigstens noch nie so bearbeitet worden ist, daß er theatralischen Effekt

hervorgebracht hätte. Einige Lobpreisungen der politischen Freyheit, deren Laharpe sich bald darauf schämte, wurden freylich beklatscht, konnten aber doch der Handlung keine ächte Wärme mittheilen.

Bald nach dem 9ten Thermidor, d. i. nach dem Sturz von Robespierre am 28. Jul. 1794, erhielt er seine Freyheit wieder, und den 31sten December desselben Jahres ward auch das Lyceum von neuem eröffnet. Seine Gesinnungen hatten sich indeß gewaltig geändert. De la Guerre déclarée par les tyrans revolutionaires à la raison, à la morale, aux lettres et aux arts; dieß ist die Ueberschrift der Rede, die er an diesem Tage hielt, und die bald darauf auch im Druck erschien.*) Die Versammlung war die zahlreichste, die je sich im Lyceum eingefunden hatte, und der Redner ward mit einer gewissen Bangigkeit vernommen. So hatte zur selben Zeit noch Niemand gesprochen. Alles war noch in Furcht und Zittern: il semblait que l'on eût peur d'entendre ce qu'il n'avait pas peur de dire; et quand les acclamations rompaient le silence, c'étaient les cris de l'indignation soulagée; wie es in dem dieser Rede vorgesetzten Avertissement heißt.

*) Man findet sie auch an der Spitze des 8ten Bandes von dem Cours de Littérature, mit welchem die Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts beginnt.

Laharpe fing nun seinen Cursus über alte und neue Litteratur ganz von vorn wieder an, und machte es sich vornämlich zur Pflicht, der eingerissenen Barbarey in Sprache und Denkart entgegen zu arbeiten. Mehrere Vorlesungen ließ er deshalb auch gleich drucken. Eine derselben Du Fanatisme dans la langue révolutionnaire, machte besonderes Glück, und wurde mehrmalen gedruckt, auch ins Deutsche übersetzt. Er hatte itzt freylich größtentheils ganz andere Zuhörer als vor der Revolution, und die Köpfe waren noch zu erhitzt, so daß man sich nicht wundern darf, wenn Laharpe erzählt, daß fast nach jeder geendigten Vorlesung ein lebhafter Streit unter den Zuhörern entstand. Dieß war besonders der Fall, als er in den ersten Monaten des Jahres 1797 auf das Lehrgebäude der französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts zu sprechen kam. Lalande insonderheit stand gegen ihn im Lycaeum und im Journal de Paris auf, und vertheidigte geradezu den Atheismus. Dieß bewog Laharpe'n, seine Vorlesung über die Schriften von Helvetius besonders drucken zu lassen. *) Da bald darauf Barthelemy und Carnot gestürzt wurden, so mußte Laharpe, eben so wie Marmontel, der sich im Senat der Alten für die Wiedereinführung des

*) Herr Prof. Hebenstreit hat sie, wie wir schon im vorigen Stück angezeigt haben, übersetzt, und sie verdiente es übersetzt zu werden.

christlichen Gottesdienstes erklärt hatte, aus Paris entfliehen, und beyde mußten sich über ein Jahr verbergen, wenn sie nicht nach Guyana transportirt werden wollten, woraus sich doch wohl ergiebt, daß es unter den Anti-Christen eben so gut Fanatiker giebt, als unter den Christen, und daß nicht die positive Religion, sondern der Klugheitsdünkel den Fanatismus erzeugt, der darin besteht, daß man alle Menschen zwingen will unsrer Meynung zu seyn. Erst nachdem Bonaparte das Directorium gestürzt hatte, wagte es Laharpe, im Januar 1800, aus seinem Schlupfwinkel heraus zu kommen und von neuem im Lyceum und dem National-Institut, dessen Mitglied er geworden war, zu erscheinen. Indeß hatte er seinen Cours de Litterature ausgearbeitet, dessen Druck nun begann; so wie im folgenden Jahr der von Correspondance littéraire adressée à son Altesse Imperiale Le Grand-Duc, aujourd'hui Empereur de Russie, et à M. le Comte André Schowalow, depuis 1774 jusqu'à 1789; welches Werk ihm aber neuen, unsäglichen Verdruß, ja die Weisung zuzog: Paris zu meiden. Den fünften und letzten Band, welcher die Briefe von 1785—1789 enthalten sollte, durfte gar nicht erscheinen. In der That war es auch unbesonnen von ihm, diese Correspondenz bekannt zu machen, weil darin von manchen itzt sehr bedeutenden Staatsmännern in Frankreich als schlechten Reimern gesprochen, auch wohl eines und das andere von

ihnen erzählt wird, das nicht zu ihrem Ruhme gereicht. Außerdem geschah ihm indeß kein Leid, und der Druck des Lycée durfte fortgehen. Auch erschien von ihm eine Uebersetzung der Psalmen mit Anmerkungen begleitet. Voran steht eine, für einen Katholiken und Franzosen gründliche, Abhandlung: sur l'esprit des livres saints et le style des prophètes. Dieses Buch war der Stimmung gemäß, die Bonaparte den Parisern um diese Zeit in Hinsicht der Religion gab; mehrere Auflagen vergriffen sich in kurzer Zeit. Vielleicht trug es auch dazu bey, daß, als Bonaparte beschloß, die Académie française wieder herzustellen, Laharpe, als eines der wenigen noch lebenden Mitglieder derselben, wieder nach Paris zurück berufen wurde, wozu auch der itzige Präsident der Gesetzgebungskammer, sein Freund Fontanes, viel beygetragen haben mag, da Bonaparte ihn in litterarischen Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen pflegt. Der kalte Winter von 1802 war aber nicht geeignet, die Wiederherstellung seiner Gesundheit in einer Stadt, wie Paris, zu befördern. Mit einer Art von ängstlicher Erwartung sah er dem Tage entgegen, der ihn mit seinen alten Freunden in der Académie française wieder vereinigen sollte: aber diese Freude ward ihm nicht; eine tödtliche Krankheit überfiel ihn im Januar 1803. Aus seinem Testament hat man folgende Stelle bekannt gemacht:

Je lègue 200 francs aux pauvres de ma paroisse. Ma nièce *) n'ayant rien, et ce que je laisserai étant peu de chose, il ne m'est pas possible de faire davantage pour cette classe qui est si à plaindre. J'engage chaque Français **) à se rappeler que la religion fait un devoir sacré de soulager les indigens; et de faire tout ce qu'on peut pour adoucir le sort des infortunés: je remercie Monsieur et Madame de Talaru des marques d'amitié qu'ils m'ont données; j'en conserverai le souvenir jusqu'au dernier moment. Je remercie également les respectables docteurs Mallouet et Portal, des soins qu'ils ont bien voulu me donner, avec un grand zèle, dans ma maladie. Je prie MM. de Fontanes, Château-Briant, de Coutriwon, de Chabannes, Recamier, de Herain, Liénard, Migneperr et Agasse, de se souvenir combien je leur étais attaché. Je nomme M. Boulard, notaire, mon ami depuis vingt ans, mon exécuteur testamentaire. Je supplie la divine Providence d'exaucer les voeux que je fais pour le bonheur de mon pays. — Puisse ma patrie jouir long-tems de la paix et de la tranquillité! — Puissent

*) Er war zweymal verheirathet, hat aber keine Nachkommenschaft hinterlassen.

**) Er wollte also, daß sein Testament im Druck erschiene.

les saintes maximes de l'Evangile être généralement suivies pour le bonheur de la société!

Als Herr Fontanes ihn den 10ten Februar Abends besuchte, ließ er sich die Gebete der Sterbenden vorlesen, und sagte zu seinem Freunde, nachdem dieser an sein Bett getreten war, ihm seine vertrocknete Hand reichend: Mon ami, je remercie le ciel de m'avoir laissé l'esprit assez libre pour sentir combien cela est consolant et beau. Des andern Morgens verschied er. Freywillig folgten seinem Leichenzuge die berühmtesten Gelehrten Frankreichs. Das National-Institut sandte eine Deputation, und Herr von Fontanes, der sie anführte, hielt, nachdem der Sarg an der Gruft niedergesetzt worden war, unter freyem Himmel, folgende schöne Rede:

Les lettres et la France regrettent aujourd'hui un poète, un orateur, un critique illustre. Laharpe avait à peine vingt-cinq ans, et son premier essai dramatique l'annonça comme le plus digne élève des grands maîtres de la scène française: l'héritage de leur gloire n'a point dégénéré dans ses mains, car il nous a transmis fidellement leurs préceptes et leurs exemples. Il loua les grands-hommes des plus beaux siècles de l'éloquence et de la poésie, et leur esprit, comme leur langage, se retrouve toujours dans les écrits d'un disciple qu'ils avaient

forme. C'est en leur nom qu'il attaqua jusqu'au dernier moment les fausses doctrines littéraires; et, dans ce genre de combat, sa vie entière ne fut qu'un long dévoûment au triomphe des vrais principes. Mais si ce dévoûment courageux fit sa gloire, il n'a pas fait son bonheur. Je ne puis dissimuler que la franchise de son caractère et la rigueur impartiale de ses censures éloignèrent trop souvent de son nom et de ses travaux la bienveillance et même l'équité. Il n'arrachait que l'estime où tant d'autres auraient obtenu l'enthousiasme. Souvent les clameurs de ses ennemis parlèrent plus haut que le bruit de ses succès et de sa renommée. Mais à l'aspect de ce tombeau, tous les ennemis sont désarmés. Ici les haines finissent, et la vérité seule demeure. Les talens de Labarpe ne seront plus enfin contestés. Tous les amis des lettres, quelles que soient leurs opinions, partagent maintenant notre deuil et nos regrets. Les circonstances où la mort le frappe, rendent sa perte encore plus douloureuse. Il expire dans un âge où la pensée n'a rien perdu de sa vigueur, et lorsque son talent s'était agrandi dans un autre ordre d'idées qu'il devait au spectacle extraordinaire dont le monde est témoin depuis douze ans. Il laisse malheureusement imparfaits quelques ouvrages dont il attendait sa plus solide gloire; et qui

seraient devenus ses premiers titres dans la postérité. Ses mains mourantes sont détachées avec peine du dernier monument qu'il élevait. *) Ceux qui en connaissent quelques parties, avouent que le talent poétique de l'auteur, grâces aux inspirations religieuses, n'eut jamais autant d'éclat, de force et d'originalité. On sait qu'il avait embrassé avec toute l'énergie de son caractère, les opinions utiles et consolantes, sur lesquelles repose le système social; elles ont enrichi, non-seulement ses pensées et son style de beautés nouvelles, mais elles ont encore adouci les souffrances de ses derniers jours. Le Dieu qu'adoraient Fénélon et Racine a consolé, sur son lit de mort, leur éloquent panégyriste et l'héritier de leurs leçons. Les amis qui l'ont vu dans ce dernier moment, où l'homme ne déguise plus rien, savent quelle était la vérité de ses sentimens; ils ont pu juger, combien son cœur, en dépit de la calomnie, renfermait de droiture et de bonté. Déjà même les sentimens les plus doux étaient entrés dans ce cœur trop méconnu, et si souvent abreuvé d'amertumes. Les injustices se réparaient. Nous étions prêts à le revoir dans ce sanctuaire des lettres et du goût, dont il était le plus ferme soutien; lui-même se félicitait naguère encore

*) Nämlich sein Gedicht über die Religion.

de cette réunion si desirée; mais la mort a trompé nos voeux et les siens. Puissent au moins se conserver à jamais les traditions des grands modèles qu'il sût interpréter avec une raison si éloquente! Puissent-elles, mes chers confrères, en formant de bons écrivains, donner un nouvel éclat à cette Académie française qu'illustrèrent tant de noms fameux depuis cent cinquante ans, et que viens de rétablir un grand homme, si supérieur à celui qui l'a fondée!

Die Grabstätte Laharpe's ist auf dem Kirchhof Vaugirard, dicht bey dem Hospital der Madame Necker. Einer seiner Freunde hat ihm einen Denkstein, mit folgender Inschrift, setzen lassen:

Ici gissent les dépouilles mortelles de Jean-François de Laharpe, l'un des quarrante de l'Académie française, et membre de l'Institut national, décédé à Paris, âgé de soixante-quatre ans, le 22 pluviôse an XI, ou 11 février 1803.

Poète, orateur et critique célèbre, ses écrits dureront autant que la langue française. Généreux et désintéressé, il fut bon parent et bon ami. Ni l'ambition, ni la crainte, ni aucun désir de fortune n'ont pu le faire dévier de ses principes. Il a supporté avec fermeté, dans sa vieillesse, la douleur et la pauvreté.

Plein de franchise et de courage, il a montré combien il est glorieux d'avouer et de réparer ses fautes.

Quelquefois trop sévère dans ses jugemens littéraires, il était prêt à rendre service à l'auteur même qu'il avait critiqué.

Sincèrement attaché à sa religion et à sa patrie, il leur aurait sacrifié ses jours: ses veilles et ses travaux les ont abrégés.

Il a eu la pureté du goût de Racine et de Boileau, et il est mort d'une manière aussi édifiante que ces grands-hommes.

Ses derniers voeux ont été pour que chaque citoyen s'occupât de soulager les infortunés et d'entretenir la paix et la concorde dans son pays.

Lecteurs, faites ce que vous pourrez pour accomplir ces voeux, et priez Dieu pour le repos de son âme.

Unter seinen Papieren hat sich ein vollständiger Commentar über die Tragödien von Racine und über die von Voltaire vorgefunden; an dem erstern wird bereits gedruckt. Sollte das Wesentlichste davon nicht schon in dem Cours de Littérature stehen?

Womit er sich in der letzten Zeit seines Lebens am meisten beschäftigte, war ein Gedicht über die Religion, zu dem sich ohngefähr funfzehnhundert Verse vorgefunden haben.

Man hat daraus folgende Schilderungen Rousseau's und Voltaire's bekannt gemacht:

L'un qui, dès sa jeunesse, errant et rebuté,
Nourrit dans les affronts son orgueil révolté,
Sur l'horizon des arts sinistre météore,
Marqua par le scandale une tardive aurore,
Et pour premier essai d'un talent imposteur,
Calomnia ces arts, ses seuls titres d'honneur;
D'un moderne cynique affecta l'ignorance;
Du paradoxe altier orna l'extravagance,
Ennoblit le sophisme, et cria *vérité*.
Mais par quel art honteux s'est-il accrédité?
Courtisan de l'envie, il la sert, la caresse,
Va dans les derniers rangs en flatter la bassesse,
Et jusqu'aux fondemens de la société
Il a porté la faulx de son *égalité*.
Il sema, fit germer chez un peuple volage
Cet esprit novateur, le monstre de notre âge,
Qui couvrira l'Europe, et de sang, et de deuil.
Rousseau fut parmi nous l'apôtre de l'orgueil:
Il vanta son enfance à Genève nourrie,
Et pour venger un livre, il troubla sa patrie,
Tandis qu'en ses écrits, par un autre travers,
Sur sa ville chétive il régla l'Univers.
J'admire ses talens, j'en déteste l'usage:
Sa parole est un feu, mais un feu qui ravage,
Dont les sombres lueurs brillent sur les débris.
Tout, jusqu'aux vérités, trompe dans ses écrits;
Et du faux et du vrai ce mélange adultère
Est d'un sophiste adroit le premier caractère.

Tour-à-tour apostat de l'une et l'autre loi,
Admirant l'Evangile, et reniant la foi,
Chrétien, déiste, armé contre Génève et Rome,
Il épuise à lui seul l'inconstance de l'homme,
Demande une statue, implore une prison;
Et l'amour propre enfin égarant sa raison,
Frappe ses derniers ans du plus triste délire:
Il fuit le monde entier, qui contre lui conspire,
Il se confesse au Monde, et, toujours plein de soi,
Dit hautement à Dieu: *Nul n'est meilleur que moi.*

L'autre, encor plus fameux, plus éclatant génie,
Fut pour nous soixante ans le dieu de l'harmonie,
Ceint de tous les lauriers, fait pour tous les succés,
Voltaire a de son nom fait un titre aux Français.
Il nous a vendu cher ce brillant héritage,
Quand, libre en son exil, rassuré par son âge,
De son esprit fougueux l'essor indépendant
Prit sur l'esprit du siécle un si haut ascendant;
Quand son ambition, toujours plus indocile,
Prétendit détrôner le Dieu de l'Evangile.
Voltaire dans Ferney, son bruyant arsenal,
Secouait sur l'Europe un magique fanal,
Que, pour embrâser tout, trente ans on a vu luire.
Par lui l'impiété, puissante pour détruire,
Ebranla, d'un effort aveugle et furieux,
Les trônes de la Terre appuyés dans les cieux.
Ce flexible Protée était né pour séduire:
Fort de tous les talens, et de plaire, et de nuire,
Il sut multiplier son fertile poison.

Armé du ridicule, éludant la raison,
Prodiguant le mensonge, et le sel, et l'injure,
De cent masques divers il revêt l'imposture,
Impose à l'ignorant, insulte à l'homme instruit:
Il sut jusqu'au vulgaire abaisser son esprit,
Faire du vice un jeu, du scandale une école.
Grace à lui, le blasphéme, et piquant et frivole,
Circulait embelli des traits de la gaité:
Au bon sens il ôta sa vieille autorité,
Repoussa l'examen, fit rougir du scrupule,
Et mit au premier rang le titre d'incrédule.

VIII.

Bilderbuch für Mythologie, Archaeologie und Kunst. Herausgegeben von A. Hirt, K. Pr. Hofr., ord. Mitgliede der K. Akademie d. Wiss., u. Prof. bey den Akademieen der bildenden Künste und der Baukunst. Erstes Heft: die Tempelgötter. Mit 12 Kupfertäfeln und 26 Vignetten. Berlin, Sander, 1805. XVIII u. 102 S. Text in 4. (4 Thlr.)

Drey Zwecke suchte der Verf. dieses verständig angelegten und wohl ausgeführten Bilderbuchs zu vereinigen. Der erste ist, dem Unterricht in der Mythologie mehr Reiz, Anschaulichkeit und Vollständigkeit durch Benutzung dieses bildlichen Compendiums zu geben; der zweyte, eine bildliche compendiarische Uebersicht der archäologischen Studien zu liefern, in so fern sie sich mit den bildlichen Denkmalen des Alterthums beschäftigen, welche den Maasstab der ästhetischen Cultur der Alten abgeben; der dritte, den Geschmack

oder den ächten Sinn für edle und schöne Gestalten und für Bedeutsamkeit in Bewegung, Handlung und Miene durch die Betrachtung und Vergleichung der Abbildung guter Kunstwerke und der Prinzipien, welche die Alten dabey geleitet haben, *) zu bilden.

Jetzt über die Art der Ausführung. Die Gegenstände, welche die alte Kunst bearbeitete, werden nach bestimmten Classen abgetheilt. I. Die mythologische; Tempel-Götter; Untergötter und Genien; Mythen der Heroen, theils nach Stämmen, theils nach Epochen und Völkern. II. Die antiquarische; Wettkämpfe und Spiele; religiöse Verrichtungen, Opfer, Todten-Feyern u. dgl. III. Die historische; Bildnisse berühmter Personen und historische Denkmäler überhaupt 1. der griechischen Völkerschaften; 2. der Römer; 3. der fremden Völker, welche Gegenstände der bildenden Kunst für die Griechen und Römer waren; als

*) Der Vf. führt auch in diesem Werk, wie einst in einer besondern Abh. in den Horen, alles auf die Charakteristik als den Hauptschlüssel zurück, um über alle Erscheinungen in dem Kunstkreise der Alten Aufschluß zu bekommen, wogegen Göthe in der den Winkelmannschen Briefen beygegebenen Geschichte der Kunst im 18ten Jahrh. die Schönheit als das höchste Princip geltend macht, welcher die Charakteristik untergeordnet ist.

der Aegypter, Aethioper, Perser, Parther, Phrygier, Scythen, Thracier, Gallier, Germanen, Dacier, Sarmaten.

Der Herausg. giebt in verkleinerten Umrissen und mit möglichster Zusammendrängung der Figuren auf Einem Blatt, so viel möglich, treue Abbildungen des Vorzüglichsten aus der Antike, welches er theils aus den archäologischen Kupfer-Werken, theils aus seinem eigenen Vorrath von Copien alterthümlicher Bildnerey-Werke, welche er in Italien sah, entlehnte, und wovon ein wackrer und in Italien gebildeter Mahler, Hummel, Zeichnungen und Stich übernahm. Woher jedes Denkmahl entnommen, wird immer angezeigt, wobey die Denkmahle von einiger Erheblichkeit, welche denselben Gegenstand vorstellen, angeführt werden. Der Commentar soll kurz, gedrängt seyn. Die mythologischen und antiquarischen Notizen, die das erste beste Compendium oder Wörterbuch darbietet, sind nur angedeutet, das eigentlich Archäologische und Artistische beschäftigt den Erläuterer am meisten. Was er zur Erklärung und Beurtheilung der einzelnen Bildwerke beybringt, ist nicht etwa blos das Gemeine und Triviale, sondern es sind feine, zum Theil neue Ansichten und Bemerkungen, die das Bilderbuch auch dem wichtig machen, der in das Studium der Antike längst eingeweiht ist. Um aber den Leser, den Schüler oder den Liebhaber archäologischer Studien in den Geist der Kunst

und in die Kunstgeschichte einzuleiten, wird er in jedem Heft besondre Uebersichten geben, dergleichen im ersten die an der Spitze stehenden Bemerkungen über das Götter-Ideal sind.

Um den Charakter der in diesem Heft vorkommenden mythologischen Personen, auf welche es hauptsächlich ankam, hervorzuheben, ist von jedem wichtigern Gegenstande, bey welchem die Denkmahle es zuließen, der Kopf insbesondere, und nach einem größern Maaßstabe gezeichnet worden. Außer dem Kopfe wird auch die ganze Figur dargestellt, um einen Begriff, theils von der Gestalt und den eigenthümlichen Stellungen, theils von den Gewändern und Attributen zu geben. Wo die Vielseitigkeit und Schönheit der Kunstwerke es zu erfordern schien, ist der Gegenstand in mehreren Figuren abgebildet; auch ist bey jedem die Vorstellung eines oder des andern merkwürdigen Mythus ausgehoben worden.

Die Gallerie der Tempel-Götter eröffnet Saturnus. Heben wir aus diesem Abschnitt folgende Bemerkung aus: „Bekanntlich giebt es eine beträchtliche Anzahl alter Münzen, welche auf der Vorderseite den doppelköpfigen Janus und auf der Kehrseite das Vordertheil eines Schiffes darstellen. Dieses Gepräge auf R. Münzen ist eins der ältesten. Daß sich das Schiff auf die Ankunft Saturn's in Latium beziehe, leidet keinen Zweifel: aber die doppelköpfige Bildung

des Janus scheint zum Theil selbst für die spätern Alten ein Räthsel gewesen zu seyn. Bald sind beyde Gesichter bärtig, bald ist nur das eine mit dem Bart, das andere aber unbärtig gebildet. Die Erklärungen sind mannigfaltig. Nähme man das eine Gesicht für Saturn und das andere für Janus; so würde das Befremdende wegfallen. (Macrob. Sat. 1, 7.) Welches treffendere Bild für ihre Münzen konnten die Römer wählen, als die verbundenen Köpfe der Regenten, unter denen das goldene Alter blühte, und von denen man glaubte, daß sie zuerst das Geld eingeführt hätten! — Aus demselben Grunde scheinen die Römer auch den Tempel Saturn's zur Niederlage des öffentlichen Schatzes gewählt zu haben. Uebrigens ist die Vereinigung zweyer befreundeter Köpfe von der Rückseite nicht nur auf Münzen, sondern auch in Marmor eine nicht seltene Erscheinung."

Unter dem Abschnitt Jupiter S. 21. kommt eine Beschreibung einer unsers Wissens noch nicht bekannt gewesenen merkwürdigen Vase vor: „Der wahre Jupiter Pluvius kommt nur auf einer Vase der k. Sammlung zu Neapel vor, Alkmene, wahrscheinlich weil sie in Abwesenheit ihres Gemahls den Besuch eines andern Amphitryo angenommen hatte, ward zum Feuer verurtheilt. Ein Knecht zündet auf Befehl seines Herrn mit einer Fackel den Holzstoß an, auf dem

zu den Göttern flehend, Alkmene bereits liegt. Jupiter erscheint auf einem Gewölke über ihr, mit einer Najade zu jeder Seite, die aus vollen Urnen auf den Holzstoß herabregnen. Dieß Wunder, das den Amphitryo seinen Nebenbuhler kennen lehrt, scheint ihn mit seiner Gemahlinn ausgesöhnt zu haben. Unsre Erklärung ist übrigens nicht bloße Hypothese; denn in der Zeichnung steht bey jeder Figur ihr Name. Wahrscheinlich kam dieser Auftritt in irgend einem jetzt verlornen Stück der Tragiker vor, welche diesen Mythus öfters bearbeiteten."

S. 22. wird als Vignette ein Relief der königl. preuß. Sammlung abgebildet, welches die Juno Lanuvina mit dem gehörnten Ziegenfell, statt des Helmes auf dem Haupt, im rohen Styl der ältesten latinischen Bildnerey vorstellt.

Den Apollo von Belvedere hält der Vf. nach S. 32. für den, der seine Mutter an der Niobe gerächt und ihre Söhne durch sein Geschoß getödtet hat. Zeichnen wir hier noch die Charakteristik der Apollinischen Ideal-Züge S. 33. aus: „Keiner der unbärtigen Götter hat ein Gesicht von einem so länglichen Oval; keiner eine um die Augenbraunen so gewölbte und so hohe Stirn wie Apollo. Er ist des erhabnen Vaters ähnlichster Sohn, und gleichsam der jugendliche Jupiter. Seine Miene haucht selbst in Ruhe Begeisterung; bewegt sie sich zu harmonischen Tönen, so entglüht sein Antlitz von flammendem Unmuth

Erhaben furchtbar und furchtbar schön ist er, wenn gereizter Unwille seine Gewalt hebt und seine Züge schwellt."

Von der Vorstellung der dreyfachen Hekate urtheilt der Vf. S. 40: „Der Künstler, der sie zuerst dreyfach bildete, war Alkamenes. Wahrscheinlich bestand das Werk aus einer Säule, an welche drey Statuen mit dem Rücken gelehnt waren. Man pflegte ein solches Bild mitten auf Dreywege zu stellen: daher der Beyname Trivia, den die Göttinn erhielt. In der Folge ließ man die Säule in der Mitte weg, und schloß die drey Figuren auf der Rückseite unmittelbar an einander. Nebst den gewöhnlichen Attributen der Diana, als dem Hunde, dem Wurfspieße, den Fackeln, dem halben Monde u. s. w. fügte die Willkühr späterer Symbolen-Deuter noch andere Zeichen zu dem dreygestalteten Bilde."

S. 42. und 45. kommt die Vorstellung eines seltenen Mythus, Vulcan auf dem Esel, nach zwey Vasen in Tischbeins Hamiltonscher Sammlung vor. Da des Vf. Deutung neu und evident ist, so setzen wir sie nach S. 43. hieher: „Vulcan wurde als Kind von der Juno, seiner Mutter, aus dem Himmel geworfen und rächte sich an ihr durch einen künstlichen Stuhl, auf dem sie, als sie sich darauf setzte, von geheimen Fesseln festgehalten wurde. Er wollte sich durch kein Bitten bewegen lassen, in den Olymp zurückzukehren. Endlich übernahm es Bacchus, ihn zu

bändigen. Er berauschte den Widerspenstigen in Wein, setzte ihn auf das muntere, langohrige Thier, den Esel, und führte ihn so, als einen neuen Bacchanten, unter Musik und Jubel, in den Göttersitz zurück. Nach Pausanias (1, 20.) war dieser Zug bereits in einem alten Tempel des Bacchus zu Athen gemahlt. In unsern beyden Vignetten ist der bärtige Bacchus mit seinem Gefolge deutlich charakterisirt; und auch Vulcan ist es hinlänglich durch Hammer, Zange und das Feuer. Auf der einen sieht man ihn noch als Jüngling ohne Bart, auf der andern aber bärtig vorgestellt. Nach Aristides (H. in Baech. T. 1. p. 29.) war der Esel, auf dem Vulcan ritt, beflügelt. Die Zeichner unserer zwey Bilder meynten aber, daß die Naivetät des Zuges sich besser durch das Trottiren als durch das Fliegen des langohrigen Thieres herausheben lasse. Und in der That — wer sieht nicht mit Vergnügen diese Gemählde, wenn er jemals einem Wettlauf der muntern Thiere beygewohnt hat? — In Malta, wo der schönste Schlag von Eseln ist, gehört noch jetzt das Wettrennen dieser Thiere zu den Nationalfesten."

Das Ideal-Gesicht der Venus wird S. 60 also gezeichnet: „Das Gesicht der Göttinn ist ein längliches Oval, die Stirn nicht zu hoch, der Umriß der Augenbraunen heiter. Durch die etwas gedruckten Augenlieder scheint das Auge klein, und dadurch entsteht, was wir im gewöhn-

lichen Sprachgebrauch das Blinzeln nennen. Diese liebeblickenden Augen sind in allen Bildern der Venus charakteristisch. Der Mund ist klein; die Lippen nicht zu voll, aber mit grosser Anmuth umzogen. Der Rücken und die Spitze der Nase runden sich zierlich; die Wangen haben eine reizende Fülle; in der Mitte des rundlichen Kinnes bildet sich der leichte Schein eines Grübchens." Das Relief in der Villa Albani, welches S. 64 abgebildet ist, nahm Winkelmann von der Erziehung des Bacchus, der Verf. sehr sinnreich von der Venus mit dem Amor und den Grazien. Venus sitzt bekleidet; auf ihrem Schoosse steht Amor, die Hand nach der Mutter ausgestreckt; vor der Venus stehen die drey Grazien nach der Deutung des Vf.; die älteste, ganz erwachsen, hält den kleinen Amor beym Laufzaum, die beyden andern sind noch als Kinder von verschiednem Alter vorgestellt. Die Arbeit ist höchst roh; doch ist etwas Gemüthliches und Natürliches darin, und der Vf. sagt davon: „Es ist ohne Zweifel das älteste noch vorhandene griechische Bildwerk in diesem Steine (es ist nämlich in griechischem großkörnichtem Marmor gearbeitet); und wir erhalten dadurch einen anschaulichen Begriff von dem noch sehr rohen Zustande der Kunst in einer Periode, worin die Griechen schon den Marmor zu bearbeiten angefangen hatten, welches nicht vor der 35sten Olympias geschah."

In dem Artikel Merkur bemerken wir S. 65, was über die Zerrbilder auf alten Vasen vorkommt, welche wahrscheinlich meist Vorstellungen aus Mimen und Satyr-Spielen waren: „Um zu zeigen, daß die alte Kunst sich auch der Zerrbilder (doch hoffentlich nur in Zeichnungen, wenn wir nämlich die Masken in der Sculptur ausnehmen) nicht enthielt, und daß die Künstler, eben so wie die Komiker, ihre Götter in burlesken Gestalten und Verkleidungen auftreten ließen, wollen wir ein paar Vasenzeichnungen dieser Art anführen. Auf einem Gefäße, das vormals in der Sammlung der Vaticanischen Bibliothek stand, macht Jupiter, mit Beyhülfe des Merkur, Anstalt, auf einer Leiter zu Alkmene'n in das Fenster zu steigen. Beyde Götter im Costum des Niedrigkomischen. Auf einem andern Gefäß, in der Sammlung Biscari zu Catanea, sitzt Jupiter, eine kurze dickbauchige Figur, mit großer Nase, auf dem Thron, das Zepter in der Rechten haltend: vor ihm steht Merkur als ein Sclav, der vom Lande zu Markte kommt, zwey durchsichtige, von Weiden geflochtene Körbe, an einer Stange auf der Achsel tragend. In diesen Körben sieht man zwey Figürchen, das eine den Achilles, das andere den Hektor vorstellend. Eine vortreffliche Parodie auf die Entscheidung des Schicksals zwischen den beyden Haupthelden des trojanischen Krieges!“

Ueber das Verhältniß der Gestalten des Merkur, Apollo, Bacchus und Mars erklärt sich der Vf. S. 66. also: „Merkurs Ideal sticht gegen den Apollo, Bacchus und Mars auffallend ab. Merkur hat nicht das Schlanke und Erhabene des Apollo, nicht das Rundliche, Weiche und schwärmerisch-Sanfte des Bacchus, nicht das Kühne und Düstere des Mars. Das Hervorstechende im Charakter des Merkur ist das Kraftvolle und Gewandte. Gekräuselt liegen ihm die kurzen Haare um den Kopf und die Stirn; die Ohren und der Mund sind kleiner, seine Bildung hat in dieser Rücksicht viele Aehnlichkeit mit den Köpfen des jungen Herkules und andrer Heroen, als des Theseus, Meleager u. s. w. Seine Stellungen, er mag stehen oder sitzen, sind immer einfach und bequem; der Kopf vorgesenkt, der Blick bedächtig."

Den einheimischen Tempel-Göttern der Griechen und Römer gesellt der Vf. S. 87 ff. noch einige fremde, später aufgenommene Gottheiten hinzu, den Mithras, den Deus Lunus (die neuere Deutung desselben auf den Atys wird nicht erwähnt), die Isis und den Horus.

Auf der letzten Tafel fangen schon Gottheiten vom zweyten Range an, Hebe, Iris, Victoria, Fortuna, Fatum, Nemesis, Spes, welche die dichtende Phantasie den Obergöttern, als untergeordnete und dienende Wesen, beyfügte, und

welche zwar ihre Altäre und Kapellen, aber seltner eigne Tempel-Gebäude hatten.

Wir schließen unsre Beschäftigung mit diesem geistvollen Bilderbuch mit den Worten des Verf.: „Wer dürfte es in der Erfindung und in der feinen Auswahl des Eigenthümlichen, Auswahl der ganzen Gestalten, als der einzelnen Symbole, mit dem Kunstgeist der Alten aufnehmen? — „Von den Griechen siehe die Vorbilder, nach diesen übe den Kunstsinn früh und spät!“ So rief Horaz; und was können wir, zwey tausend Jahre nach ihm, anders thun als seinen so tief gefühlten Ausruf unsern Zeitgenossen wiederholen?“

IX.

Augusteum. Zweyter Heft. In Commission b. Hempel in Leipzig. 1805. fol. von S. 73—108.

XIte Kupfertafel. Eine altgriechische oder wenigstens von einer altgriechischen Bildsäule copirte Statue, an der einige Theile neuer Ansatz sind. Es ist eine weibliche Figur mit langem Untergewand, das sich züchtig um den Hals schmiegt; das leichte Obergewand wird vom Gürtel gehalten, über den, auf eine ganz eigenthümliche Weise, der obere Rand desselben in wellenförmigen kleinen Falten geschlagen ist, welches eine angenehme Wirkung macht. Die linke hält ein Fruchthorn; die rechte hebt das Obergewand ein wenig in die Höhe (ungefähr was die Franzosen hausser nennen), ein Gest, der den Vorstellungen der Hoffnung ähnlich ist, und dadurch Anlaß gegeben hat, diese Statue für eine Spes zu erklären. Dem Verf. scheint das Füllhorn doch eher für eine Ceres zu sprechen. „Indessen, setzt er hinzu, hat mich die Stellung der Füße, die eine rhythmische Fortbewegung anzudeuten scheint, in

Verbindung mit dem in die Höhe gezogenen Gewande, auf die Muthmaßung geleitet, ob nicht vielleicht diese Statue für eine altgriechische Priesterinn der Demeter, für eine Chorführerinn bey den Eleusinischen Festen zu halten sey. Solche feyerliche Processionen wurden allemal am sechsten Tage ihrer Feyer unter Gesang und Musik gehalten, um die Bildsäule des Jacchus von Athen zu holen, die dann auf ähnliche Weise zurückgebracht wurde. Außerdem findet sich ausdrücklich, daß eine Priesterinn den Chor der Eleusinischen Weiber anführte, wenn sie unter Hymnen zum Quell Kallichorus zogen, an welchem Demeter, bey Aufsuchung ihrer Tochter Persephone, ausgeruht hatte."

XII. stellt die Vorder-Seite einer griechischen Vase vor, von welcher bereits Böttiger in den griech. Vasengemälden, Heft 3. S. 6 ff. eine Erklärung gegeben hat. Der Vf. tritt der Meynung derer bey, welche die in den Gräbern Groß-Griechenlands gefundenen Vasen für Weihgefäße halten, und erlaubt sich sogar die Vermuthung, daß die Fabriken, welche sie verfertigt, im Dienst der Mysterien gestanden, daß sie vielleicht ausschließend für die Geweihten gearbeitet, diesen als eine Art von Diplom gegeben worden, etwa eine oder mehrere nach der Anzahl der Grade, die jeder im Orden erhalten, und daß sie den Eingeweihten vielleicht darum mit ins Grab gegeben worden, um in keine profanen Hände zu

kommen. Hrn. Böttiger läßt der Vf. sagen, er beziehe die Vorstellung der Vase auf einen Eidschwur, den der sitzende König dem jungen Krieger, der ihm rückwärts zur Seite steht, auf eine feyerliche Weise leiste, indem er ihn das Skeptron berühren lasse. Allein Böttiger sagt, der junge Krieger schwöre dem alten König, indem er dessen Scepter berühre. Unser Vf. bezieht dagegen die ganze Handlung auf eine Lustration, welche der sitzende König verrichten wolle, zu welchem Zweck er in der rechten (nicht in der linken, wie der Vf. sagt) eine Schale hält, in die eine Priesterinn Wasser gießt. Um diese Handlung bequemer verrichten zu können, nimmt ihm der junge Mensch den Stab, welchen der Alte nachlässig in der linken hält, ab.

XIII. Bildsäule der Ephesischen Diana, oder eigentlich nur ein Bruchstück davon, da der größere Theil, vorzüglich die untere Hälfte, spätere Ergänzung ist. Ueber die mystische Vorstellung dieser Göttinn heben wir die Erklärung des Vf. S. 90 f. aus: „Vermuthlich war es in ganz alten Zeiten, wo man höchstens nur Vorübungen zur Kunst annehmen kann, ein hölzerner Klotz, der oben und unten einer menschlichen Gestalt ähnlich sah, die zwar nach und nach verbessert, aber ohne wesentliche Veränderungen beybehalten wurde. Wenigstens führen die ältesten Münzen, welche die Göttinn am einfachsten darstellen, auf diese Vermuthung. Die Statuen, welche sich

bis auf unsere Zeiten erhalten haben und in ziemlicher Anzahl vorhanden sind, reichen bey weitem nicht an jenes Zeitalter, sondern sind Produkte der spätern Mystik, in welchen die erste Einfachheit zwar zum Grunde, aber unter einem Haufen thierischer und vegetabilischer Embleme verhüllt liegt. Unter die Thier-Aggregate, wohin die Vorstellung dieser Göttinn neuerlich versetzt wurde, möchte sie jedoch nicht wohl zu rechnen seyn: denn nicht die Göttinn ist aus Thiergestalten zusammengesetzt, sondern nur das Gehäuse, was sie umgiebt. Sie selbst befindet sich in dieser phantastischen Umgebung, wie eine Mumie unter ihrer mit Thiergestalten und Hieroglyphen bemahlten Decke, und nur der Kopf, die Hände und Füße von ihr sind sichtbar. Nicht einmal die Brüste gehören ihr zu, denn es sind thierische Brüste, die sich auf der äußern Hülle befinden. Ein Beweis mehr, daß nur das Gehäuse aus Thiergebilden besteht, ist die schwarze Farbe der Göttinn, die sich nicht blos auf die sichtbaren Theile erstreckt. Sie muß völlig schwarz gedacht werden, wie die Isis, mit der sie, als dergleichen Bildungen entstanden, für einerley Wesen, für die Natur gehalten wurde, die allen lebenden Geschöpfen die Arme öffnet, um sie an ihren vollen Brüsten zu nähren. Der Sinn ist gut, aber die Vorstellung ist mystisch und geschmacklos."

XIV. Eine nur wenig ergänzte Pallas, welche aus der zweyten Periode griechischer Kunst zu seyn

scheint. Die Stellung ist einfach und die ganze Gestalt Ehrfurcht gebietend. Die Falten und Brüche der Gewänder sind durchgängig im großen Styl gearbeitet: nirgends ist eine Spur von Kleinlichkeit zu entdecken; aber die Zierlichkeit ist ihr auch fremd. S. 94: „Die schuppige Aegis, auf welcher eine schöne Larve der Gorgo haftet, deckt nicht querüber die ganze Brust, wie an andern Statuen der Pallas, sondern zieht sich von der rechten Schulter unter der linken Brust hinab bis auf die Mitte der ganzen Gestalt, und dann hinterwärts über den Rücken wieder zur rechten Schulter hinauf, wo sie mit dem Vordertheile derselben durch einen Knopf befestiget ist. Die Art, wie der Künstler sie behandelt hat, läßt deutlich erkennen, daß sie aus Leder besteht; auch ist sie an einigen Orten mit Borden versehen. Wahrscheinlich hat die Aegis ihre Richtung deswegen so erhalten, um durch Zurückschlagung der vordern Hälfte über den linken Arm sich ihrer, nach alter Art, als Schild bedienen zu können; auch scheinen die Riemen, durch welche nur die Hand gesteckt werden durfte, zu Festhaltung derselben bestimmt gewesen zu seyn, zumal da hinten unter der rechten Schulter ebenfalls Riemen angebracht scheinen, damit der hintere Theil zu gleichem Behuf abgeknöpft werden konnte, auf welche Art dann die Aegis zum Schilde und Brustharnisch zugleich diente." Durch die Bemerkung, daß die Aegide (Facius hat seine

Abh. darüber unlängst mit einigen andern antiquarischen Aufsätzen wieder zusammendrucken lassen) ein übergeworfenes Fell war, das als Schutzwaffe theils die Brust schützte, theils vorgehalten oder über den Arm gewickelt Schildes Stelle vertrat, wird es deutlich, wie die alten Dichter sie bald für einen Brustharnisch, bald für ein Schild nehmen konnten.

Auf Taf. XV. giebt der Verf. noch eine Abbildung eines Theils dieser Statue, von der Rückseite. Die Seltenheit des Costums, in Ansehung der Aegis und das Große im Styl der Falten, sowohl im Rücken als an der Seite, wo das Gewand über die Oeffnung zusammenschlägt, bewog ihn dazu. Auch fügt er auf demselben Blatt den Kopf einer andern Statue der Pallas in Dresden bey, welche einen großen Meister verräth, an welcher aber ein großer Theil des Körpers fehlt und die Draperie sehr gelitten hat.

XVI. Aesculap, ein schönes Werk von altem großem Styl, aber häßlich durch die Hand eines elenden Ergänzers verunstaltet. Sie ist zu Antium unter den Ruinen des Aesculap-Tempels gefunden worden.

XVII. Die falsch ergänzte Statue, welche unter dem Namen der Agrippina berühmt ist. Einige haben sie für eine Niobe erklärt, der Vf.

unterstützt und wiederholt, mit Bestreitung der Ansichten von Fiorillo, seine bereits im N. T. Merkur 1799 St. 1. vorgetragne Vorstellung, daß der auf den Schenkel gestützte rechte Arm ursprünglich darauf gelegt und daß der aufwärts gerichtete Kopf ursprünglich gesenkt gewesen, so daß das Ganze eine in stille Trauer verlohrne Heroine vorstelle, und zwar, da sie auf einem Felsstück sitzt, vielleicht die Ariadne. Die Statue ist unbeschreiblich schön gewesen. S. 105. „Einer der vortrefflichsten noch unversehrten Theile, an welchem die Blüthe der ersten Schönheit noch nicht verwischt worden, ist die linke Seite des Körpers bis zum Unterleibe nebst dem Oberarme und der ganzen linken Schulter.“

XVIII. Eine sehr große, gewöhnlich Alexander genannte Statue, deren Styl, so wie die Tiefen in der Draperie, in eine glückliche Periode der Kunstgeschichte gehören. Der Kopf gehört nicht zu ihr, und das Ganze wird vom Verf. für einen edeln Bacchus im Peplus genommen, worauf ihn die Körper-Form und ein ähnlicher Bacchus in der Villa Albani führte. Seine Phantasie denkt sich, daß, wie der Zufall diesen Bacchus zu der vorher genannten (vermeintlichen) Ariadne im Dresdner Augusteum geführt, sie auch ursprünglich Eine Gruppe gebildet und den Moment vorgestellt hätten, wo Bacchus die Ariadne auf Naxos findet und zur Gemahlinn erkiest.

XIX — XXII. stellt eine und dieselbe vortreffliche Statue ihres großen Werthes wegen erst zweymal ganz vorn und von der Seite, und dann vergrößert die obere Hälfte gleichfalls von vorn und von der Seite vor. Die Erläuterung dieser Bildsäule wird auf den dritten Heft aufgespart, der zur Michaelis-Messe erscheinen soll.

X.

Fortsetzung der im vorigen Stück angefangenen Anzeige von Marmontels Memoiren.

Charakterschilderungen.

Unter den Gelehrten, welche jede Woche einmal regelmäßig bey Madam Geoffrin speiseten, war d'Alembert der munterste, belebteste, drolligste in seiner Fröhlichkeit. Nachdem er den Vormittag mit algebraischen und dynamischen oder astronomischen Rechnungen zugebracht hatte, so schlüpfte er aus seiner Glashütte, wie ein Schulknabe der Klasse entläuft, und wünschte nichts als sich zu vergnügen. Dieser große Mathematiker und Philosoph war dann so heiter und lustig, daß man in ihm nichts als den angenehmen Gesellschafter erblickte. Die Quelle dieser ächt natürlichen Fröhlichkeit war ein reines Gemüth, frey von Leidenschaften, zufrieden mit sich selbst, und jeden Tag sich über irgend eine neu entdeckte Wahrheit freuend, die seinen Fleiß spornte und belohnte. Nur die strengen Wissenschaften gewähren diesen Vortheil, und keine andere Art von Studien so vollständig als sie.

Die Heiterkeit von Mairan und sein sanfter und lachender Humor flossen aus derselben Quelle, hatten die nämlichen Ursachen. Das Alter hatte bey ihm bewirkt, was die Natur für d'Alembert that; es hatte alle seine Gemüthsbewegungen gemäßigt, und die Wärme, welche ihm noch übrig war, trug blos das Gepräge der Lebhaftigkeit eines muntern, aber gesetzten, verständigen und unterrichteten Gasconiers, und hatte daher einen eignen Ton, ein feines und süßes Salz. Der Philosoph von Beziers war wohl zuweilen ängstlich besorgt über das, was in China vorging; aber wenn er darüber einige Auskunft durch Briefe von seinem Freunde, dem Pater Parennin, erhalten hatte, so glänzte sein Gesicht vor Freude. O wie glücklich ist derjenige, der keine andere Unruhe kennt, als über den Lauf der Gestirne, oder über die Sitten und Künste der Chinesen! Kein Laster entstellt ihn, keine Reue nagt an seinem Innern, keine Leidenschaft betrübt und quält ihn. Er ist frey im ächten Sinne des Worts, frey von aller quälenden Furcht, ohne welche Freyheit gar keine reine und dauerhafte Fröhlichkeit statt findet.

Marivaux hätte wohl gewünscht auch diese heitere Gemüthsstimmung zu haben; aber er hatte immer etwas im Kopfe, was ihn beschäftigte und ihm ein bekümmertes Ansehen gab. Da er durch seine Schriften den Ruf eines scharfsinnigen und feinen Denkers erhalten hatte, so glaubte er, sich

stets als einen solchen zeigen zu müssen, und er war unausgesetzt damit beschäftigt, jeden Begriff zu zergliedern, um die verschiedenen Seiten desselben aufzufinden und ins Licht zu stellen. Er gab zu, daß diese oder jene Sache wahr sey bis zu einem gewissen Punkt, oder je nachdem man sie ins Auge fasse: aber er hatte immer irgend eine Einschränkung in Bereitschaft, irgend eine Bemerkung zu machen, die Niemanden als ihm einfiel. Diese stete Aufmerksamkeit, dieses ewige Zerarbeiten seines Geistes war peinlich für ihn und öfters auch für Andere: aber es ergaben sich zuweilen daraus herrliche Ansichten und glänzende Lichtfunken. Die Unruhe seines Blicks verrieth jedoch, daß er über den Erfolg besorgt war, den er begierigst erwartete. Nie, glaube ich, gab es eine zärtlichere, reizbarere und furchtsamere Eigenliebe; aber da er die der Andern sorgfältigst schonte, so ehrte man die seinige, und beklagte ihn blos, daß er sich nicht entschließen konnte, etwas einfacher und natürlicher zu seyn.

Chastellux, dessen Begriffe nie ganz klar waren, der aber unendlich viel Geist besaß, und dem von Zeit zu Zeit lichtvolle Gedanken entwischten, gleich Blitzen aus einer Nebelwolke, Chastellux brachte in diese Gesellschaft den gefälligsten Charakter und die liebenswürdigste Offenheit. Sey es, daß er in sich selbst Mistrauen setzte und darüber ins Klare zu kommen hoffte, sey es, daß

er durch Untersuchung seine Begriffe berichtigen wollte, er liebte den Streit und ließ sich gern darauf ein, aber mit Anmuth und ohne heftig zu werden. Sobald ihm die Wahrheit einer Behauptung einleuchtete, mochte sie von ihm selbst oder von einem andern herkommen, so war er zufrieden. Nie hat wohl noch jemand mehr Genuß aus dem geistreichen Gespräche zu ziehen verstanden als er. Ein witziges Wort, ein feiner Gedanke, ein gut angebrachtes Geschichtchen konnten ihn entzücken, und man sah sein Gesicht heiterer werden, so wie die Unterredung belebter ward; ob er selbst oder ein Anderer in der Gesellschaft glänzte, galt ihm gleich; wenn sie nur durch Witz sich auszeichnete, so strahlte sein Auge Freude.

Der Abbe Morellet, der einen reichen Vorrath von Kenntnissen aller Art besaß und diese gehörig geordnet hatte, war eine wahre Fundgrube von gesunden, klaren und dabey scharfsinnigen Ideen für die Unterredung; eine Quelle, die nie stockte und auch nie überströmte. Bey unsern Mittagsmahlen zeigte er sich stets offen, billig und fest, als ein Mann, dem Kopf und Herz auf der rechten Stelle sitzt. Er besaß das Talent, mit Feinheit zu spotten, welches man bisher dem Engländer Swift allein zugeschrieben hatte, in einem ausnehmenden Grade. Bey dieser Leichtigkeit, bitter zu seyn, wenn er gewollt hätte, war es doch Niemand weniger als er; und wenn er sich zuweilen einen persönlichen Spott erlaubte,

so geschah es blos, um die Anmaßung zu züchtigen oder die Bösartigkeit zu bestrafen.

Saint-Lambert, ein Mann von der feinsten Lebensart, aber dabey etwas kalt, brachte in die Unterhaltung den abgeschliffnen zarten Ton, der in seinen Schriften bemerklich ist. Ohne von Natur lustig zu seyn, ließ er sich durch die Lustigkeit Anderer beleben, und in einer philosophischen oder litterarischen Unterredung zeigte Niemand mehr gesunde Vernunft, noch einen feinern Geschmack als er. Dieß war der Ton des kleinen Hofes zu Lüneville, wo er gelebt und den er sich zu eigen gemacht hatte *).

Helvetius, dürstend nach schriftstellerischem Ruhm, war noch mit seinen Gedanken am Schreibepulte, wenn er zu uns kam. Er wünschte ein Werk zu schreiben, das Aufsehn errege; daher war sein Dichten und Trachten, wo nicht eine neue Wahrheit, so doch eine kühne und neue Meinung zu finden, zu entwickeln und zu behaupten: die neuen und fruchtbaren Wahrheiten sind im achtzehnten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung äußerst selten geworden; er wählte daher ein Paradox, um es in seiner Schrift über den Verstand (de l'esprit) durchzusetzen. Sey es nun, daß er, nach langem Brüten, endlich selbst für

*) Am Hofe des vertriebenen Königs von Pohlen, Stanislaus Leczinsky, des Schwiegervaters von Ludwig XV.

wahr hielt, wovon er Andere überzeugen wollte; sey es, daß ihm noch Zweifel dagegen übrig blieben, die er gern heben wollte; wir ergötzten uns daran, ihm nach und nach die Fragen vorbringen zu hören, die ihn eben beschäftigten, und deren Schwierigkeiten zu lösen er bemüht war. Nachdem wir ihm aber einige Zeit das Vergnügen gegönnt hatten, uns zu belehren, zogen wir ihn in unser Gespräch über andere Materien, und nun ging er auch darauf ein, und das so unbefangen, aufrichtig und ernstlich, im natürlichen Ton der gewöhnlichen Unterhaltung, als systematisch und sophistisch man ihn in seinen Schriften findet. Nichts gleicht weniger der Lauterkeit seines Charakters und seiner alltäglichen Lebensweise, als die erkünstelte, absichtsvolle Sonderbarkeit seiner Schreibart. Dieser Missklang wird sich immer zwischen den Sitten und Meinungen derjenigen finden, die darauf ausgehen, noch nie gehörte Dinge zu sagen. Helvetius war in seinem Gemüth gerade das Gegentheil von dem, was er behauptete, daß der Mensch sey. Man kann sich gar keinen bessern Menschen denken, als er war: freygebig, großmüthig ohne Prunk, und wohlthätig aus Herzensgüte, ließ er sich beygehen, alle rechtliche Leute und sich selbst zu verläumden, nur um den moralischen Handlungen keinen andern Bewegungsgrund zu geben als den Eigennutz. Aber, wer ihn kannte, vergaß sehr bald den Schriftsteller über den Menschen, und

liebte ihn mit allen seinen Eigenheiten. Welche Annehmlichkeit die Gelehrten in seinem Hause fanden, wird in der Folge vorkommen.

Ein noch weit leidenschaftlicher für den Ruhm eingenommener Mensch war Thomas; aber, übereinstimmender mit sich selbst, erwartete er den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen einzig von der seltenen Fähigkeit, die er besaß, seine Gefühle und Begriffe mit bewunderungswürdiger Stärke auszudrücken, sicher dadurch auch ganz bekannten Vorstellungen den Reiz der Neuheit und des Eigenthümlichen zu geben. Ohn' Unterlaß damit beschäftigt, eine weit verbreitete Celebrität zu erlangen und deshalb in seine Betrachtungen vertieft, vernachlässigte er freylich darüber die Sorge, in der Gesellschaft liebenswürdig zu erscheinen. Sein Charakter war Ernst mit Sanftmuth gepaart; immer nachdenkend, schweigend, lächelte er kaum bey einer heiteren Unterredung, ohne je lebhaften Antheil an ihr zu nehmen. Selten sprach er selbst über ihm geläufige Materien, es sey denn in einer vertrauten, wenig zahlreichen Gesellschaft: aber dann ergoß sich auch seine Seele, und man erstaunte über seine hellen Einsichten und die Fruchtbarkeit seines Geistes. Bey unsern Mittagsmahlen besetzte er blos eine ledige Stelle, und nur in Rücksicht seiner litterarischen Verdienste und moralischen Eigenschaften ward er gern gesehen und geachtet. Thomas opferte stets der Tugend, der Wahrheit, dem Ruhme, mit

den Grazien; und doch lebte er in einem Jahrhunderte, wo kein glänzender schriftstellerischer Ruf ohne den Einfluß und die Gunst der Grazien zu erlangen steht.

Die Grazien erinnern mich von einer Person zu sprechen, deren Denkweise und Sprachart dieses Gepräge im höchsten Grade trug; das einzige Frauenzimmer, welches Frau von Geoffrin bey den Mittagsmahlen der Litteratoren mit eingeladen hatte, und diß war d'Alemberts Freundinn, die Demoiselle Lespinasse, welche Feinheit des Betragens, Verstand, und mannichfaltige Kenntnisse mit der größten Lebhaftigkeit, der feurigsten Seele und der entzündbarsten Einbildungskraft, die je ein Mädchen seit der Sappho besessen hat, in sich vereinigte. Das Feuer, welches in ihren Adern und in ihren Nerven strömte, und ihrem Geiste so viel Thätigkeit, Glanz und Reiz gab, raffte sie vor der Zeit weg. Ich werde in der Folge davon sprechen, wie sehr wir sie vermißten. Hier bemerke ich nur, was sie bey unsern Mittagsmahlen war, wo ihre Gegenwart alles belebte. Immer zog sie unsere Aufmerksamkeit auf sich, sie mochte nun zuhören oder selbst sprechen; und Niemand sprach besser. Sie flößte uns, ohne darnach zu streben, den Wunsch ein, ihr zu gefallen, und ohne Ziererey hielt sie doch zu freye und unschickliche Aeußerungen zurück und machte uns auf uns selbst aufmerksam, so daß wir

nichts vorbrachten, was weibliche Ohren hätte beleidigen können.

Meine Absicht ist nicht, die ganze Reihe unsrer Mitgäste zu schildern. Es gab unthätige darunter, die wenig beytrugen, das gesellschaftliche Vergnügen zu erhöhen und blos mit genossen: unterrichtete Männer übrigens, die aber mit ihren erworbenen Einsichten geizten, und nur kamen, um einzusammeln, nicht aber um auch auszustreuen. Dieß war sicherlich jedoch nicht der Fall mit dem Abbe Raynal, der eher in den entgegen gesetzten Fehler verfiel, und zu reichlich, alles was er wußte, auskramte. Er hatte sich noch nicht in seiner vollen Kraft, weder als Philosoph, noch als viel umfassender Gelehrter gezeigt: aber Scharfsinn, richtiges Urtheil und ein deutlicher Ausdruck waren bereits an ihm bemerklich, und er verband damit Gutmüthigkeit und gefällige Sitten, wodurch er allgemein unter uns beliebt war. Nur fand man, daß er den Strom seiner Rede nicht genug mäßigte, und daß sein Gedächtniß ihn gar zu gut bediente. In ein eigentliches Gespräch konnte man selten mit ihm kommen, weil er in einem fort sprach, und erst im Alter, nachdem er ruhiger und bedächtiger geworden war, lernte er das Vergnügen kennen, mit Andern zu schwatzen.

Ich will nicht bestimmen, ob Frau von Geoffrin absichtlich die merkwürdigsten Fremden, die nach Paris kamen, in ihr Haus zog, um

dessen Ruf dadurch in ganz Europa zu verbreiten, oder ob es eine natürliche Folge des Glanzes und der Annehmlichkeit war, die dieses Haus durch die daselbst vereinigten Gelehrten erhielt; genug, es kam nicht leicht ein Fürst, Minister, oder sonst angesehener Mann oder ein Frauenzimmer gleicher Art nach Paris, der und die nicht auch Frau von Geoffrin besucht und gewünscht hätten, bey einem unsrer Mittagsmahle zu seyn und daran Theil zu nehmen. An solchen Tagen bot denn Frau von Geoffrin alles auf, um in vollem Glanze zu erscheinen und ihren ganzen Witz spielen zu lassen. „Heute wollen wir recht liebenswürdig seyn!" pflegte sie dann zu sagen. (Soyons aimables!) Gewöhnlich waren diese Mittagsmahle auch auszeichnend belebt, und selten fehlte es an geistreichem Gespräch.

Unter den Fremden, die lange hier verweilten, oder für immer zu bleiben gedachten, machte sie eine Auswahl; die geistreichsten und liebenswürdigsten wurden förmlich unter die gewöhnliche Tischgesellschaft aufgenommen. Drey unter diesen zeichneten sich besonders aus, und standen in Absicht auf Gewandheit des Geistes und Kenntnisse aller Art keinem der ausgebildetsten Franzosen nach: dieß waren der Abbe Galiani, der Marquis von Caraccioli, nachher neapolitanischer Gesandter an unserm Hof, und der Graf von Creutz, schwedischer Minister.

Der Abbe Galiani war, seiner Gestalt nach, der niedlichste kleine Harlekin, den Italien je hervorgebracht hat; aber auf den Schultern dieses Harlekin saß der Kopf eines Machiavel. Epikuräer nach seinen Grundsätzen, und mit einem zur Melancholie geneigten Gemüth, hatte er doch alle Dinge in der Welt von der lächerlichen Seite betrachtet; daher das Gespräch auf einen politischen oder moralischen Gegenstand fallen mochte, so wußte er dazu ein drolliges Geschichtchen zu erzählen, welches immer denselben ins klarste Licht stellte und eine eben so unerwartete als geistreiche Anspielung enthielt. Hiezu kam noch, daß in seiner Erzählungsweise und in seinem Geberdenspiel dabey die naiveste Drolligkeit herrschte; man kann daher leicht denken, welch überschwengliches Vergnügen aus der tiefe Sinn seiner Erzählungen, der mit dem scherzhaften Ton des Erzählers in dem schneidendsten Contrast stand, machen mußte. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß man Essen und Trinken vergaß, um ihm, oft Stunden lang, zuzuhören. Sobald er aber seine Rolle geendigt hatte, war er eine Null in der Gesellschaft; saß traurig und stumm in einem Winkel, und schien ungeduldig auf das Stichwort zu lauern, um wieder vorzutreten. Man mußte ihn blos hören, er mochte raisonniren oder erzählen. Wenn jemand ihn unterbrach, schrie er: „Laßt mich doch erst endigen, und dann könnt ihr nach Gefallen reden!" Hatte er nun alle seine Be-

weisgründe erschöpft (denn er pflegte eines an das andere zu reihen) und jemand wollte ihm darauf antworten, so verkroch er sich unter der Menge, und war weg, ehe man es vermuthete.

Caraccioli hatte, auf den ersten Anblick, wegen seiner Schwerfälligkeit und Leibesstärke, das Ansehn eines Dummkopfs. Er mußte sprechen, wenn man bemerken sollte: Geist stecke in dieser Fleischmasse. Je länger er sprach, desto mehr belebten sich seine Augen, die endlich gleich Sternen funkelten. Feinheit, Munterkeit, Eigenthümlichkeit der Gedanken, ein natürlicher Ausdruck, ein anmuthiges Lächeln, ein empfindungsvoller Blick waren in ihm vereinigt, und gaben der Häßlichkeit eine liebenswürdige, geistreiche und interessante Gestalt. Er sprach das Französische nur schlecht und mit Mühe; aber er war beredt in seiner Muttersprache; und wenn der französische Ausdruck ihm fehlte, entlehnte er aus dem Italiänischen das Wort, die Wendung, das Bild, dessen er bedurfte. Auf diese Weise verstärkte er seine Rede nach Belieben mit tausend kühnen und malerischen Ausdrücken, um die wir ihn beneideten. Auch begleitete er seine Rede mit demselben neapolitanischen Geberdenspiel, das der Abbe Galliani so meisterhaft in seiner Gewalt hatte, um ihr mehr Ausdruck zu geben, und man sagte von dem einen wie von dem andern: sie zeigten Verstand bis in ihre Fingerspitzen. Beyde wußten auch eine Menge Anekdoten, und fast jede

derselben hatte einen feinen, moralischen und tiefen Sinn. Caraccioli hatte die Menschen gründlich studirt, jedoch seine Beobachtungen mehr als Staatsmann und Geschichtforscher, denn als Moralist und Satyriker angestellt. Er kannte die Sitten, Gebräuche und Polizeyanstalten der verschiedenen Völker, und wenn er davon etwas anführte, so geschah es blos, um seine auf Principien beruhenden Meynungen dadurch zu unterstützen.

Er besaß aber nicht nur einen unerschöpflichen Reichthum von Kenntnissen und einen von Natur gefälligen Ausdruck; er war dabey auch ein ausgezeichnet treflicher Mann. Niemand von uns würde sich den Abbe Galiani zum Freunde gewünscht haben; aber um Caraccioli's Freundschaft buhlten wir alle, und ich, der ich mich ihrer lange erfreut habe, weiß und kann nicht genug sagen, wie wünschenswerth sie war.

Am innigsten vertraut war ich indeß mit dem Grafen von Creutz, der auch zu der litterärischen Tischgesellschaft der Frau von Geoffrin gehörte. Er strebte nicht eben eifrig darnach, zu gefallen und die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, war oft nachdenkend, noch öfterer zerstreut, aber der unterhaltendste Tischgenosse, sobald er sich ohne Zerstreuung uns hingab. Die Natur hatte ihn reichlich mit Gefühl, Wärme, Feinheit des moralischen und ästhetischen Sinnes, mit Neigung für das Schöne jeglicher Art und mit dem Drang

nützlich zu seyn ausgestattet. Er besaß die Gabe, mit kräftigen Zügen alles zu schildern und auszudrücken, was er je Merkwürdiges gesehn oder was sein Gemüth erschüttert hatte. Er war zum Dichter geboren, oder nie ist irgend Einer zum Dichter geboren worden. Noch jung und doch unterrichtet und verständig wie ein Greis, sprach er unsere Sprache wie ein geborner Franzose, und fast alle europäischen Sprachen gleich der seinigen, die gelehrten ungerechnet. Kein Zweig der alten wie der neuen Litteratur war ihm fremd. Von der Chemie sprach er wie ein Chemiker, von der Botanik als ein Schüler des Linnäus, und insonderheit von Schweden und Spanien als ein aufmerksamer Beobachter der Eigenthümlichkeiten dieser Himmelsstriche und ihrer verschiedenen Erzeugnisse. So daß er uns durch seine Kenntnisse unterrichtete und durch seinen schönen Ausdruck ergäzte.

Montags zu Mittag speisten mehrere Künstler und Kunstfreunde bey Madam Geoffrin, und Marmontel war auch von der Parthie. Mit den Künstlern, sagt er, hütete ich mich wohlweislich, von etwas anderm zu sprechen, als was auf ihre Kunst Bezug hatte; denn ich merkte gar bald, daß fast alle zwar einen gesunden natürlichen Verstand, aber wenig eigentliche Schulkenntnisse besaßen. Der gute Karl Vanloo besaß in

einem hohen Grade jedes malerische Talent, nur kein Genie; die Inspiration fehlte ihm, und er hatte zu wenig gelesen, um, beym Mangel derselben, durch Erhabenheit in den Gedanken und durch Größe des dargestellten Gegenstandes zu frappiren. Vernet, bewundernswürdig in der Kunst, Wasser, Luft, Licht und das Spiel dieser Elemente zu malen, hatte alles sehr lebhaft vor Augen, was dazu gehört: war aber außerdem, obschon ziemlich jovialisch, ein ganz gewöhnlicher Mensch. Soufflot besaß natürlichen Scharfsinn, war ein überaus geschickter Architekt und sein ganzes Benehmen überaus fein und artig; aber sein Gedankenkreis ging nicht über sein Reißbrett hinaus. Boucher hatte viel Feuer und Leben, aber keine Erhebung des Geistes; seine Ideen waren gemein: Theater-Prinzessinnen dienten ihm zum Modell für die heilige Jungfrau und für die Göttinn Venus, und sein Gespräch glich seinen Bildern, jenes wie diese verriethen, unter welchen Leuten er lebte. Der Bildhauer Lemoine gefiel durch sein anspruchloses Wesen, so ein bedeutender Künstler er auch war: aber er sprach wenig über seine Kunst, und beantwortete kaum die ihm ertheilten Lobsprüche; was um so mehr Verwunderung erregte, da sein Blick Feuer und Flamme war. Latour, der die Mode-Philosophen malte, war ihr Schüler geworden, bestimmte das Schicksal von Europa, und hielt es unter seiner Würde, von Malerey zu sprechen, so

peinlich es auch war, ihn über Politik und Moral sprechen zu hören.

Unter den Kunstfreunden führte der Graf Caylus das große Wort, den Marmontel nicht als liebenswürdig schildert. „Ich habe mir nie die Mühe genommen," sagt er, „zu untersuchen, warum er mich nicht leiden mochte: aber ich weiß sehr gut, warum Er mir unausstehlich war; nämlich wegen der Wichtigkeit, die er auf sein sehr geringes Verdienst und seine höchst beschränkten Kenntnisse legte. Biegsam und nachgebend bey denen, von welchen die Künstler leben müssen, nahm er gegen die leztern die Protections-Miene an, begünstigte mittelmäßige Talente, die sich für ihn beugten, und verschrie solche, die zu stolz waren, um seine Gunst zu buhlen. Er hing sich an Gelehrte, ließ sich von ihnen kleine Aufsätze über erhandelte Lappalien machen; gab sie prächtig gedruckt und mit Kupfern verziert heraus; sezte Preiße aus über die Gesichtsformen der Isis und des Osiris, um das Ansehn zu haben, als wäre er in ihre Geheimnisse eingeweiht, und mit diesem Prunk von alter Gelehrsamkeit und Kunstkenntniß schlich er sich in die Akademien als Mitglied, ohne ein griechisches oder lateinisches Werk lesen zu können. Er hatte so oft gesagt und von sich sagen lassen: er sey der Wiederhersteller des einfachen Styls, der einfachen Formen, des einfachen Schönen in der Architektur, daß man es nach gerade zu glauben anfing, und durch sei-

nen Briefwechsel mit den Dilettantis brachte er es dahin, daß man ihn in Italien und durch ganz Europa für den Mäcen aller schönen Künste hielt. Dieß gab ihm denn eine Anmaßung in Ton und Geberde, die mir, wie alle Charlatanerie, unerträglich war."

Von ganz anderer Art waren die wöchentlichen Tischmahlzeiten bey einem Finanzpachter, Pelletier, die jedoch nicht lange dauerten; bey diesen ging es sehr lustig her, auch bestanden sie blos aus acht bis zehn jungen Männern, unter denen besonders Colle und Crebillon der Sohn hervorragten. Unter beiden erhob sich ein unausgesetztes Witzfeuer während der Mahlzeit; Persönlichkeiten kamen nie vor, aber die schriftstellerische Eitelkeit ward nicht geschont: man mußte sie Preiß geben, wenn man sich mit in den Wettkampf einlassen wollte. Colle glänzte im Scherz über allen Ausdruck, und Crebillon, sein Gegner, verstand es insbesondere, ihn zu beleben und zu reizen. Ich weiß nicht mehr, worüber wir eigentlich so sehr lachten, aber ich erinnere mich noch recht gut, daß wir es unausgesetzt thaten, und so, daß uns oft das Wasser in die Augen kam. Die Art, wie Colle seine Späße vorbrachte, war einzig. Freylich überschritt er dabey zuweilen die Gränzen der Wohlanständigkeit, aber darüber nahm man es bey diesen

Mahlzeiten nicht sehr strenge. Der einzige Bernard gab sich nie der Freude ganz hin. Sein Charakter machte mit seinem Ruf einen sonderbaren Abstich. Er führte, wegen seiner Poesien, den Beynamen: le Gentil; aber als ich ihn kennen lernte, war er nichts weniger als gentil, d. i. munter und angenehm. Die Süßigkeiten, die er den Damen sagte, waren unschmackhaft; hatte er der einen versichert, sie sey frisch wie Hebe, oder ihre Gesichtsfarbe erinnere an die Göttinn Flora, und einer andern, sie habe das bezaubernde Lächeln der Grazien, oder einen Nymphen-artigen Wuchs, so war er fertig. Ich habe ihn zu Choisy beym Rosenfeste gesehen, das er jährlich in einer Art von kleinem Tempel feyerte, den er mit Theater-Gardinen verziert hatte, und der an diesem Tage so mit Rosen-Guirlanden behangen war, daß uns der Kopf von dem vielen Dufte schwindelte. Diese Feyerlichkeit bestand in einer Abendmahlzeit, wobey alle Frauen Gottheiten des Frühlings sich zu seyn dünkten. Bernard stellte den Oberpriester vor. Wäre er irgend himmlischer Eingebungen fähig gewesen, so mußte er hier begeistert werden: aber auch nicht Ein sinnreicher Einfall, munterer Scherz, oder lebhafter Gedanke kam über seine Lippen; er war kalt-höflich. Im Umgang mit Gelehrten, mochten diese auch noch so lustig werden, blieb er dieß gleichfalls; und bey unsern ernsten und philosophischen Disputen machte er den Stummen. Ueber-

haupt hatte er nur sehr beschränkte Kenntnisse; er kannte nichts als seinen Ovid. Ueber keinen Gegenstand von irgend einiger Wichtigkeit äußerte er daher eine eigne Meinung; nie hat jemand sagen können, wie Bernard über dieß oder jenes denke. Er lebte, wie man zu sagen pflegt, vom Ruf seiner galanten Gedichte, die er die Klugheit hatte, nicht in den Druck zu geben. Wir sahen voraus, was erfolgen würde, sobald sie gedruckt wären, denn wir wußten, sie seyen frostig; ein unverzeihlicher Fehler, zumal in einem Gedicht über die Kunst zu lieben. Aber wir hatten ihn wegen seiner Zurückhaltung, Bescheidenheit und Höflichkeit zu lieb, um das Geheimniß zu verschwatzen. So lang er lebte, galt er für einen guten Dichter.

Der Baron Holbach und seine gelehrten Freunde.

Ich habe nie recht erfahren können, warum d'Alembert sich von dieser Gesellschaft entfernt hielt. Er und Diderot, die zusammen die Encyclopädie herausgaben, waren anfangs innigst verbunden: diese Freundschaft aber war erkaltet; einer sprach von dem andern mit vieler Achtung, aber sie lebten nicht mehr mit einander, und sahen sich fast gar nicht *). Ich habe es nie gewagt, sie darüber zu befragen.

*) D'Alembert suchte in der Gesellschaft Erholung; Diderots stetes Dociren war ihm daher

Jean Jacques Rousseau und Büffon gehörten anfangs einige Zeit zu dieser philosophischen Gesellschaft: aber der Eine brach mit ihr öffentlich; der Andere, minder ungestüm und ein feinerer Weltmann, zog sich zurück und blieb endlich gar weg. Beyder Benehmen glaube ich enträthseln zu können.

Büffon, als Aufseher über das Königl. Naturalien-Cabinet und Verfasser eines durch ganz Europa berühmten Werks, glaubte sich selbst genug zu seyn; er sah, die encyclopädische Schule mißfiel dem Könige und hatte also auch nicht die Gunst des Hofs; er fürchtete von dem ihr drohenden Ungewitter mit getroffen zu werden; um dem Sturme zu entgehen, wünschte er eine abgesonderte Barke zu haben, mit der er nach dem Winde sich richten und zwischen die Klippen durchschleichen könne, falls er es nicht räthlich fände, die vollen Segel aufzuspannen. Man nahm ihm dieß auch nicht übel. Indeß hatte sein Rückzug noch einen andern Grund.

Büffon, umringt in seinem Hause von Gefälligen und Schmeichlern, und an eine blinde Nachgiebigkeit für seine systematischen Ideen gewöhnt, war oft sehr erstaunt, unter uns nicht dieselbe Nachgiebigkeit und Gelehrigkeit zu finden.

vermuthlich zuwider: er mochte sich nicht mit ihm herumstreiten.

A. d. Ü.

Ich sah ihn zuweilen höchst misvergnügt über den erfahrnen Widerspruch weggehen. Mit einem unbestreitbaren Verdienst verband er einen wenigstens gleich großen Stolz und Eigendünkel. Durch Anbetung verhätschelt und von der Menge angestaunt, empfand er mit Verdruß, daß die Mathematiker, Chemiker und Astronomen ihm nur eine sehr untergeordnete Stelle unter sich anwiesen; daß selbst die Naturforscher wenig geneigt waren, ihn an ihre Spitze zu stellen, und daß unter den schönen Geistern er blos für einen eleganten Schriftsteller und großen Coloristen galt. Ja mehrere derselben tadelten sogar seine zu beredte Schreibart in einer Gattung, die durchaus eine blos einfache und natürliche Sprache fordere. Ich erinnere mich, daß, als eine seiner Verehrerinnen mich fragte: wie ich von ihm sprechen würde, wenn ich genöthigt wäre, in der französischen Akademie die Lobrede auf ihn nach seinem Tode zu halten? ich zur Antwort gab: ich würde ihn unter die Dichter von der beschreibenden Gattung setzen und ihm unter denselben einen sehr ausgezeichneten Platz anweisen. Mit welcher Antwort sie eben nicht sehr zufrieden zu seyn schien.

Büffon also, dem es unter seines Gleichen nicht recht wohl ward, beschränkte sich auf allerunterthänigste Tischgenossen, kam weder mehr in die eine noch in die andere Akademie, machte dafür um so eifriger seine Aufwartung bey den Ministern und versandte seine Werke an die auswär-

tigen Höfe, von woher er dagegen prächtige Geschenke erhielt. Sein friedlicher Stolz trat jedoch Niemanden in den Weg und that Niemanden Schaden. Ganz anders war es mit Hans Jakob Rousseau.

Nach dem Enthusiasmus, den seine zwey zu Dijon gekrönten Schriften in jungen Köpfen erregt hatten, berechnete Rousseau, daß es ihm leicht seyn würde, mit Paradoxien in einem glänzenden Gewande und von seiner Beredtsamkeit unterstützt, sich Anhänger zu verschaffen und eine Sekte zu stiften. Der Ruhm eines bloßen Gefährten der Philosophen-Schule genügte ihm nun nicht mehr; er wollte eine Schule für sich haben, deren Oberhaupt und einziger Lehrer er wäre. Dahin glaubte er aber nicht zu gelangen, wenn er sich, wie Büffon, ohne Zank und Geräusch von unsrer Verbindung trennte. Um Aufsehn zu machen, hatte er eine antike Philosophen-Miene angenommen; anfangs erschien er in einem veralteten Ueberrock, nachher gar als Armenier gekleidet, in der Oper, auf Kaffeehäusern, wie auf Spaziergängen: aber die Vorübergehenden wollten nicht stehen bleiben; weder seine kleine schmutzige Perücke und sein Diogenes-Stock, noch seine Pelzmütze zogen die Augen auf seine Person. Es bedurfte eines Donnerschlags, um die Feinde der schönen Geister und insonderheit derer, die man als Philosophen verschrie, zu benachrichtigen: J. J. Rousseau habe mit diesen Leuten gebrochen.

Dieser Bruch, hoffte er, werde viele Gemüther für ihn stimmen, und er hatte ganz richtig ausgepunktirt, daß die Priester nicht säumen würden, sich für ihn zu erklären. Es war ihm also nicht genug, sich von Diderot und seinen Freunden zu trennen; er sagte ihnen Grobheiten, und durch einen gegen Diderot geschleuderten verläumderischen Zug gab er das Zeichen zum Kriege, den er ihnen beym Abschied erklärte.

Indeß tröstete sich die Gesellschaft leicht über Beyder Verlust und ward durch Rousseau's Undankbarkeit wenig beunruhigt; sie fand in sich selbst die süßesten Freuden, deren der Mensch fähig ist, und die aus der Freyheit im Denken und dem Umtausch der Gesinnungen hervorgehen. Wir wurden hier nicht, wie bey Madam Geoffrin, am Leitseile geführt und gegängelt. Doch artete die Freyheit nie in Frechheit aus: es gab Gegenstände, die uns zu heilig und wichtig waren, um sie auch nur der Prüfung zu unterwerfen*). Gott, Tugend, die heiligen Vorschriften der natürlichen Moral, wurden nie in Zweifel gezogen; wenigstens in meiner Gegenwart, das kann ich versichern**).

*) Das Heilige scheut nicht die Prüfung; es bewährt sich durch dieselbe, wie Gold im Feuer.

**) Der ehrliche Marmontel war wohl nicht Philosoph genug, um das Gefährliche von Diderots Principien zu durchschauen. Wenn man die Natur-Gesetze nicht von einem heiligen Wesen ableitet

Der Raum für Untersuchungen blieb weit genug, und sie nahmen mitunter einen solchen Flug, daß ich die Schüler eines Pythagores oder Plato zu hören glaubte *). Galiani setzte durch

so erhebt der Egoismus sein Haupt, das uneigennützige Wohlwollen verschwindet, Habsucht ergreift dagegen alle Gemüther, weil Alle nach Sinnengenuß geitzen; die moralischen Gefühle erschlaffen, der Bürgerverein löst sich auf. Daß die Grundsätze der Encyclopädisten-Schule Religion und Staatsverfassung untergruben, steht nicht zu leugnen. Minister, Adeliche, Finanziers, Gelehrte, Kaufleute, Künstler, handelten diesen Grundsätzen gemäß; wie konnte da der Bürgerverein noch bestehen? Selbst viele Geistliche entsagten ja im Jahr 1792 der christlichen Religion, und nicht etwa blos dem Pabstthum. Ein schlechter Schrank ist doch immer ein Schrank, und ein abergläubisches Religionssystem treibt doch die Menschen, ihren Mitmenschen in vielen Fällen Dienste zu erzeugen, geschähe es auch aus Furcht vor ewigen Höllenstrafen. Gewiß erwirbt sich daher Bonaparte Verdienste um die Menschheit, daß er den religiösen Cultus wieder in die Höhe zu bringen sucht, thue er es auch bloß aus Herrschbegierde. Nur wäre freylich zu wünschen, er möchte einen vernünftigen Cultus einführen. Indeß stört er doch nicht den der Protestanten, sondern scheint ihn vielmehr zu begünstigen.

*) Weil er beyde nur vom Hörensagen kannte. Diese griechischen Philosophen waren ja entschiedene Gottes-Verehrer, und keine Gottesleugner.

die Eigenthümlichkeit seiner Ideen, und durch die schlaue, sonderbare und unvermuthete Wendung, die er dem Gespräch gab, und womit er die Auflösung einer Streitfrage herbeyführte, uns alle in Erstaunen *). Der Chemiker Roux entwickelte uns, als ein Mann von Genie, die Geheimnisse der Natur **). Der Baron Holbach,

Keiner von ihnen hätte weder Diderots Pensées philosophiques, noch dessen Interprétation de la Nature, am allerwenigsten aber den Code de la Nature für Geistesfrucht von sich anerkannt. Aus dem Code de la Nature, der 1773 erschien, schöpften die Revolutionairs insonderheit ihre Beweise; man sehe unter andern die geschickte gerichtliche Vertheidigung von Baböuf.

*) Galiani bestritt gewöhnlich Diderots Paradoxien, aber nur im Scherz, und deshalb blieben sie Freunde. Galiani betrachtete alle Philosopheme als Seifenblasen, an deren Farbenspiel man sich erlustigen könne. Ihm ahndete nicht, daß solche Sätze, wie: Quand viendra donc cet ange exterminateur qui abattra tout ce qui s'élève et qui mettra tout au niveau? Feuerfunken gleichen, die den fürchterlichsten Brand verursachen können, wenn sie in Stroh oder faulendes Holz fallen, und Niemand da ist, der sie vernichtet.

**) „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist!" sagt Haller. Eben daß die Herren die Geheimnisse der Natur zu ergründen glaubten, machte sie, mit dem Apostel Paulus zu reden, zu Narren.

der alles gelesen und nichts Wissenswürdiges vergessen hatte, theilte uns reichlich die Schätze seines Gedächtnisses mit. Vornehmlich aber war es Diderot, der, mit seinem sanften und überzeugenden Wohllaute nnd mit einem Gesicht, vom Feuer der Begeisterung strahlend, alle Körper erleuchtete und alle Herzen erwärmte *). Der kennt Diderot nicht, der ihn nur aus seinen Schriften kennt. Sein Begriff von dem, was den großen Schriftsteller mache, leitete ihn irre. Im Sprechen, wo er sich ergehen ließ, war er ungleich natürlicher und der Fluß seiner Gedanken reiner; hier vergaß er seine Theorien und überließ sich dem augenblicklichen Eindruck, und alsdann war er entzückend. Im Schreiben fehlte es ihm stets an der gehörigen Ordnung der Ideen; dieß Geschäft war ihm zu mühsam: er schrieb frisch hin, ohne vorhergegangene reifliche Erwägung des Zusammenhangs. Daher hat er denn auch, wie er selbst gestand, nie ein Buch, aber wohl

*) Indem er aber Verse wie

Et des boyaux du dernier prêtre
Serrons le cou du dernier roi!

in Umlauf brachte, streute er doch wohl keinen guten Samen aus. Mußte aus demselben nicht der Gesang: Tous les Aristocrates à la lanterne! hervorgehen? In Frankreich sind Verse, Lieder und Scherzreden von einer ganz andern Wichtigkeit als bey uns.

herrliche Blätter geschrieben *). Bey der mündlichen Unterredung verschwand dieser Fehler; Sprünge im Denken sind hier erlaubt, sie befördern sogar das Vergnügen: denn im Gespräch sucht man Mannichfaltigkeit und Abwechselung.

Ganz in seiner Größe erschien Diderot alsdann, wenn ihn jemand über eine schriftstellerische Arbeit zu Rathe zog. War der Gegenstand von Wichtigkeit, so war es eine Freude zu sehen, wie er sich ihm aneignete, von allen Seiten wendete, und sofort entdeckte, was sich ihm abgewinnen ließe. Merkte er, der Autor sey dem behandelten Stoffe nicht gewachsen, so bearbeitete er ihn in seinem Kopfe von neuem, ohne viel auf die Vorlesung zu hören. War es ein Schauspiel, so entwarf er ganz neue Scenen, eine veränderte Verwickelung, und gab den Charakteren eine andere Wendung. Nun glaubte er oft gehört zu haben, was ihm geträumt hatte, und rühmte uns dieses oder jenes Werk, das man ihm vorgelesen hatte, in welchem wir doch, wenn es gedruckt erschien, fast nichts von dem fanden, was er uns daraus erzählt hatte **). Ueberhaupt war er mit allen

*) Nämlich kein wichtiges zusammenhängendes philosophisches Werk. Von seinem Theater ist hier nicht die Rede.

**) Deutet das aber nicht auf Ueberspannung? Diderot hatte ein redliches Herz, aber er war ein excentrischer Kopf. Er übte die Tugend und

Zweigen der menschlichen Erkenntniß so vertraut, und alles, was er wußte, war stets seinem Geiste so gegenwärtig, daß er jedesmahl sich auf das vorbereitet zu haben schien, über was man ihn befragte; daher seine flüchtigsten Bemerkungen den Anschein tiefer Forschung oder eines langen Nachdenkens hatten.

Dieser Mann, einer der erleuchtetsten des Jahrhunderts, war zugleich einer der liebenswürdigsten *). Seine ganze Seele strahlte aus seinen

lehrte das Laster. „Dieß sey besser," wird man sagen, „als, gleich den Pharisäern, die Tugend lehren und das Laster üben." Richtig! nämlich für den Mann selbst; aber nicht für das Publikum. Die Lehre des Heuchlers macht wenig Eindruck: aber der Irrthum eines Diderot oder J. J. Rousseau verführt Tausende.

*) Alle, die ihn gekannt haben, bezeugen dasselbe; unter andern der schätzbare schweitzerische Schriftsteller Meister. Seine Irrthümer gingen wohl größtentheils aus einer mangelhaften Naturkenntniß hervor. Er glaubte gefunden zu haben, die menschliche Seele könne nichts anders seyn als ein Aggregat physisch-geistiger Kräfte. Wäre dieß, so müßte Eigennütz das Triebrad aller unsrer Handlungen seyn. Dieß nahm er auch an, und folgerte daraus: alle Religions-Systeme hätten im Eigennutze der Priester und der mit ihnen verbundnen Herrscher ihren Grund. Die Philosophie hingegen lehre, daß man die höchsten sinnlichen Freuden genieße, wenn man Andern wohlthue. Daher die

Augen, schwebte auf seinen Lippen, wenn das Gespräch auf Gegenstände des Wohlthuns kam, und seine Rede glich dann einem alles überwältigten Strom, der die Herzen mit fortriß. Nie hat ein Gesicht die Herzensgüte besser bezeichnet.

Piccini.

Musikalische Katzbalgereyen.

Mein Freund, der Marquis Caraccioli, neapolitanischer Gesandte, hatte noch in der letzten Zeit Ludwigs XV. den Hof zu bereden gesucht, einen geschickten Componisten aus Italien kommen zu lassen, um die heroische Oper zu Paris, die seit lange in Verfall war und dem Staat unermeßliche Summen kostete, wieder in Aufnahme zu bringen. Madame Dübarry, die neue Geliebte des Königs, war in den Plan eingegangen, und der Baron von Breteuil, französischer Gesandte am Hofe zu Neapel, erhielt nun den Auftrag, dem berühmten Piccini einen Jahrgehalt von 2000 Thalern auf Lebenszeit anzutragen, wenn er nach Paris ziehen und für die große Oper schreiben wolle.

Kaum war er angelangt, als ihn der Marquis von Caraccioli zu mir brachte und mich

glanzvollen Lobreden auf die Tugend, ähnlich im Ton den Beschreibungen von den Gefühlen schwärmerischer Mädchen, die Jesum als ihren himmlischen Bräutigam in Gedanken umarmen.

ersuchte, das für ihn zu thun, was ich für Gretry auf dem Theater der komischen Operette gethan hatte, nämlich ein Stück für ihn zu verfertigen.

Zu gleicher Zeit war aber auch Gluck aus Wien *) angelangt, und der jungen Königinn, von ihrem Bruder, dem Kaiser Joseph, so warm empfohlen worden, als wenn die Wohlfahrt der österreichischen Monarchie davon abhange, wie er zu Paris gefalle. Man hatte in Wien, nach dem Entwurf eines Ballets von Noverre, eine französische Oper verfertigt, betitelt: Iphigenia in Aulis; Gluck hatte sie componirt, und diese Oper, mit welcher er in Frankreich auftrat, hatte den größten Beyfall gefunden. Die junge Königinn hatte sich laut für ihn erklärt, und Piccini fand, bey seiner Ankunft, alles voll Lobes der deutschen Musik. Aber das war noch nicht das Schlimmste. Bey Hofe schadete ihm vornämlich, daß er von der Mätresse des verstorbenen Königs nach Paris gerufen worden war, und in der Stadt bekam er alle französische Musiker zu Feinden, denen die Ausführung der deutschen Musik ungleich leichter ward, und welche verzweifelten, den Ton und Ausdruck der italienischen sich zu eigen zu machen.

*) Im Original steht: Allemagne. So addressirten mehrere Pariser Gelehrten ihre Briefe an den verstorbenen Herausgeber dieses Journals: à Mr. Weisse, Poëte celèbre à Saxe en Allemagne.

Wäre ich ein wenig politisch gewesen, so hätte ich mich zu der Parthey, die oben schwamm, gehalten: aber die begünstigte Musik glich, in ihren deutschen Formen *), dem, was ich von Pergolese, Leo, Buranello u. s. w. gehört hatte, so wenig, als Crebillons Schreibart der von Racine, und jene dieser in der Musik vorziehen, dieß wäre eine Verstellung gewesen, die ich in der Länge nicht hätte aushalten können.

Zudem hatte ich mir in den Kopf gesetzt, die italienische Musik auf unsere beyden lyrischen Bühnen zu bringen; und auf der komischen war es mir, wie man weiß, so ziemlich gelungen. Zwar war die Musik von Gretry keine der besten italiänischen; sie erreicht bey weitem nicht das Zusammenstimmende, das uns in den Arbeiten großer Tonsetzer hinreißt; aber man findet darin einen

*) Formes tudesques, das sind grobe Formen! Man sieht hieraus, welche Vorstellungen von Deutschland und deutschen Sitten auch Gelehrte wie Marmontel in Frankreich haben. Hasse und Bach waren Stifter deutscher Musikschulen; Gluck bildete sich nach französischen Mustern, daher er auch den Franzosen zugleich mehr als seinen Landsleuten gefiel. Weder in Berlin noch Dresden hat Glucks Musik so gefallen, wie ehedem die von Hasse, Graun, Naumann, und später die von Mozart und Haydn. Wäre Gluck nicht nach Paris gegangen, so würde er noch weniger Aufsehn in Deutschland gemacht haben.

leichten Gesang, einen natürlichen Ausdruck, Arien und Duetts, die mit Verstand entworfen sind, zuweilen auch einen glücklichen Gebrauch der Instrumente im Orchester: läßt sich seine Musik schon nicht, in Absicht der Anmuth und des Reichthums, mit der von Piccini, Sacchini, Paisiello vergleichen, so muß man ihr doch Rhythmus, Accent, Prosodie zugestehen. Ich hatte also wenigstens im Komischen gezeigt, daß die französische Sprache zur Musik eben so geschickt sey, als die italienische.

Es blieb mir übrig, dieß auch im Tragischen zu erweisen, und der Zufall war mir günstig, dieß zu bewerkstelligen. Die Aufgabe war aber hier ungleich schwerer; jedoch aus ganz andern Ursachen, als man bisher geglaubt hatte.

Die edle Sprache ist erstens für die Musik ungleich weniger passend, weil sie keine so lebhaften, durch den Ton sich heraushebenden und für den Ausdruck des Gesangs bequemen Wendungen darbietet, als die komische; zweytens, weil sie in der Wahl des Ausdrucks weniger Freyheit und Abwechselung gestattet. Aber eine ungleich größere Schwierigkeit entsprang für mich aus der Idee, die ich von dem lyrischen Gedichte gefaßt hatte, und von der theatralischen Form, die ich demselben zu geben wünschte. Ich hatte davon einen halsbrechenden Versuch mit Gretry in der Oper Cephalus und Prokris gemacht. Indem ich die Handlung in drey Gemälde

vertheilte, worin das eine, wollüstig und glänzend, den Palast der Aurora, ihr Erwachen, ihre Liebeshandel und die Freuden eines überirdischen Hofstaats darstellte, das zweyte, düster und schrecklich, die Verschwörung der Eifersucht, wie sie ihr Gift in die Seele der Prokris gießt, das dritte aber, rührend, leidenschaftlich, tragisch, den Irrthum des Cephalus und den Tod seiner Geliebten, die, von seinen Pfeilen getroffen, in seinen Armen den Geist aufgiebt: glaubte ich, in diesen drey Gemälden, die Idee eines interessanten Schauspiels durchgeführt zu haben; da aber dieser erste Versuch nicht glücklich ausfiel, und ich mir die Schuld davon zum Theil beymaß, so ging mein Mistrauen gegen mich selbst bis zur Furcht. *)

*) Eben so misglückte Schillers Versuch: Wallensteins Geschichte in drey Gemählden auf die Bühne zu bringen, wovon das erste zeigen sollte, aus welchen Bestandtheilen sein Kriegsheer zusammengesetzt war; das zweyte, was man mit einem solchen Kriegsheer unternehmen; das dritte aber, in wie weit man sich auf dasselbe verlassen könne. Dergleichen philosophische Ideen sind nicht theatralisch ausführbar. Man zeige dabey noch so viel dramatische Kunst, immer werden nur einzelne Scenen bey der Vorstellung Wirkung thun. Das Ganze läßt den Zuschauer kalt, weil es sich um einen philosophischen Gedanken dreht. Dieß ist auch der Fall mit Lessings Nathan, obschon das Stück nur Ein

Das Gefühl meiner eignen Schwäche und die hohe Meinung, die ich von dem berühmten Componisten hatte, den man mir in Piccini gab, brachte mich auf den Gedanken, Quinaults herrliche Opern umzuschmelzen, alle unnützen Episoden und Schilderungen herauszuwerfen, sie dadurch einfacher zu machen, Arien, Duetts, Monologen im obligaten Recitatif, dialogirte und mit einander contrastirende Chöre hingegen einzuschalten, hiedurch diese Stücke der italienischen Musik anzupassen, und so eine Gattung der lyrischen Dichtkunst zu schaffen, ungleich abwechselnder, belebter, einfacher, und dabey zusammenhängender und weit rascher im Fortgang der Handlung, als die italienische Oper.

Selbst im Metastasio, den ich studirte und den ich als ein Muster in der Behandlung der Sprache für den Gesang betrachtete, bemerkte ich doch eine Menge leere und langweilige Scenen. Immer eine doppelte Intrigue, episodische Liebeshändel, nicht gehörig verbundene Unterredungen, Arien, die wie verloren da stehen und jeden Auftritt schließen, gleich den Schluß-Vignetten, mit denen man sie sehr richtig verglichen hat. Alles das wollte mir nicht behagen. Ich

Gemälde ist. Ein Drama zu einer Parabel herabwürdigen, heißt Melpomenen oder Thalien als Magd der Minerva gebrauchen. Beyde Musen sind zu stolz, um sich dieß gefallen zu lassen. Sie haben ihre eignen Altäre.

wollte eine vollständige, gedrängte, eng verbundne Handlung, in der eine Situation in die andere eingreift, und selbst der Gegenstand und Beweggrund des Gesanges ist, so daß der Gesang nichts als der lebhaftere Ausdruck der durch die Scene verbreiteten Gefühle ist, und daß die Arien, die Doppelgesänge, die Chöre aus dem Recitatif hervorgingen. Ich wollte überdem, daß die französische Oper, beym Gewinn dieser Vortheile, ihren Pomp, ihr Wunderbares, ihre feyerlichen Aufzüge und Tänze, ihre täuschende Scenerey beybehielte, und daß sie, mit allen Schönheiten der italienischen Musik bereichert, nicht minder ein Schauspiel wäre:

Où les beaux vers, la danse, la musique,
L'art de tromper les yeux par les couleurs,
L'art plus heureux de séduire les cœurs
De cent plaisirs font un plaisir unique;

wie Voltaire sagt.

Hiezu nun ward die Oper Roland neu bearbeitet. Nachdem ich damit zu Stande gekommen war, freute ich mich so innig, als wäre das Stück ganz das meinige. Quinault, schien es mir, habe gewonnen in seiner verjüngten Gestalt; die Idee, welche ich mir von einem lyrischen Drama in unserer Sprache gemacht hatte, war ausgeführt, oder doch auf dem Punkt, durch einen geschickten Musiker es zu werden. Dieser Tonkünstler verstand aber durchaus kein Fran-

zösisch; ich ward sein Sprachmeister. „Wenn werde ich im Stande seyn," sagte er auf Italienisch zu mir, „an diesem Werke zu arbeiten?" — Morgen des Tages! war meine Antwort; und den andern Morgen ging ich zu ihm.

Man denke sich, was ich zu thun hatte: Vers für Vers, beynah Wort für Wort mußte ich ihm erklären, und wenn er den Sinn einer Stelle richtig gefaßt hatte, so declamirte ich sie ihm vor, und machte ihn zugleich auf den Accent, die Prosodie, den Fall der Verse, ihre ganzen und halben Ruhepunkte, so wie auf den Zusammenhang jeder Phrase aufmerksam. Er horchte begierig auf, und ich hatte das Vergnügen zu sehen, wie er sofort in Noten setzte, was er verstanden hatte. Sein Ohr war so trefflich, daß seine Musik fast nie weder gegen den Wortaccent, noch gegen das Sylbenmaaß verstieß. Die feinsten Beugungen der Stimme entgingen ihm nicht; er faßte sie schnell auf und fand den jeder Empfindung entsprechenden Ton.

Es war für mich ein unaussprechbares Vergnügen, so unter meinen Augen eine Kunst, oder vielmehr ein Genie sich entfalten zu sehen, wovon ich bis dahin keinen Begriff gehabt hatte. Seine Harmonie war in seinem Kopfe. Sein Orchester und alle Wirkungen, die es hervorbringen würde, standen ihm vor Augen. Die Melodie schrieb er mit Einem Federzuge hin, und

füllte hinterdrein die leer gelassenen Plätze auf seinem Papier aus, indem er bestimmte, was die Instrumente und die Sänger zu thun hätten, wobey er gerade wie ein geschickter Maler verfuhr, der zuerst die Umrisse entwirft, und diese dann nach und nach mit Farben ausfüllt, sie öfters von neuem überarbeitet, um sie zu erhöhen und diesen oder jenen Zug zu verstärken. War er mit allem fertig, so eröffnete er sein Klavier, das ihm bis dahin zum Schreibepulte gedient hatte, und nun hörte ich eine Arie, ein Duett, ein in allen seinen Theilen vollständiges Chor, mit einer Wahrheit des Ausdrucks, einer Einsicht des Vortrags, einer Zusammenstimmung, einer Zauberkraft in den Accorden, die Ohr und Verstand ergötzten.

Hier lernte ich den Mann kennen, den ich suchte, den Mann, der seine Kunst inne hatte und mit ihr nach Gefallen schaltete; und dieß ist die Geschichte der Musik zum Roland, der, trotz aller Cabale, ein glänzendes Glück machte.

In der Zwischenzeit, und so wie das Werk fortrückte, versammelten sich die feurigen Freunde einer guten Musik, an deren Spitze der Neapolitanische und der Schwedische Gesandte standen, bey dem Klavier von Piccini, um jeden Tag eine neue Scene zu hören, und jeden Tag ward ich für meine gehabte Mühe durch die süßesten Freuden entschädigt.

Unter diesen Musikliebhabern zeichneten sich insbesondere die beyden Herren Morellet aus, die mir persönlich gewogen und die dienstfertigsten Freunde waren, die Piccini in Frankreich hätte finden können. Gleich anfangs hatten sie für seine Wohnung, die erforderlichen Mobilien und ersten Lebensbedürfnisse gesorgt, und ihn bey sich aufgenommen. Sie ließen es an nichts fehlen, und ihr Haus war das seinige. Es schmeichelte mir zu glauben, daß uns so beysammen zu sehen, ihnen auch Freude mache, und den Antheil erhöhe, den sie an diesem lieben Fremden nahmen, der jetzt unsrer Freundschaft eine neue Nahrung gab.

Der Abbe Morellet und ich hatten seit zwanzig Jahren immer in denselben Gesellschaften gelebt; oft entgegen gesetzter Meinung, *) waren wir stets einander gewogen geblieben, und nie hatte eine Bitterkeit sich in unsern noch so lebhaften Streit gemischt. Sein Bruder, der kürzlich erst aus Italien zurückgekommen war, hatte bald mein Herz, durch seine Redlichkeit und Offenheit, gewonnen. Sie lebten zusammen; und ihre Schwester, Witwe eines Herrn Leyrin

*) Weil der Abbe die Lehrsätze der Encyclopädisten-Philosophen bestritt. Seine herrliche Verspottung der Paradoxien-Sucht ist auch, durch Engels Fürsorge, in deutscher Sprache erschienen.

de Montigny, kam mit ihrer einzigen damals noch sehr jungen Tochter von Lyon nach Paris, um ihrem Hause noch mehr Anmuth zu ertheilen.

(Diese Nichte der Herren Morellet heirathete Marmontel das Jahr darauf, in einem Alter von 54 Jahren. Er lebte mit ihr in einer sehr vergnügten Ehe, ungeachtet der großen Verschiedenheit ihres Alters. Auch entsprossen aus dieser Ehe mehrere Kinder, deren geistige Bildung ihn während der Revolutionszeit beschäftigte. Acht Jahre lebte er deshalb auf dem Lande sehr eingezogen und häuslich. Für den Unterricht seiner Kinder schrieb er mehrere Lehrbücher, die itzt gedruckt werden. Auf die Anfangsgründe der Sprachlehre sind wir besonders neugierig, und machen darauf die in Deutschland wohnenden französischen Familien aufmerksam.)

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

XI.

Dactyliotheca Stoschiana, oder Abbildung aller geschnittenen Steine, die ehemals der Baron Philipp v. Stosch besaſs, die sich jetzt aber in dem k. preuſs. Museum befinden. Nebst der Beschreibung derselben von Joh. Winkelmann und mit Anmerkungen und Erläuterungen von Friedr. Schlichtegroll. Zweyter Band. Nürnberg, Frauenholz 1805, in 4.

Seit 1793 erschienen in dem für die Beförderung der schönen Kunst sehr thätigen Frauenholzischen Verlag Abbildungen ägyptischer, griechischer und römischer Gottheiten, mit mythologischen und artistischen Erläuterungen, von Herrn Prof. Schlichtegroll (zu der ersten Lieferung auch noch insbesondere ein Commentar des Herrn Prof. Vogel, der dessen Versuch über die Religion der alten Aegypter und Griechen, 1793 beygefügt war), wovon bis zum J. 1797

vier Hefte in 4. erschienen, die den ersten Band des Werkes ausmachten, welcher nun den Titel erhielt: Auswahl vorzüglicher Gemmen aus derjenigen Sammlung, die ehmals der Bar. Phil. v. Stosch besafs, die sich jetzt aber in dem kön. preufs. Cabinette befindet. Mit mythologischen und artistischen Erläuterungen begleitet von F. Schlichtegroll. Erster Bd. Schon damals wurde ein zweyter Band versprochen, welcher die merkwürdigsten noch rückständigen Gemmen nebst Commentar liefern sollte. Ein noch günstigeres Loos hat dieses für Archäologie und schöne Kunst so schätzbare Werk getroffen: denn der ehrenwerthe Verleger will es nicht bey einer Auswahl der merkwürdigern Gemmen der berühmten Stoschischen Sammlung bewenden lassen, sondern er will die ganze Sammlung in möglichst treuen, gar nicht oder nur wenig vergrößerten Kupfern geben.

Das Ganze erhält nun folgende Einrichtung: Der schon vorhandene erste Band unter dem Titel: Auswahl vorzüglicher Gemmen u. s. w. mit seinen 48 Kupfertafeln hat jetzt, um sich an die Fortsetzung, die wir hier anzeigen, anzuschließen, denselben allgemeinen Titel erhalten: Dactyliotheca Stoschiana etc. Erster Bd., der mit einer Vorerinnerung der ersten Lieferung des zweyten Bandes begleitet ist. Der zweyte und dritte Band wird nun den gesammten Gemmen- und Pasten-Schatz der Stoschischen Sammlung um-

fassen und in halbjährigen Heften, deren jeder 12 Platten nebst den Erklärungen begreifen wird, herauskommen. Was wir vor uns haben, ist des zweyten Bds. erster Heft mit 1. Kupfertafeln, der mit einem besondern grauen Umschlag versehen ist. Die Kupfer erhalten 67 Gemmen, noch nicht nach dem angenommenen Maasstabe, sie in der Größe der Originale zu geben, weil noch vergrößerte vortreffliche Zeichnungen und Kupferplatten von Preißler und Schweikart vorhanden waren, die nicht unbenutzt bleiben durften. In den folgenden Heften werden die Gemmen aber nach Zeichnungen geliefert, welche Hr. Rath Schlichtegroll in ihrer wahren, höchstens um ein Weniges vergrößerten Form, mit Beybehaltung ihrer Eigenthümlichkeiten, unter seinen Augen verfertigen läßt, von welchen wir bereits mehrere sehr gut gearbeitete Platten zu sehen Gelegenheit gehabt haben. Blos etwa ein Dutzend der schönsten Gemmen, welche Hr. Frauenholz bereits nach sehr vollendeten Zeichnungen von Nahl, in der Vergrößerung, wie die im ersten Bande, hat stechen lassen, sollen noch an ihrem Ort eingeschaltet werden. In der Folge der Gemmen richtet sich das Werk nach der Ordnung des Winkelmannschen Catalog: Description des pierres gravées du feu B. de Stosch, Florenz, 1760. Dem Commentar — der zu diesem ersten Heft ist 60 S. stark — liegt eine Uebersetzung dieses Winkelmannschen räsonnirten Catalogs, der sich selten gemacht

hat, zum Grunde, wobey auch die Vorrede jenes großen Mannes nicht übergangen worden ist. Neue Berichtigungen und Erklärungen, welche die Fortschritte in der Gemmen-Kunde und dem Studium der Antike überhaupt seit Winkelmann herbeygeführt haben, sind den Winkelmannschen Erklärungen mit kleinerer Schrift und in möglichster Kürze untergesetzt. Gleich in diesem ersten Heft hat Denon's Reise nach Aegypten und Zoega über die Obelisken viel zur Erläuterung der Vorstellungen ägyptischer Mythologie auf Gemmen beygetragen. Wie vom ersten Bande, so erscheint auch von den folgenden eine französische Uebersetzung, und ist zugleich mit der deutschen Ausgabe vom ersten Heft des zweyten Bandes erschienen.

Voraus geht die Uebersicht des Werks. Die erste Classe begreift die ägyptischen Steine, oder solche, die sich auf den Cultus dieser Nation beziehen, mit einigen altpersischen Gemmen; aus welcher Classe in dem ersten Heft die Abbildungen und Erläuterungen des ersten Abschnitts: Hieroglyphen und des größten Theiles des zweyten: Isis und Osiris vorkommen. Die Gemmen, welche schon im ersten Band abgebildet und commentirt worden, werden natürlich hier nicht wiederholt, sondern es wird nur auf den Band, in welchem sie vorkommen, zurückgewiesen.

Bey der zur Erleichterung des Ankaufs und Abkürzung des Werks vom zweyten Band an geänderten Einrichtung konnten im Commentar nicht

mehr wie ehmals ausführlichere mythologische und artistische Ausführungen gegeben werden; jedoch findet man von Hrn. R. Schlichtegroll schätzbare Winke und Bemerkungen, wie über die Augen und ihre besondere Gestaltung auf ägyptischen Werken, über den sogenannten Nil-Schlüssel und dgl. Selbst die neuesten phantasie-reichen Schriften des Hrn. von Palin über die Hieroglyphen und die von ihm zuerst in Deutschland bekannt gemachte Hieroglyphen-Schrift des in drey Sprachen abgefaßten Denkmahls von Rosette sind seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen. Etwas hätte bey aller löblichen Kürze und Oekonomie dieser Erläuterungen doch wohl bisweilen dem minder unterrichteten Leser eingeräumt werden dürfen, wie bey der Gemme N. 35, wo der Kampf eines Menschen mit einem Greifen doch einige Winke über diese Indischen Fabel-Wesen, wie sie neuerdings von Böttiger und andern Archäologen gegeben worden, verstattet hätte. Doch über das Zuviel oder Zuwenig ist nicht leicht eine Vereinigung aller Stimmen zu hoffen; aber gewiß über das Verdienstliche und Nützliche des ganzen Frauenholz-Schlichtegrollschen Unternehmens und über die Zweckmäßigkeit der Ausführung.

XII.

Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste. Siebenten Bandes zweytes Stück. Leipzig, Dyk 1805. 13 Bogen. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, nebst kritischen und historischen Abhandlungen über Gegenstände der schönen Künste und Wissenschaften, von einer Gesellschaft von Gelehrten.

Die Abhandlungen dieses Stücks scheinen uns dieselbe geschickte Hand zu verrathen, der die Nachträge zum Sulzer schon viele schätzbare Beyträge verdanken. In dem ersten über die Poesie der Alten und Neuern macht der Verfasser einen Versuch, den Artikel im Sulzer, die Alten, nach den Untersuchungen der neuern Aesthetiker, zu berichtigen und zu ergänzen. Ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, wie denn z. B. die eigenthümlichen Ansichten in J. Pauls Vorschule der Aesthetik unbemerkt bleiben, hebt der Verf. die drey Hauptgesichtspunkte aus, von

denen die Würdigung des poetischen Alterthums unter uns ausgegangen: 1) den ästhetisch-technischen, der vorzüglich den Franzosen eigen, und der sich auf die Form der Werke des Alterthums, den Wohlklang ihrer Sprache und den vollendeten Ausdruck ihrer Gedanken oder Empfindungen bezieht; 2) den Garvischen, nach welchem die Poesie der Alten originel, sinnlich und absichtlos, die der Neuern nachahmend, betrachtend und absichtlich ist; 3) den Schillerschen, nach welchem uns die Alten durch Natur, sinnliche Wahrheit und lebendige Gegenwart, die Neuern durch Ideen rühren. Der Verf. faßt nun die Eigenthümlichkeiten der alten und neuern Poesie in folgendes zusammen: „In der Poesie der Alten beherrscht, in der Regel, das Object den Dichter ganz, in der Poesie der Neuern tritt er selbst, das Subject, stärker hervor. Jene beschäftigt sich hauptsächlich mit der Darstellung der sinnlichen Natur, diese mehr mit der Auffassung der geistigen. Die erstere sucht und erwartet kein anderes Interesse für ihren Gegenstand, als das, was ihm beywohnt, die letztere mischt ihm gern noch ein fremdes, — das der Empfindung, bey. Die eine giebt den Gegenstand, wie er ist, die andere giebt mehr Reflexionen über ihn und über den Eindruck, den er hervorbringt.“ Läßt sich, fragt nun der Verf., aus der Verschiedenheit zwischen den ältern und neuern Dichtern etwas über den Werth und die Vorzüge beyder bestimmen?

Diese Frage löst sich in drey auf: 1) Erreichen wir die Alten in der technischen Vollkommenheit ihrer Werke? Antwort: Wenn wir nicht Gattung gegen Gattung halten wollen, sondern blos bey der Vergleichung im Allgemeinen stehen bleiben, so ist es den Neuern so gut als den Alten gelungen, technische Vollkommenheit mit poetischem Geiste zu paaren. 2) Können wir uns, von Seiten der Originalität, mit den Alten vergleichen? Freylich benutzen wir ihren poetischen Stoff, und ahmen die Formen ihrer Werke nach, aber das unendliche Reich des Schönen, die mannichfaltige Natur und das Menschenleben sind nicht von ihnen so erschöpft, daß der neuern Poesie nichts Eignes hinzuzuthun übrig bliebe: „Welch' ein Schatz von neuen Beschreibungen, Gleichnissen, Bildern liegt nicht in Milton und Klopstock! Wie unendlich mehr haben Geßner und Voß in der Natur wahrgenommen als Theokrit und Virgil? Was für eine Gallerie der mannigfaltigsten Charaktere eröffnet sich uns in unsern scenischen Dichtern! Wie viel anziehende Schilderungen und Situationen sind nicht durch das Verhältniß der Liebe, wie es sich aus dem Ritterthume entwickelt hat, veranlaßt und herbeygeführt worden! Um wie viel besser kennen überhaupt unsere Dichter den innern Menschen, als ihn die Alten kannten, und was verdanken wir dieser Kenntniß nicht alles! Die Reichthümer, zu denen wir auf diesem Wege gelangt sind, waren offenbar den Dichtern der

Vorzeit unbekannt und würden, wenn wir sie ihnen mittheilen könnten, für neuentdeckte erkannt werden". 3) Sind wir, in Absicht auf die Wahl und Behandlung des poetischen Stoffes überhaupt auf dem rechten Wege, oder verlieren wir uns von ihm, indem wir mehr als sie in der Ideenwelt leben und auf die Erregung des Interesse hinarbeiten? Antwort: die Klasse der Alten und die der neuen Dichter tragen die Vollkommenheiten und die Mängel ihres Zeitalters an sich. „Die Dichter der Alten sind in ihren Umrissen scharf und begränzt, in ihrer Ausführung einfach und gewiß eine bestimmte Anschauung in der Phantasie zu erzeugen, aber kalt für die Empfindung und für den Verstand nicht befriedigend. Die Neuern sind in ihren Formen freyer, in ihrer Farbenmischung üppiger und nicht immer glücklich genug, in der Phantasie das Bild so bestimmt, wie sie wollen, hervorzurufen; aber sie fühlen tiefer und geben mehr zu denken. Es ist nicht leicht, das, was uns als poetische Darstellung in den Alten gefällt, von dem zufälligen Reize, den ihre Gedichte, als Urkunden des Alterthums, für uns haben, zu trennen. Es ist eben so schwer, in den Werken der Neuern das Schöne, das aus der glücklichen Behandlung des Gegenstandes entspringt, von dem Interessirenden, das ihnen der Dichter leiht, abzusondern. Wer die Wahrheit und Einfalt in den Schilderungen Homers lieb gewonnen hat, wird

sich schwerlich überreden lassen, daß seine Eigenschaften an Härte und Trockenheit gränzen; aber eben so wenig werden die Bewunderer Klopstocks einräumen, daß die schärfere Begränzung, welche man in seinen Gestalten vermißt, nicht durch ihre idealische Schönheit ersetzt werde." Wir erkennen in des Verf. Vergleichung der antiken mit der modernen Poesie und in der Abmarkung dessen, was dieser und jener zukommt, Scharfsinn und einen analytischen Geist, aber wir fühlen uns doch nicht ganz befriedigt, und möchten am wenigsten das Idealisiren nur zum Charakter der neuern Poesie machen.

Die zweyte Abhandlung würdigt den poetischen Charakter des Virgilius Maro, indem sie zuerst seine einzelnen Werke durchgeht und von ihnen zu den allgemeinen Bestimmungen seines poetischen Charakters und den Ursachen, die ihn gebildet, fortgeht. Um den Charakter der Eklogen festzusetzen, vergleicht sie der Verf. mit Theokrits Idyllen. Die Welt, in welche Maro versetzt, ist im Ganzen dieselbe, aus welcher uns Theokrit entläßt. Der Schauplatz, auf welchem seine Hirten handeln, liegt innerhalb der Gränzen der wirklichen Welt; und die Umgebungen, unter denen sie erscheinen, erinnern nicht an eine idealische Schöpfung, sondern an die wahre Natur. Aber Theokrits Natur erkennen wir bestimmt; das Oertliche der Scene wird uns mit allem, was um sie und auf ihr vorgeht, ganz nahe vor das Auge gerückt

und nach seinen kleinsten Beziehungen und Verhältnissen bekannt gemacht; Virgil bleibt fast immer beym Allgemeinen stehen und begnügt sich der Phantasie ein etwaniges Bild vorzuhalten, statt sie zu zwingen, ein fest begränztes aus sich zu erzeugen. Giebt er ja die Scene der Begebenheit bestimmt an, so benutzt er das Oertliche doch nie zu jener dramatischen Darstellung der Handlung, zu welcher es Theokrit mehrmals so geschickt zu benutzen versteht. Theokrit sinnt immer zuerst darauf, Handlung und Bewegung in seine Idyllen zu legen, Maro vernachläßigt sogar die sich ihm hierzu darbietende Gelegenheit; der Dialog des erstern ist treuer Ausdruck der eigenthümlichen Sitten und Charaktere der handelnden Personen, der des letztern erhält sich gewöhnlich innerhalb der Gränzen des bedeutungslosen Gesprächs; bey jenem offenbart sich Alter, Gesinnungen und eigenthümliche Lage der Hirten noch in ihren Wettgesängen, bey diesem lösen sie sich in bloße poetische Uebungen auf. Noch ein Hauptunterschied zwischen beyden Dichtern ist der, daß Theokrit die Gränzen der Bukolischen Dichtungsart sorgfältiger als Virgil beachtet hat. Jener entfernt fast immer das Fremdartige aus seinen Idyllen; in ihm ist nichts allegorisch zu deuten; wenn er den Raub des Hylos oder das Lob des Ptolemäus singt, so verläßt er dann die Idylle, und ist epischer oder enkomiastischer Dichter; Virgils Hirten reden nicht nur oft gelehrt und gehen aus ih-

rem Charakter heraus, sondern mehrere Gegenstände, die er bukolisch ausgeführt hat, sagen dieser Ausführung so wenig zu, daß man sie, bey allem auf Sprache und Darstellung verwandten Fleiße, doch für verunglückte Versuche erklären muß.

In Virgils didaktischem Gedicht herrscht die größte Vollendung. Sein umfassender und aufs Große berechneter Plan begreift das Ganze der Landwirthschaft, aber so, daß er in ihm vier verschiedne Theile begreift, und in der Ausführung derselben die ermüdende Vollständigkeit und Erschöpfung vermeidet. „Seine Anordnung ist nicht nur die natürlichste; sie ist zugleich die der beabsichtigten Wirkung entsprechendste, da die Wichtigkeit und die anziehende Kraft des Inhalts in eben dem Maße zunimmt, in welchem man in dem Lesen des Gedichts weiter vorrückt. Mit der Zurichtung und Bearbeitung der todten Masse der Erde, und mit der Einstreuung des Saamens beginnt der Dichter in seinem ersten Buche, also mit einem Gegenstande, der, in Vergleich mit den übrigen von ihm behandelten, der sprödeste, der Form, und der schwächeste, der Wirkung nach, ist, weil er, man möchte sagen, der Bewegung entbehrt. In dem zweyten treten wir bereits, an der Hand des Dichters, in die reiche und dankbare Natur selbst, in den Schatten der Obsthaine und Rebengärten, und unser Vergnügen wächst mit der freyern Aussicht, und unter den bekannten Umgebungen. In dem

dritten begegnen wir dem fröhlichen, üppigen Leben. Die nützlichen Heerden, das muthige Roß und die Nomaden Afrika's und Scythiens werden uns, der Reihe nach, vorgeführt, und die rege Schöpfung erregt auch die Einbildungskraft stärker. Endlich im vierten empfangen uns die Bürger eines wohl eingerichteten Staates, Thiere, die, wenn wir auf ihre Natur, Fähigkeiten, Gesetze, Ordnungsliebe und Sitten sehen, dem Menschen verwandt zu seyn scheinen, die fleißigen Bienen, und die poetische Schilderung ihrer Lebensweise ist nicht bloß der müßigen Phantasie, sondern selbst dem vergleichenden Verstande willkommen. Aber diese Sorgfalt verräth sich nicht bloß in der Vertheilung des didaktischen Stoffes, als des Hauptbestandtheils des Ganzen; sie wird in der Vertheilung der Nebenwerke und Verzierungen eben so sichtbar." Seines spröden Stoffes ist Virgil ganz Meister, und es giebt kein der Belebung, Veredlung und Versinnlichung günstiges Mittel, das er nicht gekannt oder das er anzuwenden vergessen hätte. "Da sein Stoff außerhalb der Gränzen des an sich Poetischen und Großen liegt, vielmehr zu dem Geringfügigen und Widerstrebenden gehört, so urtheilt er richtig, daß das Ganze einen sich immer gleichbleibenden, anspruchlosen und gemäßigten Grundton haben müsse. Diesen Charakter trägt die Sprache seines Gedichtes durchgängig, und sie verläugnet ihn, die Einleitungen zum ersten und dritten Buche

abgerechnet, selbst dann nicht, wenn der Dichter einen etwas höhern Flug beginnt. Diese Sprache ist aber die gewählteste, rundeste, glätteste, und ermangelt keines Schmuckes, den diese Gattung des poetischen Styls verträgt. „Sie ist nicht bloß eigenthümlich und wahr, sie ist zugleich kraftvoll und stark, zart und lieblich, mannigfaltig und abwechselnd. Bald schöpft sie, sich zu bereichern, aus den Schätzen des Alterthums, bald aus der Fülle ihrer Schwester, der griechischen; bald sucht sie geringfügige Gegenstände durch eine glückliche Stellung der Worte, bald einem verachteten durch eine überraschende Wendung Werth und Ansehen zu geben; bald ist es ein einziger, bedeutender Zug, bald ein unerwartetes Bild, wodurch das Ganze auf einmal Geist und Leben gewinnt; selbst aus den Tiefen der Gelehrsamkeit fördert sie nicht selten einen strahlenden Diamant oder eine glänzende Perle zu Tage." Mit der Vollkommenheit des poetischen Ausdrucks hält der rhythmische beym Virgil gleiches Maaß. „Mit welcher Besonnenheit weiß Virgil die Wortfüße zu wählen, die Einschnitte zu verändern, die Versglieder in ein richtiges Verhältniß gegen einander zu stellen, den Sinn bald mit dem Hexameter zu endigen, bald in den andern hinüber laufen zu lassen, mit einem Worte, von allen Vortheilen, welche die Metrik darbietet, Gebrauch zu machen, um den Gedanken durch die Bewegung zu unterstützen, und die rhythmische

Periode so zu ordnen, zu ründen und zu begränzen, daß sie gleichsam ein Spiegel des von ihm aufgefaßten Gegenstandes werde, und das Harte wie das Weiche, das Langsame wie das Flüchtige, das Matte wie das Kräftige, das Leichte wie das Mühsame zurückstrahle. Auch die Wirkung der Selbst- und Mitlauter ist ihm weder verborgen noch gleichgültig. Er verstehe, die stummen wie die offnen, die rauhen wie die sanften Consonanten, zum mahlerischen Ausdrucke anzuwenden, und durch den Klang der einzelnen Laute sowohl als durch die Wiederholung gleichtönender die Naturlaute nachzuahmen. Gegen diejenigen, welche Maro's Erfindungsgabe in seinem didaktischen Gedicht in Anspruch nehmen, erkläre sich der Verf. dahin, daß hier nicht von der Benutzung wissenschaftlicher Werke die Rede seyn könne, sondern von gebildetem Stoff, den er aus andern Dichtern entlehnt und sich angeeignet habe. Was nun die noch vorhandnen didaktischen Dichter der Vorzeit betrifft, so hat ihm keiner, in Absicht auf Plan, Anordnung und Zusammensetzung als Muster gedient, und die wenigen Stellen derselben, die er nachgeahmt, sind theils so verschönert, theils dem besondern Zwecke des Dichters gemäß umgearbeitet, daß es zweifelhaft bleibt, ob der Raubende dem Beraubten, oder dieser jenem mehr schuldig ist. Was die muthmaßlichen Vorgänger des Dichters aber betrifft, den Nicander, Eratosthenes, und Var-

thenius, so war der erste ein zu dürftiger Dichter, als daß Maro ihm etwas Bedeutendes hätte verdanken sollen; von den beyden letztern aber sind keine Werke bekannt, aus deren Titel und Inhalt sich schließen ließe, daß viel für die römischen Georgika daraus zu gewinnen gewesen wäre.

In der Aeneis findet der Verf. nicht die glückliche Erfindung und Anordnung der Begebenheiten, wie in der Ilias und Odyssee. „Was man auch über die glückliche Einmischung der Götter, die sich in dem ganzen Gedichte offenbart, und von der poetischen Wirkung der den Aeneas immer von neuem auffordernden und antreibenden Göttersprüche sagen mag, — weder jene kann den Mangel einer tauglichen, die Handlung bewegenden und belebenden, Ursache ersetzen, noch diese ihn beschönigen oder in Vergessenheit bringen. Nie wird man der Fragen los: Und was ist es denn, das den Flüchtling Aeneas gerade in das ferne Italien treibt? Was für ein Recht hat er, sich in ein fremdes Reich einzudrängen, und einem wackern einheimischen Fürsten die ihm versprochene Braut zu entreißen? Warum bleibt er nicht in Carthago, und was bewegt Jupitern, den Ruhm des Helden zu beherzigen, den er aufzugeben entschlossen ist?" Man sagt, wie Aeneas (11, 111), das Schicksal; aber hierauf hat schon Juno (10, 65. 66. 74—80) geantwortet. „Es ist wohl möglich, daß die Römer das hohe allgewaltige Schicksal, ohne welches sie nie das

Weltbeherrschende Volk geworden wären, durch-aus an seiner Stelle und Jupiters Befehl zur Abreise von Afrika ungemein natürlich und schicklich fanden. Allein für uns, die wir nur allgemeine, nicht römische Ansichten zur Lesung des Gedichts mitbringen, kann das virgilische Schicksal schwerlich etwas anders seyn, als ein dichterischer Nothbehelf, und selbst dieser ist nicht von der glücklicheren Art u. s. w." Was die Aufstellung der einzelnen Charaktere betrifft, so fehlt es erstlich dem Helden des Gedichts, dem Aeneas, gerade an der Eigenschaft, an der es einem Helden nie fehlen sollte, an Selbstständigkeit und innerer Kraft. Als thätig, eingreifend und wirkend zeigt er sich erst in den spätern Gesängen der Aeneis. Indeß scheint von allem, was er thut, so wenig aus ihm zu kommen, aus eignem Antrieb zu geschehen. Immer scheint er dieß und jenes nur zu thun, weil es dieser und jener homerische Held auch that, immer nicht sowohl sich und seinen Charakter zu befragen, als vielmehr die Helden vor Troja und ihre Thaten zu copiren. In Vergleichung mit dem homerischen Agamemnon gewinnt der Virgilische Aeneas dadurch auch nicht, daß wir ihn bis zum zehnten Buche meist nur als Führer, Anordner und Lenker, und von da an erst als Krieger erblicken. Viel epischer als der ruhige, fromme und nur ruckweise aufbrausende Aeneas ist der leidenschaftliche, jugendlich ungestüme Turnus. Der wilde Muth, der aus angestammter Tapferkeit

entspringt und durch die Ansprüche des Aeneas auf die ihm längst Anverlobte um vieles erhöht wird, kleidet ihn ungemein. Immer schreitet er rasch und bestimmt vorwärts, immer spornt ihn Liebe und Ehre, immer blickt er mit jener Verachtung, die dem Jüngling und Helden so wohl ansteht, auf das Leben herab, und zittert vor nichts so sehr, als vor dem Gedanken, nicht für den unerschrocknen Krieger gehalten zu werden, der er ist. Virgil steht sehr gegen den Homer im Nachtheil, wenn man die vielgefeyerten Namen und Helden des letztern mit den weniger gekannten des erstern vergleicht. „Dort zieht ganz Grácien aus, um Asiens angesehenstes Reich zu zertrümmern, hier kämpfen Italiens in Parteyen getheilte Völkerschaften, um zu entscheiden, ob man einen Fremdling aufnehmen solle oder nicht; dort giebt es lauter ernste Schlachten, an denen die Götter Theil zu nehmen sich nicht zu groß dünken, hier mit Besonnenheit gelieferte Treffen; dort erscheinen bekannte Heroen, hier Krieger, die ihren Ruf von dem Dichter erwarten." Ein Hauptvorzug der Aeneis ist der Reichthum an solchen Empfindungen, Schilderungen und Scenen, welche die Erzeugnisse einer minder kräftigen, aber gebildetern, Natur sind. Einzelne Bücher sind als durchaus vortreffliche, unbedingten Beyfalls würdige Ganze anzusehen, deren jedes eigenthümliche Schönheiten hat. „Er entfaltet in dem zweyten das Talent eines trefflichen Erzählers; er beweist

sich in dem vierten als einen genauen Kenner des menschlichen Herzens und der Leidenschaften, und er trägt in dem sechsten in das dunkle Gebiet der Philosophie das liebliche Bild der Dichtung." Kommen die andern Bücher diesen nicht gleich, so sind doch wenige an einzelnen hervorragenden Episoden leer. „Weit gefehlt, diesen oder jenen Theil seiner Arbeit mit vorzüglicher Liebe zu umfassen [ist dieß aber nicht in den angeführten Büchern der Fall?], oder seinen Fleiß für einzelne auffodernde Stellen zu sparen, geht sein ganzes Bestreben dahin, nicht bloß allen Theilen diejenige Vollkommenheit, deren sie, jeder in seiner Art, fähig sind, zu geben, sondern auch dem Ganzen, in Absicht auf Darstellung und Farbe, die Einheit zu verleihen, die Quintilian als hervorstechende Schönheit bemerkt.

Der Verf. schließt mit allgemeinen Bemerkungen über Virgils poetischen Charakter, vorzüglich im Vergleich mit dem Homer. 1) Dieser ist plastischer oder bildender Künstler im vorzüglichsten Sinne des Wortes, jener mehr mahlender und beschreibender Dichter. „Eben darum ragen über alle seine poetischen Werke die Georgika so mächtig hervor und befriedigen den Kunstrichter in einem so ausgezeichneten Grade, weil es hier mehr des mahlenden und beschreibenden, als des bildenden Talentes bedurfte und der Mangel des letztern den darzustellenden Gegenständen keinen Eintrag that?" 2) Homer ist dramatisch, Vir-

gil ist es nicht. 3) Was dem Virgil an plastischer Darstellung der Natur abgeht, das vergütet er durch die Mittheilung eigner Empfindungen, Ansichten und Betrachtungen. Was seine Sprache betrifft, so war die der frühern lat. Epiker noch so ungeschmeidig und unbehülflich, daß sich Virgil erst eine epische Sprache mit Hülfe der griechischen schaffen mußte. „Er ist den Griechen gefolgt, ohne sich ihnen zu unterwerfen; er hat seine Sprache bereichert, ohne ihr etwas von ihrer eignen Selbstständigkeit zu entziehen; er hat sie völlig umgebildet, ohne sie im Geringsten zu verbilden." Die einzige Ausstellung, die man an dieser so gebildeten Sprache des Maro machen kann, ist die, daß sie zuweilen an das Gebiet des Rednerischen und Glänzenden hinstreift.

Auf den Virgil folgt Lucretius Carus, der seinem Alter nach, und weil einiges von seinen kräftigen Hexametern in jenen übergegangen, füglich dem Virgil hätte vorangehen mögen. Kürzer, als es die Freunde des alterthümlichen Dichters gut heißen werden, wird der poetische Charakter des Lucrez abgehandelt. Epicurs Philosophie hatte nicht bloß seinen Verstand gefangen genommen; sie hatte sich selbst seiner Neigungen bemächtigt und war für ihn zur Sache des Herzens geworden. Dieß brachte ihn wohl, bey einigen natürlichen Anlagen zur Poesie, auf den Gedanken, der Herold dieses Systems zu werden, und in Versen zu verkündigen, was ihm in Prosa

vertraut worden. Denn obgleich Epicurs Lehre, im Ganzen genommen, mit einer poetischen Einkleidung nicht sehr verträglich ist, so bietet sie doch dem Witz und der Einbildungskraft manche günstige und belohnende Seiten dar; vorzüglich der Theil, der sich mit den Erscheinungen der Sinnenwelt beschäftigt. Aber Lucrez trägt das System so umständlich, so regelrecht, so nackt und schmucklos vor, daß man sieht, es ist ihm einzig um den Unterricht, nicht um das Vergnügen des Lesers, zu thun. Sogar der Mühe überhebt er sich, ihn durch geschickte Verbindungen und leichte Uebergänge von Satz zu Satz, von Idee zu Idee zu leiten, den Schlüssen durch versteckte Wendungen ihre auffallende Form, und den Beweisen durch eine gefällige Einkleidung ihr steifes Ansehen zu nehmen. Zwar finden sich in dem Werk eine Anzahl nahmhafter Beschreibungen und Gemählde, die aus dem Ganzen auffallend hervortreten und den Schmuck des Gedichtes ausmachen. „Sie sind für den Leser angenehme Ueberraschungen, einzeln, wie die Oasen in der lybischen Wüste, verstreute Inseln, wo man, nach einer langen Ermüdung, einmal mit Wohlbehagen ausruht und sich erholt.“ Aber sie allein beurkunden noch keine ausgezeichneten Dichtertalente, und gerade das Grelle des Abstiches in diesen Emblemen zu dem Ganzen macht einen widrigen Eindruck, da der Dichter von dem trockensten, kältesten und steifsten Vortrag ohne alle Ueber-

gänge in einen belebten, erhabnen, begeisterten und von diesem wieder zu jenen überspringt. Großen Einfluß auf die Art und den Charakter seines Werks mögen die philosophischen Lehrgedichte der Griechen, die ihm zu Vorbildern dienten, gehabt haben. Die ältern schrieben alle reizlos, trocken und rauh, Empedokles, dessen Gedicht über die Natur er vorzüglich nachgeahmt zu haben scheint, so prosaisch, daß Aristoteles ungewiß war, ob er ihn den Philosophen oder den Dichtern beygesellen sollte, und die spätern oder alexandrinischen Lehrdichter zwar gewandter, netter und runder, allein, nach den erhaltenen Ueberbleibseln zu schließen, darum nicht musterhafter. „Seine Vorgänger hatten keinen höhern Flug genommen, keine bildlichere Sprache geredet, und sich keiner lebendigern Darstellung befleißigt, als er. Wie konnte seine Muse, die ungeübte Anfängerinn, sich erdreisten, den Pfad der griechischen zu verlassen und einen neuen noch unversuchten zu wählen?"

Die spätern epischen Dichter der Römer. Zuerst kommt Lucan an die Reihe. Er verließ die Bahn der Homere und Virgile und stellte ein historisches Gemählde des Bürgerkriegs zwischen Pompejus und Cäsar auf, wobey er sich in der Folge und Erzählung der Begebenheiten fast ausschließend, wenigstens ohne sich wesentliche Umbildungen zu erlauben, an die wahre Geschichte hielt. In der Ilias und Aeneis herrscht

das Wunderbare, und die Götter greifen in die Handlung ein; in der Pharsalia wird alles natürlich und durch menschliche Kräfte vollbracht; Homer und Virgil lassen ihre Begebenheiten aus einander entspringen und sich so zu einander verhalten, wie Ursache und Wirkung; beym Lucan ist nichts von diesen epischen Pragmatism wahrzunehmen. Jene versetzen den Leser sogleich in die Mitte der Handlung, schalten das Vorhergegangene und ihm zu wissen Nöthige ein und reissen ihn unaufhaltsam mit sich fort; dieser hebt ruhig mit dem ersten Gliede der Begebenheiten an, und schreitet eben so ruhig zu jedem folgenden fort. Die erstern lassen, was geschieht, werden, der letztere erzählt bloß das Geschehene oder schon Gewordene. Nach dem ihm vom Homer und Virgil weggenommenen epischen Stoffe versprach sich vermuthlich Lucan viel von der Darstellung der mannigfaltigen und großen und in ihren Folgen so dauernden und fühlbaren Ereignisse, welche der Kampf zwischen Pompejus und Cäsar veranlaßte. Eine an sich so wichtige, die Römer so nahe angehende Begebenheit schien ihm keiner Beymischung des Wunderbaren zu bedürfen. Ihre historische Ausführung konnte das Gemüth poetisch stimmen, sobald der Dichter den dankbaren Stoff, der in der Begebenheit liegt, aufzusuchen, zu sichten und zu verarbeiten verstand, sobald er ihr die das Gefühl der Menschen und seines Volkes am leichtesten ansprechende Wendung gab; die

ausgezeichnetsten Charaktere in das gehörige Licht stellte; Dichtungen, die, ohne den natürlichen Gang der Handlung zu unterbrechen, sie gleichwohl beleben, und Schilderungen und Darstellungen, die ihm die Folge der Ereignisse darbietet, einmischte; endlich mit aller Kraft und Fülle der Sprache in das Ganze eine durchgängig große Haltung zu legen und durch Erhabenheit und Würde der Empfindungen und Gedanken das zu ersetzen suchte, was ihnen an epischer Hoheit abgeht. Manches von diesem hat der Dichter geleistet. Sehr scharfsinnig vermuthet der Verf. aus der Richtung, welche der Dichter der Pharsalia nimmt und aus der ihn beherrschenden freybürgerlichen Stimmung, der Schlußstein seines Gedichts, wenn es hätte vollenden können, würde der Sieg der Freyheit durch die Ermordung Cäsars, ihres Unterdrückers, gewesen seyn. Dadurch hätte das Gedicht an Haltung, Rundung und Beziehung gewonnen. Die Schlacht in Emathiens Fluren und alles Vorangehende und Folgende gehörte dann, wenigstens als Veranlassung von Cäsars Tode, zum Ganzen; die Höhe, zu der wir den glücklichen Helden durch ununterbrochne Siege emporsteigen sehen, trüge das ihrige bey, uns seinen Fall recht fühlbar zu machen; das Gedicht endete mehr tragisch als episch, aber nicht unbefriedigend. Indeß wird die innere Oekonomie dadurch noch nicht hinlänglich gerechtfertigt; denn, wie auch Lucan die Verschwörung gegen

Cäsar vorbereitet oder aus dem Vorhergehenden abgeleitet haben möchte, der vorhandne erste Theil des Gedichts würde doch nie in ein pragmatisches Verhältniß zu dem zweyten getreten, noch mit ihm zu einem fortlaufenden Ganzen gehörig vereinigt worden seyn. Lucan geht, bey der Anlage seines Werks, viel zu wenig selbstthätig zu Werke, greift zu selten, als Schöpfer und Bildner, in die Ordnung der Dinge ein, und hängt viel zu sclavisch an der Geschichte, die ihm zwar Begebenheiten genug darbot, aber weder in der Folge, noch in der Verbindung, deren der Dichter bedarf. War sein Ziel, die an Cäsar gerächte Unterdrückung der Freyheit, so mußte er dieses durch die Anordnung des Ganzen kräftiger unterstützen. Wie die Pharsalia vor uns liegt, ist sie „ein buntes, an Gruppen und Gestalten rauhes Gemählde, zu welchem der Beschauer vergebens den Augenpunkt sucht, um sich die Absicht des Künstlers verständlich zu machen und vom Beschauen zum Genießen überzugehen." Was die Charakter-Schilderung seiner Helden, des Pompejus, Cäsar und Cato betrifft, so ist kein Zweifel, daß sein erster begünstigter Heros Pompejus, der Freund und Vertheidiger der bestehenden alten Verfassung, und, nachdem ihn das Schicksal erreicht hat, Cato ist; daß er aber lebhafte Partey gegen Cäsar nimmt. Allein er verfehlt seinen Zweck ganz und Cäsar erscheint uns weit größer und interessanter. Sein poetisches Talent

und eigne schöpferische Thätigkeit hat Lucan fast nur in den eingewebten Dichtungen, Beschreibungen, Gemählden und Reden verrathen, die ihm entweder ganz oder der Geschichte doch nur auf eine entfernte Art angehören, die jedoch zum Theil, blos zum Verschönern eingeschaltet, andre auf Veranlassung, doch nicht ohne sichtbar werdende Kunst, eingelegt, andre endlich für die Stelle, wo sie stehen, über Gebühr ausgedehnt sind. „Lucan, so schließt der Vf., ist unstreitig ein Dichter, der in der Hauptsache, — in der Anlage seines Werkes, durchaus unglücklich gewesen ist und, angesteckt von dem verderbten Geschmacke seiner Zeit, auch in der Ausführung der einzelnen Theile mannigfaltige Blößen giebt: aber in seiner Empfindungs- und Denkungsart herrscht (ich weiß nicht, ob von Natur gegeben, oder durch den Unterricht der Stoa erworben) eine gewisse römische Größe, die sich in seinen Reden am sichtbarsten ausdrückt und sogar den strengen Kunstrichtern Nachsicht mit seinen Fehlern abnöthigt."

Silius Italicus. Er hat von dem Livius die Begebenheiten und vom Maro die Maschinerien zur Ausschmückung des Stoffs entlehnt, ohne den Mangel eigner schaffender Kraft und die daraus entspringenden Nachtheile durch die glückliche Benutzung der fremden sich angeeigneten Erfindungen sonderlich zu vergüten. Ungeachtet des Antheils, den er die Juno und Venus an

Hannibal und Scipio nehmen läßt, gewinnt das Gedicht doch durch diese Einmischung höherer Wesen keinen Vortheil, und der punische Krieg nimmt denselben Gang, den er beym Livius nimmt. Ueberhaupt sind seine eingeflochtenen Götter matte Copien der Homerischen und Virgilischen, bloße Figuranten, die sich einzig um der Mode, nicht um des Bedürfnisses willen, von Zeit zu Zeit in die Reihe der Ereignisse mischen, aber sie nicht beleben noch einen Erfolg veranlassen, der der hohen Dazwischenkunft würdig wäre. Keine seiner zur Verschönerung eingewebten Episoden ist von einiger Erheblichkeit, die man ihm nicht nachweisen könnte, keine dem Virgil abgeborgte, die er so zu seinem Eigenthume gemacht hätte, daß sie jener nicht mit Recht zurückfordern dürfte, keine, die so glücklich herbeygeführt wäre oder so ganz an ihrer Stelle stünde, wie mehrere der Aeneis. „Ungeachtet Silius von keinem der Fehler frey ist, zu denen ein verderbter Geschmack und die Begierde, seine Vorgänger zu übertreffen, oder wenigstens anders zu reden, als sie, gewöhnlich verleiten, so hält sich sein Ausdruck dennoch mehr innerhalb der Gränzen des Natürlichen und Wahren, als der Ausdruck Lucans. Man vermißt offenbar bey ihm seltner, als bey diesem, die virgilische Mäßigung und Bescheidenheit, findet seltner Ursache sich über auffallende Uebertreibungen zu ärgern, und stößt in der Lesung seines Gedichtes seltner auf jene Schwierigkeiten, die aus der Dunkelheit des

Einkleidung entstehen. Aber dafür hält Lucan durch zwey andre Vorzüge schadlos. Er zeichnet sich erstlich in der Sprache durch eine größere Ebenheit und Gleichförmigkeit aus, als Silius, der die seinige gewöhnlich mit dem Muster, das er vor Augen hat, ändert, und er belohnt zweytens durch einen größern Reichthum an neuen und wahrhaft ästhetischen Ideen, auf welche der Nachahmer Silius so selten geräth. Bey jenem steht man wenigstens von Zeit zu Zeit, durch einen kühnen oder erhabenen Gedanken aufgehalten, plötzlich bewundernd still, bey diesem schlendert man immer gemächlich, und ohne irgendwo mit Lust zu verweilen, weiter; bey diesem stößt man doch zuweilen auf eigene, bey diesem immer nur auf fremde Ansichten und Empfindungen; jener prägt rohes Gold aus, dieser prägt schon gemünztes, und verschlechtert es nicht selten durch Zusatz."

Valerius Flaccus und Papinius Statius sollen im nächsten Stück abgehandelt werden.

Wie in den meisten Stücken der Nachträge, werden auch in diesem die poetischen Verdienste eines neuern Dichters, dießmal Christian Felix Weiße, erwogen, dem auch unsre Bibliothek bereits ein Denkmahl gesetzt hat. Sein Hauptverdienst ist, eine dem Theater und der dramatischen Kunst der Deutschen für jene Zeit vortheilhafte Richtung gegeben und seine Theater-

stücke durch Folgendes ausgezeichnet zu haben: 1) Durch die minder sclavische Beachtung jenes Regelzwanges, welcher die ausschließende Verehrung und Nachahmung der französischen Bühne der deutschen aufgedrungen hatte. 2) Durch Erhebung über die falsche Zartheit und Schonung, die den französischen Tragikern so eigen ist und den Zuschauer um alles große und erhabene Gefühl bringt, indem sie ihm alles Bittre ersparen will. Er versetzt nicht bloß in eine traurige Stimmung, sondern erregt den Affekt des Mitleids. 3) Durch Vermeidung langer, ermüdender Weitschweifigkeit und der nüchternen, platten Geschwätzigkeit, die sich mit Empfindungen brüstet, ohne sie zu gewähren. Selten vertauscht er Natur und Einfalt um blendenden Schimmer und üppigen Prunk. Sein Vers rundet sich nicht bloß gefällig und zierlich ab; er ist meistens voll und schreitet männlich einher. Er versuchte sich in mehr als einer Gattung des Lustspiels; wiewohl weder komische Charaktere zu erfinden, noch komische Verhältnisse und Beziehungen auszudenken, seine Stärke war. Am besten gelang ihm das rührende Lustspiel. Aber seine Stücke gehörten nicht bloß bey ihrer Erscheinung zu dem Besten, was die Muse des deutschen Lustspiels aufzuweisen hatte, sondern sie wirkten überhaupt wohlthätig auf den Theater-Geschmack, trugen zur Ausbildung des Dialogs, dem es noch so sehr an Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und Ungezwun-

genheit fehlte, bey, und erweckten das Gefühl für dramatische Schilderungen aus der Sphäre des häuslichen Lebens. Wenn sie gegenwärtig nicht mehr auf unsern Bühnen gesehen werden, so kommt es daher, weil das Zeitalter nun über ihn hinausgegangen. „Seine Thoren geben zwar ein wahres, aber immer nur flach gehaltenes Bild, an dem die Züge nicht deutlich genug hervortreten. Es fehlt an jenem scharfen Beobachtungsgeiste, der nicht bloß die allgemeinen, leicht bemerkbaren Aeußerungen der Thorheit und Leidenschaft aufgreift, sondern sich auch der feinern und eigentlich charakteristischen bemächtigt, und an jener glücklichen Erfindungsgabe, die für die handelnden Personen unter mehreren Gelegenheiten, sich zu entfalten, die interessanteste wählt." Das scherzhafte Singspiel hat er zuerst unter uns eingeführt, ob er gleich nicht sowohl eigner Erfinder als freyer Nachbildner französischer Originale ist. Schon dadurch, daß er fast ausschließend Stücke bearbeitete, deren Scene auf dem Lande oder in der Idyllen-Welt liegt, hat er ihnen manche nur in dieser Sphäre einheimische Schönheiten ertheilt. Der Gesang ist natürlicher und wahrer geworden; der Reiz der Darstellung hat durch die dem Landmann eigenthümliche Einfalt und Unschuld gewonnen. Gerade in dieser Gattung sind die Weiße'n eigne durchsichtige Verwicklung, die lockre Schürzung des Knotens, die einförmigen Charaktere und der

Dialog von leichtem Gehalt an ihrer rechten Stelle. Glänzende Aufzüge, reiche Scenerien und Feereyen, kunstvoll gesetzte und von Instrumenten vielfach begleitete Gesänge sucht man vergebens in Weißens Operetten, in welchen Dichter und Tonsetzer (Hiller) lieber durch anspruchlose Einfalt gewinnen, als durch blendenden Schimmer bestechen wollten. Aber gerade in dieser zeitgemäßen Behandlung der Gattung liegt es, warum sie nicht mehr, wie ehedem, gefallen. „Die Oper hat den beschränkten Kreis der Wirklichkeit verlassen und sich in das Gebiet der Möglichkeit hinübergeflüchtet, oder, wenn sie in dem wirklichen Leben spielt, ihm doch so viel Zufälliges und Unwahrscheinliches beygemischt, daß man sich in der Sphäre des Möglichen zu befinden glaubt. Die Dichter gehen darauf aus, die Einbildungskraft durch unerwartete Ereignisse aufzuregen, oder durch Vorführung phantastischer Erscheinungen und Gebilde zu beschäftigen, und die Zuschauer sind geneigt, ihnen allen schalen Unsinn und alle klägliche Reimerey zu verzeihn, sobald der erste durch ungesehene Theater-Verzierungen und unerwartete Verwandlungen vergütet und die letztere durch den Zauber einer berauschenden Harmonie gehoben wird." Daß seine Trauerspiele von der Bühne verschwunden, liegt unstreitig in der schwachen Zeichnung der Charaktere, in der nicht scharf genug beobachteten Natur der Leidenschaften, in der beschränkten Kenntniß des innern

Menschen und in der Sprache. So sehr Weiße, als er anftrat, in Hinsicht der letztern, den Zeitgenossen vorauseilte, sobald wurde er von ihnen überholt. Seine scherzhaften Lieder haben die Sphäre des leichten, fröhlichen Gesangs erweitert; aber am vortheilhaftesten erscheint er als Lyriker in den Amazonen-liedern. „So mannichfaltig und glücklich erfunden die Situationen sind, in die er seine Heldinn versetzt, eben so wahr, groß und edel sind die Empfindungen, die er ihr leiht, und so stark und erhaben die Sprache ist, die sie redet, eben so männlich und kräftig ist der Rhythmus, in dem sich diese Sprache bewegt.“

XIII.

Lyrische Anthologie. Herausgegeben von Friedrich Matthisson. Neunter, zehnter, eilfter, zwölfter Theil. Zürich 1805. bey Orell, Füssli und Compagnie. 12. Neunter Theil 285, Zehnter Theil 297, Eilfter Theil 270, Zwölfter Theil 284 Seiten.

Das Denkmahl, welches einer der ersten und liebenswürdigsten Dichter unserer Nation seinem Kunstsinne sowohl, als seiner Kunstliebe errichtet, und womit er zugleich seinen Zeitgenossen und der Nachwelt ein Geschenk macht, über dessen Werth sich bereits alle unbefangenen Stimmen vereinigt haben, nähert sich allmählig seiner Vollendung.

Man konnte mit Recht erwarten, daß die Vorzüge, die wir in unserer Anzeige der ersten acht Bände dieser Anthologie gerühmt haben, auch der Fortsetzung nicht fehlen würden, und Niemand wird sich in dieser Erwartung getäuscht finden. Jeder Band ist eine neue Urkunde, daß Herr Matthisson nicht weniger zum Anthologen als zum Dichter geboren ist, eben so viel Beruf hat, fremde Werke zu würdigen, als eigene hervorzu-

bringen. Nur Schade, daß er den letzten Beruf seit geraumer Zeit ganz zu verkennen scheint! Diese vier neuen Theile liefern die Gesänge von 33 Dichtern, und nahmentlich stehen im neunten Theil: Ernst Theodor Johann Brückner; Isaschar Falkensohn Behr; Friedrich Justin Bertuch; Geißler; Johann Jacob Thill; Johann Benjamin Michaelis; Klamer Eberhard Karl Schmidt; Gottlob Nathanael Fischer; Ludwig August Unzer; Friedrich August Klemens Werthes; Wilhelm Heinse; Lorenz Leopold Haschka; im zehnten: Gottfried August Bürger; Ludwig Heinrich Christoph Hölty; Christian Graf zu Stolberg; Friedrich Leopold Graf zu Stolberg; Johann Martin Miller; im eilften: Friedrich Hahn; Karl Friedrich Cramer; Johann Heinrich Voß; Karl August Kütner; Anton Matthias Sprickmann; Johann Wolfgang von Göthe; Friedrich Müller; im zwölften: Karl Aemil Freyherr von der Lühe; Heinrich August Ottokar Reichard; Gerhard Anton von Halem; Gottlieb David Hartmann; Samuel Gottlieb Bürde; August Gotlieb Meißner; Ludwig Karl Eberhard Heinrich Friedrich von Wildungen; Friedrich Andreas Gallisch; Karoline Louise von Klenke, geb. Karschin. Wir haben die Enthaltung solcher lyrischen Poesien, die entweder

von ihren Verfassern gar nicht gesammelt wurden, oder in theils zu wenig bekannten, theils bereits wieder vergriffenen Sammlungen enthalten sind, schon in unserer ersten Anzeige, als einen der wichtigsten Zwecke der Anthologie genannt. Auch die gegenwärtigen vier Bände liefern eine nicht kleine Anzahl von Gedichten, die ohne Hrn. Matthissons Bemühung dem größern Theil des Publikums unbekannt geblieben und vielleicht gar ein Raub der Vernichtung geworden wären. Thill, ein bereits 1772 verstorbener Wirtemberger, der seinem weniger unbekannten, im Jahr 1775 verstorbenen Landsmanne Hartmann in dichterischen Talenten weit überlegen war, hat nur wenige Gedichte hinterlassen, die in Herrn Dyks Taschenbuche für Dichter und Dichterfreunde, und in des verstorbenen Stäudlin Schwäbischem Musenalmanache zerstreut sind. Die vorzüglichsten dieser Gedichte findet man hier gesammelt; und jeder Leser wird sich überzeugen, daß sie der Erhaltung in jedem Betracht würdig sind. Den Freunden der liebenswürdigen und bescheidenen Muse des Herrn Werthes wird es ebenfalls angenehm seyn, einige, wie es scheint, seiner vorzüglichern Versuche, und darunter einige bis jetzt noch ungedruckte Stücke hier aufgestellt zu sehen. Auch die Gedichte des Herrn Sprickmann, des verstorbenen Gallisch, und einiger andern gehören in diese Klasse. Seinem Grundsatze, einzelne Stellen, welche nur an die Mensch-

lichkeit ihrer Urheber erinnern, nicht als unantastbare Heiligthümer zu betrachten, und mehr Rücksicht auf die Forderungen des guten Geschmacks, als auf die Eigenliebe der Dichter und die Vorurtheile gewisser Kunstrichter zu nehmen, ist Herr Matthisson unerschütterlich getreu geblieben, und er hatte um so weniger dabey zu wagen, da er sich bisher der Feile auf einer Seite mit so entschiedenem Beruf, und auf der andern mit so weiser Mäßigung bediente, daß, wenn auch die Gegner nicht gerade zu seinem System beytraten, sie doch auch nicht für rathsam erachteten, ihre Stimmen dagegen zu erheben. Die scharfsinnigste Kritik und den feinsten Geschmack verrathen die Aenderungen in dem Sprödenspiegel des Herrn Bertuch; in den Geißler'schen Romanzen, in einigen Gedichten von Thill, Werthes, Hartmann, Gallisch und dem Mahler Müller. Nahmentlich verdient das Gedicht des letzten: Amor und seine Taube, eine besondere Auszeichnung, und wir rechnen auf den Dank unserer Leser, wenn wir ihnen durch die Zusammenstellung des Originals und des Abdrucks in der Anthologie das Vergnügen der Vergleichung verschaffen.

Balladen vom Mahler Müller.	Anthologie.
Mit Amorn fliegt Ein Täubchen dort Vom weichen Schooß Cy- therens,	Mit Amorn fliegt Ein Täubchen dort Vom weichen Schooß Cy- therens.

Allein ist sie
Des Knaben Lust
Und traulichste Gespielinn.
Noch sitzen sie
Am Rosenstrauch
Und schwätzen mit einander.

Taube.

Sag liebest du
Dein Täubchen noch,
Mein goldig krauser Amor?
Und, wenn es einst
Erblassen muß,
Wirst du's auch nicht verges-
sen,
Dein Täubchen? mich,
Die ich so treu,
So zärtlich treu dich liebe?
Dieß schneidet mir,
Denk ich daran,
Ins Herzchen tiefe Wunden.

Amor.

Schweig Schwätzerin,
Wie könnt' ich doch,
Du Liebe, dein vergessen!
Dich zärtlichste,
Dich freundlichste
Von allen meinen Tauben.
Komm, hüpfe schön
Auf meine Brust,
Komm, wölb' die schönen Flü-
gel,
Und schnäbel mich,
Zehn Küßchen — ich
Geb' treu sie dir zurücke.

Taube.

Geh', küsse nicht,
Du liebst mich nicht,

Dieß Täubchen ist
Des Knaben Lust
Und traulichste Gespielin.
Noch sitzen sie
Am Rosenstrauch
Und kosen mit einander.

Die Taube.

Sag, liebst du auch
Dein Täubchen noch,
Mein goldgelockter Amor?
Und wenn es einst
Zum Orkus muß,
Wirst du's auch nicht verges-
sen,
Dein Täubchen? mich,
Die ich so treu,
So zärtlich treu dich liebe?

Amor.

Mein Täubchen, still!
Wie könnt' ich doch,
Du Liebe, dein vergessen?
Dich zärtlichste,
Dich freundlichste
Von allen meinen Tauben!
Komm, hüpfe traut
Auf meine Brust
Und wölbe schön die Flü-
gel!
Nun schnäble mich,
Und heiß und treu
Erwiedr' ich deine Küsse.

Die Taube.

Nein, keinen Kuß!
Du liebst mich nicht,

Du Kleiner hast gelogen,
Ich liebe dich,
Ich Amor, ich
Bin dir nur treu gewogen,
Ach gerne trag
Ich deinen Pfeil
Und deinen Silberbogen!
Doch einst wirst du
Vergessen mich,
O Kleiner geh,
Kein Küßchen mehr,
Lass, lass mich lieber weinen.

Du täuschest mich, du Holder!
Ich liebe dich,
Und ich allein
Bin ganz dir hingegeben.
Doch du wirst einst
Vergessen, ach!
Vergessen mich im Grabe.
Geliebter, geh!
Nein keinen Kuß!
O lass mich lieber weinen.

Amor.

Ha! Lose du,
Versteckest du
Den Schnabel in den Flügel?
Gleich küsse mich,
Ich schlage dich,
Ich binde dir die Flügel.

Amor.

Ha! Lose wie?
Versteckst du schlau
Den Schnabel im Gefieder?
Gleich einen Kuß!
Sonst schlag' ich dich,
Und binde dir die Schwingen.

Wilt Amorn nur
Betrüben du,
Als liebt' er dich nicht immer.
Kennst gar zu wohl
Mein treues Herz,
Du lose kleine Taube!

Betrüben willst
Nur Amorn du,
Als liebt' er dich nicht immer.
Du kennst zu wohl
Mein treues Herz,
Du lose, kleine Taube!

Taube.

O schlage nicht
Mich Jammernde
Mein goldig krauser Amor,
Ey liebes Kind!
Mich peinigt's so
Im Wachen und im Schlummer.
Kein Blümchen sinkt,

Die Taube.

O schlage nicht
Mich Trauernde,
Mein gold gelockter Amor!
O süßes Kind,
Wie peinigt mich's
Im Wachen und im Traume!
Kein Blümchen sinkt,

Ich denk daran
Kein Tröpflein von der Lilje.
So sink' ich einst,
So fall' ich einst,
So lieg' ich einst vergessen.
Du schwingst dich hin
In alle Welt
Bis zu dem Götter-Saale,
Fliegst fern und fern
Von Stern zu Stern,
Und ich lieg tief im Thale.

Denkst nimmermehr
An mich, indeß
Mein armes Herzchen modert,
Dieß Herzche-treu,
Das dich nur faßt,
Dieß Herzchen, lieber Amor.
Vergessen ach!
Von dir ach! ach!
Du allerschönster Knabe.

Kein Blättchen fällt,
So schmilzt mein Herz in Jammer.
So sink ich hin,
So fall' ich einst,
So lieg' ich einst vergessen.
Du, Holder, trinkst
Hoch im Olymp
Aus goldner Nektarschale,
Schwebst im Triumph
Von Stern zu Stern,
Ich schlummre tief im Staube.

Vergessen, ach!
Von dir, von dir,
Du allerschönster Knabe!

Amor.

Halt Liebchen ein,
Halt Schätzchen ein
Mit diesen Trauer-Klagen,
Halt Täubchen ein,
Mein Herz zerschmilzt
Ich kanns ja nicht ertragen.
Glaub's nimmermehr
Und nimmermehr
Kann deiner ich vergessen.
Nicht Sonn' und Mond,
Nicht Jahr und Tag
Soll mir dein Bild verlöschen,
Und solltest du

Amor.

O klage so
Nicht länger mehr!
Lass' ab, lass' ab zu trauern!
Mein Täubchen, ach!
Mein Herz zerschmilzt
In Jammer, wie das deine.
O nimmermehr,
Du Zärtliche,
Wird Amor dich vergessen!
Dein Bild wird nie
Dein süßes Bild
In meiner Brust erbleichen!
Ach flatterst du,

Ach solltest du	Mein Täubchen, einst
Erblassen einst, du Liebe!	Zum finstern Orkus nieder:
Dann weint' ich laut,	Dann wird vor Gram
Dann schluchzt' ich bang,	Das Herz mir ganz
Dann wollt' ich nicht mehr leben.	In Thränenthau zerfließen.
Im Myrtenhain,	Im Myrtenhain,
Wo Venus schläft	Wo Venus ruht
Bey roth und weißen Rosen,	Auf Lilien und Rosen,
Begraben dich	Will ich dir dann
Gar sanfteglich,	Ein Grabmahl weihn,
Ein Grabmahl dir erbauen	So weiß, wie deine Flügel,
Und Morgends dann	Im Morgenglanz
Und Abends dann	Und Abendlicht
Bey deiner Urne weinen,	Bey deiner Urne weinen,
Und Veilchen süß	Und täglich sie
Und Liljen zart	Mit Trauerlaub
Auf deinen Leichnam streuen	Zum Todtenopfer kränzen,
Zur Ehre dir	Zur Ehre dir,
Der zärtlichsten	Der zärtlichsten
Und treusten aller Tauben.	Und treusten aller Tauben.

Taube.	Die Taube.
Du liebes Kind,	Du holdes Kind,
O liebster Schatz,	Du Liebling, ach!
Den ich einst muß verlassen,	Dich muß ich einst verlassen!
Ach könnt' ich doch	Ach! könnt' ich nur
Im Grabe noch	Im Grabe noch
Dein holdes Antlitz schauen!	Dein holdes Antlitz schauen!
Ein andre trägt	Doch diesen Mund,
Die Pfeilen einst,	Wie Nektar süß,
Mit andern wirst du spielen.	Wird eine andre küssen.
Dieß Mündlein süß,	Hier wird sie ruhn
Die Wange zart	Auf dieser Brust,
Wird eine andre küssen.	Wo ich so sanft einst ruhte.
Wird sitzen hier	Die Flügel wölbt
Auf deiner Brust,	Sie freundlich dir,
Wo ich so gerne schlummer.	Und scherzt mit deinen Locken!

Schlägt freundlich dir
Die Flügel auf,
Scherzt auch mit deiner Locke.
Fliegt neben dir,
Wie ich gethan,
Küßt streichelnd dich — ach wehe!
Verzweifeln muß,
Ach denk' ich dran,
Ja ja ich muß verzweifeln.
Ach! denk' ich dieß,
Dann möcht' ich gleich
Zum Orkus niederschweben.

Amor.

Auf dieser Welt
Kein Täubchen mehr
Bist du für mich verloren,
Auf dieser Welt
Kein Schätzchen mehr,
Das schwör' ich bey den Sternen.
Solch Treue gibt's
Auf Erden nicht,
Im Himmel nicht, als deine.
Solch Herzchen giebt's
Auf Erden nicht,
Im Himmel nicht, als deines.
Schön fass' ichs auf
In rothes Gold
In köstlich Gold und Perlen,
Und trag' es stets
Auf dieser Brust,
Wo du so gerne schlummerst,
Damit ich, wo
Ich schweb' und bin,
Mög alle Zeit gedenken
An dich, o du

Amor.

Auf dieser Welt
Kein Täubchen mehr,
Bist du für mich verloren!
Auf dieser Welt
Kein Täubchen mehr!
Das schwör' ich bey den Sternen!
So treu, wie deins,
Schlug nie ein Herz
Auf Erden und im Himmel!
Schön berg' ichs einst —
Im feinsten Gold',
Auch wie ein Herz gebildet,
Und trag' es stets
Auf dieser Brust,
Wo du so gern entschlummerst.
Damit ich, wo
Ich schweb' und bin,
Dein möge stets gedenken
Geliebte, dein,
Der zärtlichsten
Und treusten aller Tauben!

Die zärtlichste
Und treuste aller Tauben.

So schwuren sie,
Und Amor drückt
Sein Täubchen sanft und streichelt's,
Da girret's froh,
Da sinket ihm
Das Thränlein aus dem Auge.
Entzücket hüpft's
Auf Amors Brust
Und flügelt um den Knaben,
Noch steigen sie
In blauer Luft,
Es sieht sie Venus fliegen.
Erweicht wird sie,
Süß nicket sie
Unsterblichkeit dem Täubchen.

So schwuren sie
Und Amor drückt
Sein Täubchen sanft und streichelt's;
Da girrt es froh,
Da träufelt ihm
Ein Thränchen aus dem Auge.
Nun hüpft's entzückt
Auf Amors Brust
Und wölbt die Silberflügel.
Nun schweben sie
In blauer Luft;
Cythere sieht sie schweben,
Und wird erweicht,
Und nickt voll Huld
Unsterblichkeit dem Täubchen.

Wie groß muß der Dank seyn, den Herr Matthisson sich von dem Publikum versprechen darf, wenn er seinen Verdiensten um die vaterländischen Dichter und ihre Werke nur einigermaßen entspricht!

XIV.

Kürzere Anzeigen.

Erholungen. Herausgegeben von W. G. Becker. 3tes u. 4tes Bändchen. Leipzig, bey Hempel. 1804. 8.

In einer der bloßen Erholung gewidmeten Sammlung ist man nicht berechtigt, Meisterstücke zu suchen. Der Liebhaber sind mancherley, und Ambrosia ist nicht die Speise, die von den meisten verlangt wird. Der Inhalt dieser beyden Bändchen wird daher die Klasse von Lesern, für welche sie zunächst bestimmt sind, nicht unbefriedigt lassen. Freylich entsprechen einige Beyträge ihrem Zweck ein wenig zu sehr; denn sie gewähren das non plus ultra der Erholung: den Schlaf. Bey dem Aufsatze von D. W. G. Becker: Ueber einige Vortheile, die durch Privatbühnen erreicht werden könnten und sollten, treten wir der Behauptung des Hrn. Herausgebers, daß die höchst zweifelhaften und auf andere Weise eben so gut, wo nicht besser zu erreichenden Vortheile die gewissen Nachtheile in keinem Falle

aufwiegen würden, mit voller Ueberzeugung bey. Der Uebersetzung des rasenden Roland von Bürde wünschen wir — keine Vollendung.

Moliere's Lustspiele und Possen. Für die deutsche Bühne. Von Heinrich Zschokke. Erster Band. Zürich, bey Heinrich Geßner. 1805. 8. 264 Seiten.

Herr Zschokke beweist durch diese Arbeit, daß es leichter ist, einen Abällino zu schreiben, als mit Molieres Genius zu ringen. Der große französische Dichter hat viel, sehr viel zu verlieren, und durch seinen neuesten Dollmetsch hat er beynahe alles verloren. Nie hätten wir geglaubt, daß es möglich sey, beym Moliere, in welcher Gestalt er auch erscheine, zu gähnen. Aber dem Schöpfer des großen Banditen ist es gelungen, uns eines Bessern zu belehren. Welche Begriffe muß der Mann von dem Geist seines Autors haben, und welchen platten, hölzernen und schleppenden Dialog hat er ihm untergeschoben! In den lächerlichen Precieusen vertauschte Hr. Z. die alten französischen mit neuen deutschen Sitten, und läßt statt der Heldinnen seines Originals ein Paar der poetischen Poesie ergebene Närrinnen unter dem Nahmen: die Eleganten, auftreten. Aber so wenig wir die Veränderung an und für sich selbst mißbilligen, so ist doch seine Satyre zu flach und zu

gehaltlos, als daß sie ein Heilmittel gegen die literarische Influenza unsers Zeitalters werden könnte. In der Vorrede verspricht Hr. Zschokke einen kritischen Versuch über Molieres Geist. Er schiebe doch ja diese Arbeit nicht länger auf! Vielleicht hat das Nachdenken, das sie erfordert, einen günstigen Einfluß auf sein Uebersetzergeschäft, wenn er ja demselben nicht zu entsagen geneigt ist.

Moliere's Lustspiele und Possen. Für die deutsche Bühne. Von Heinrich Zschokke. Zweyter Band. Zürich, bey Heinr. Geßner. 1805. 8. 272 Seiten.

Herr Zschokke fährt fort zu beweisen, wie Moliere geschrieben haben würde, wenn er Herr Zschokke gewesen wäre. Für die Nachrichten, die er den meisten seiner Uebersetzungen anzuhängen pflegt, sind wir ihm besonders dankbar; denn aus einer derselben erfahren wir, was wir nie errathen hätten, daß die abgesetzten Zeilen, in welchen die verdollmetschte Männerschule abgedruckt ist, Verse, und zwar Jamben sind. Wollen unsere Leser eine Probe davon? Wir geben sie auf ihre Gefahr, und zwar die erste, die wir aufschlagen.

Ein ernstes Wort von Ihnen ausgesprochen,
Hätt' ihn zu seiner Pflicht zurückgeschreckt;
Er hätte fürchten lernen Ihren Grimm
Und meinen Widerwillen. O, mein Vormund!

Er rühmt sich öffentlich des Briefes nun,
Den er mir sandte; prahlt nun öffentlich,
Daß ich ihn liebe, daß ich Sie verachte;
Daß ich mit Freuden mich ihm geben würde,
Wenn er von Ihnen mich erlösen könnte.

Man muß gestehen, wenn diese Verse auch nicht in Molieres Geist sind, so sind sie doch abscheulich genug, um diesen Geist zu beschwören.

Karten-Almanach. Tübingen, in der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 1804.

Wenn einst in spätern Zeiten von der jetzt herrschenden Almanachs-Manie der Deutschen gesprochen wird, so kann man wohl keinen stärkern Beweis davon anführen, als daß im Jahr 1804 ein Kartenspiel unter dem Titel: Almanach, auf die Leipziger Büchermesse gebracht wurde. Und wodurch, wird man fragen, unterscheidet sich denn dieses Kartenspiel von andern seiner Gattung? Jedes Blatt, vom Aß bis zur Zehen, ist mit Figuren bezeichnet, und in diese Figuren sind die Zeichen der Karten selbst, oft auf eine nicht unglückliche Art, als Theile verwebt. Wir hätten also hier Boutrimes in der Zeichenkunst. Aber wer wird einen ganzen Band mit Boutrimes anfüllen? Wer anders, als der Spekulationsgeist, der aber wohl, wie es ihm zuweilen zu begegnen pflegt, auch bey dieser Unternehmung sich

ein wenig verrechnen dürfte. Die vierzehn Seiten Text, welche der verstorbene Huber diesen Karten beygelegt hat, können zum Muster eines verschraubten Styls dienen, und es ist nichts weniger als ein Spiel, sie zu lesen.

Gedichte von Schoder. Tübingen, gedruckt bey Reiss und Schmidt 1805. 8.

Heil sey der 128sten Seite! Sie beschließt ein Buch, dessen vollständige Lectüre selbst die zürnende Juno schwerlich einem Herkules zugemuthet hätte. Doch die Arbeit ist von uns überstanden, und der Verfasser hat Anspruch auf den Dank aller seiner Recensenten, denen er Gelegenheit verschafft, zu erfahren, was sie ihrer Natur bieten dürfen. Ohnehin scheint Herr Schoder ein sehr junger und gutmüthiger, nur etwas leichtgläubiger Mann zu seyn, den wahrscheinlich einige muthwillige Mitschüler einst bey der Lectüre der Schillerschen Gedichte überraschten, und, der Himmel verzeihe ihnen die Sünde, sich flugs gegen den arglosen Freund vernehmen ließen: Der Henker sollte sie hohlen, wenn nicht der Nahme Schoder in kurzem den Nahmen Schiller überstrahle. Herr Schoder glaubte den unzeitigen Spaßmachern, und das ist allerdings ein Unglück für ihn. Indessen ein weiser Mann versteht auch aus dem Unglück Vortheil zu ziehen,

und dieß wird der Fall des Herrn Schoder seyn, wenn es nicht blos seinen Mitschülern, sondern auch andern ehrlichen Leuten, die es herzlich gut mit ihm meynen, und ihm weder schmeicheln, noch ihn zum Besten haben wollen, wenn er auch diesen zu glauben sich entschliessen kann.

Wir könnten, wenn wir keine sehr guten Freunde von Herrn Schoder wären, uns weidlich über ihn lustig machen, und was noch mehr ist, uns Anmerkungen erlauben, die ihn vermuthlich ungemein betrüben, und am Ende gar erzürnen würden. Denn welcher Jünger der göttlichen Kunst würde es gern hören, wenn man ihm ins Angesicht behauptete: er verwechsele Rasen mit Dichten, und scheine den Unsinn zu seinem Apoll erwählt zu haben; weit entfernt, begeistert zu seyn, könne man ihn nicht einmahl für besessen erklären; er spiele bloß den Berauschten, und spiele ihn als ein Stümper; das Element seiner Gesänge sey nicht Feuer, wie er glaube, sondern Wasser, aber freylich Wasser ohne Klarheit; seine Phantasie sey eine spröde Dirne, und ihre Flügel wären aus irgend einer Opern-Garderobe gestohlen; das Mitleid, das seine als ein Zerrbild der Kraft erscheinende Ohnmacht verdiene, müsse man seinem Dünkel versagen? Aber noch einmahl, unser Wohlwollen verbietet uns diese und ähnliche impertinente Phrasen, durch welche sich, um uns eines eigenen Ausdrucks des Herrn Schoder zu bedienen, manche Bewohner des

„Bissigen Weltalls"

an Genies von einer gewissen Gattung nur zu gern versündigen; es verbietet uns dieselben, und verstattet uns höchstens, ihm im Vertrauen zu sagen: daß er die Leute, die ihn zur Poesie ermunterten, gerichtlich zu belangen das Recht hat, daß die Behauptung, Schillers Geist ruhe auf ihm, kein wahres Wort ist, und daß, wenn er noch länger mit dieser Einbildung sich trägt, es auf seine Gefahr geschieht; daß man das berühmte Blümchen Wunderhold auch nicht einmahl dem Nahmen nach kennen muß, um auf den ersten Bogen, die man drucken läßt, das Publikum mir nichts, dir nichts zu versichern: Man sey der Auferstehung in dem Ruhme gewiß, sey gewiß, in Tuiskonas Heiligthume zu den Herrlichen der Welt gestellt zu werden; daß er selbst diese und ähnliche Behauptungen beynahe auf jeder Seite seines Buchs Lügen straft; daß Plattheiten, wie folgende:

„Den Höfling schnellt man ins Angesicht;
Der Dichter fühlt sich, und schmeichelt nicht"

„Was sollt' er sich plagen um rostig Geld"

„Und wo er die glückliche Frucht gepflückt,
Da wird der Speicher mürb gedrückt"

„Wenn der Donner mir überm Haupte brüllt,
So hab ich ins Phlegma mich eingehüllt"

„Nichts will ich betasten mit schwerem Fang,
Wer das Glück andrücket, der hat's nicht lang".

„Doch im Grabe da seh ich kein Heuchlergesicht,
Und fühle die stechenden Würmer nicht“

„Im Wasser geh ich nun, und immer
Thut mir das Auge blinzelnd weh“

„Bald in der Armuth Hütte steigen,
Im Lazarethe Tröster seyn“

mit dem Pathos des Ganzen höchst sonderbar kontrastiren; daß man kein Schiller, sondern ein Triller seyn muß, um

„Getrost mein Geist, sey stark, laß fahren“

und

„Flieht magre Stunden, flieht nur hin!“

zu sagen; daß man seinen Augen kaum traut, wenn man Seite 32 liest:

„Die Götter sind auch mir zu groß“

daß endlich ein Dichter, der von verschönerten Augen der Sterne; vom Denken im Allegro; vom feuerhirnigen wetterrasenden Aetna; von der zu unsterblichem Tod berauschten Cholera des Mordes; von einem Jüngling, dessen Donnerkeile Strahlen, dessen Wollustaugen Strahlen, und dessen Flügelsohlen Strahlen sind; von dem Lichte, das sich im Tacte vom Aequator löst; von einer zarten Pforte des Herzens, die man eröffnen muß, um die gute Welt zu angeln; von einem frommen Schauer, der einst noch am Sonnenblatt treibt; von den Ewigen, denen es allein verliehen ist, trocken in der Weltfluth zu stehen; von dem Geisterflügel und Dithyramb der Magie

— der Ehre; von Welten, die wie Schwärmer zerknallen würden, wenn nicht Ehre die Zögernden forttriebe; von einem Elysium, das zur Hölle modert, wenn der Triumph und die Würde nicht ist; von dem Rheinstrom, der ohne die Ehre zum Teiche verfault; von der Wonne gedrungenem Choral, der Seele in die Seelen singt; von dem Kern der Eiche, der sich in die Sonne stürmt, spricht; der Verse, wie folgende, von sich herkommen läßt:

„Wie ein Tabor ist das Herz der Geister;
In dem Menschen ist des Ganzen Spur;
In der Schöpfung findet sich der Meister,
In dem Menschen sucht sich die Natur"

„Warme Füll' uns liebend vorzugießen,
Der Vernunft für sich entsagte sie,
Einen Moses soll ihr Gott sie grüßen,
Unser Denken ist ihr Sinai"

„Was ist das Schicksal? Wo kommt es her?
Wer ist in das Grab ihm gestiegen?
Auf den Schwächling lauert und drückt es schwer,
Der Glaube belehnt es mit Siegen.
Wer sich fest um die Seele den Harnisch flicht,
Der braucht Amulet und Popanzen nicht"

„Was ist das Schicksal? Wo kommt es her?
Ich bin in die Wieg ihm gestiegen.
Der Wahn ist sein Vater, sein Leben die Mähr',
Das soll mir zum Troste genügen.

In dem schlechten Wirthshaus der Erde frey,
Zahl' ich die Zeche mit Phantasey."

„Nur das Fleisch, das Hochgerüst der Knochen,
Sind dem Schlich des Jahres unterthan;
An die Masse darf der Würger pochen;
Was nicht glänzt, gehört dem Dunkel an"

„Und den Sel'gen darf ein Kerker halten,
Zum Museum weiht er sich die Gruft,
Mag sie den Aequator ihm erkalten,
Aus den Wolken preßt er Sonnenluft"

„Schicksal und willst du, und darfst du hören,
Und mir deine Gewalten leihn,
Laß mich die Körper zum Ehrgeiz beschwören,
Daß sie Staub oder Geister seyn,
Daß auch die Schneck' ein Gefieder entfalte,
Daß wir alle für einen stehn,
Daß sich die Steppe zum Garten gestalte,
Ehre, wie ist dein Entzücken so schön"

daß ein solcher Dichter es nicht übel nehmen darf, wenn die Leute Miene machen, ihm ein wenig an den Puls zu fühlen.

Wir könnten noch unendlich mehr sagen. Aber wir haben zu unserem Dichter das gute Vertrauen, daß wir auch mit diesen wenigen, beynahe blos aus den beyden ersten Bogen geschöpften Bemerkungen zu spät kommen. Ohne Zweifel haben sich bereits andere wackere Männer das Verdienst erworben, ihn von seinem poetischen Staar zu befreyen. Ohne Zweifel wandelt er

bereits im Lichte der gesunden Vernunft, und wenn er auch nicht, wie weiland der berühmte Philippi auf dem Sterbebette, seine Werke verflucht, so kennt er doch zuverlässig den Teufel, von dem er, wie der Spanier des Cazotte von der Biondetta, unter der Gestalt einer Muse eine Zeitlang geäfft wurde.

Gedichte von Christian Ludwig Neuffer. Stuttgart bey J. F. Steinkopf. 1805. 8. 249 Seiten.

Diese Gedichte tragen durchgängig das Gepräge einer frühern Periode, und erinnern abwechselnd an Voß, Bürger, Hölty und Stolberg. Nicht immer dichtet der Verfasser mit Begeisterung, und eben so wenig scheint eine strenge Kritik seine Sache zu seyn. Einige Bemerkungen über ein einzelnes Gedicht mögen diesem Urtheil zur Erläuterung dienen. Hast du, sagt Herkules am Scheidewege zu dem Laster,

„Hast du nun dein Schweichelwort geendet?
Lügnerinn! den Göttersprößling blendet
Nicht dein Schlangenherz und Taubenblick!
Hofftest mit verführerischen Lehren
Du durch mich der Sclaven Zahl zu mehren,
Und an dich zu fesseln mein Geschick?"

Wer vermißt nicht in dieser Stanze die leiseste Spur der Poesie, und wie sehr entspricht der matte, vernachläßigte und mitunter schielende Ausdruck der Trivialität der Gedanken!" Wer hat je gesagt, ein Wort, statt eine Rede enden? Und wie kann man durch ein Herz geblendet werden? Nicht besser, in jeder Hinsicht, sind die folgenden Stanzen.

„Spare deiner Täuschung schnöde Künste!
Hier entsag' ich ewig deinem Dienste,
Deiner Gunst, und deinem Sündenlohn.
Immer laß vor mir den Schleyer fallen;
Deines Reizes scharfe Pfeile prallen
Fruchtlos ab von des Kroniden Sohn."

„Nie werd' ich mich nahn den Schandaltären,
Wo dich Faunen und Mänaden ehren,
Fröhnen nie der Sinnen niedrer Lust.
Hohe Kräfte, die vom Himmel stammen,
Und des Geistes reine Aetherflammen
Stählen diese unbesiegte Brust."

„Und was kannst du deinen Sclaven geben?
Zehret nicht der Fluch an ihrem Leben?
Lohnst du ihnen nicht mit Schmach und Tod?
Trinken sie nicht langer Reue Qualen
Aus dem gift'gen Quell der Taumelschalen,
Welche deine Hand den Armen bot?"

Wahrlich das Laster hat nicht Ursache, sich den Verlust eines solchen Herkules nahe gehen zu las-

sen. Ein zerknirschter Tropf aus unsern Zeiten, der sich vor der Kirchenbuße fürchtet, mag vom Sündenlohn, von Schandaltären, von der Sinne niederer Lust, von einem Lohn, der in Schmach und Tod besteht rc. sprechen, aber kein Halbgott, und am allerwenigsten durch den Mund eines Dichters.

Wenn es dem Herrn Neuffer, wie wir hoffen, um einen bleibenden Werth seiner Gedichte zu thun ist: so wird unser Urtheil ihn zum weitern Nachdenken veranlassen, oder wenigstens wird er es nicht mißdeuten. Durch die mythologischen Anmerkungen werden sich, wie wir fürchten, die meisten Leser beleidigt finden: denn der Verfasser erklärt ihnen sogar die Bedeutung der Musen und der Grazien, des Apollo und des Bacchus, der Cythere und ihres Sohns!

Gedichte und Lieder. Von Gregor Krämer. — Auch unter dem Titel: Neues Liederbuch, zunächst für die Jugend, dann auch für Erwachsene. Salzburg, im Verlage der Mayrischen Buchhandlung. 1805. 8. 494 Seiten.

Man wird eher den Stein der Weisen finden, als einen Reimer, der an Elendigkeit den Herrn Gregor Krämer übertrifft.

Gedichte von Carl Nehrlich. Eisenach bey G. Wittekind. Arnstadt bey F. Langbein 8. 160 Seiten.

Herr Nehrlich bittet auf der zweyten Seite seiner Gedichte eine Dame, auf seine Leyer die Blüten des Lächelns zu streuen. Wir wissen nicht, ob seine Gönnerinn ihm willfahrt hat. Aber wir fürchten fast, es möchten sich Leser finden, die es nicht beym bloßen Lächeln bewenden lassen, sondern ungebeten die arme Leyer mit einem Lachen begrüßen. Wir unsers Orts wollen ernsthaft bleiben; denn wir haben Ursache zu glauben, daß es gegen die Absicht des Dichters ist, wenn man über die Jugend, die von einer Stirne grünt, über einen bleichenden Lorber, über rege Hände, die goldene Kindesträume weben, über eine Najade, die mit Lächeln und — weißlichen Armen am Kiel schwamm, die im Silbergewande dem blumigen Rande entfloß, und viel und freundlich schmeichelte, über um die Schläfe gestreute melodische Blumen, und über ähnliche Stellen, durch die gerade Herr Nehrlich seinen Dichterberuf beurkundet, lacht. Auch finden wir Verse im Geist des folgenden

„Ich bin deines Lebens Jugend,
Ich bin deiner Tage Glück,
Weil den Lohn für reine Tugend
Lächelt dir mein Segensblick“

zwar nicht sehr erhaben, aber doch nicht lächerlich. Und daß, wie es Seite 30 heißt:

„Die Säng'rin sehr verschämet war,
Sie thät nur sittig nippen"

hat unsern vollkommenen Beyfall; denn einen vollen Becher bis auf den Boden zu leeren, ist zwar leider die Sitte manches Harfners, geziemt aber keineswegs einer Harfnerinn. Aber das erbärmliche Ende von Christel und Minchen können wir dem Dichter kaum verzeihen, und gewiß werden auch unsere Leserinnen ihm zürnen, wenn wir ihnen den Fall vorlegen. Drey Jahre schon blieb Christel auf der Wanderschaft, und zwar auf müder Wanderschaft aus. Er kommt zurück, da man Minchen kaum vorher zum Altar

„Zu goldner Hochzeit Graun"

mit Gewalt geführt hatte. Das Paar, um es kurz zu machen, schwankt zum Wasser; Minchen löst das Strumpfband unterm Knie, und

„Es wird zum schwarzen Todtenband
Um beyder Leib verknüpft;
In trunknem Wahnsinn, Arm in Arm
Das Paar zur Welle schlüpft.

Gott sey den beyden armen Seelen gnädig!

Gedichte von Christian Schreiber. Erster Band. Berlin 1805. bey Heinrich Frölich. 8. 312 Seiten.

Noch wenige Gedichte sind uns vorgekommen, bey welchen die Nachahmung eines bestimmten Originals so sichtbar gewesen wäre, als bey den gegenwärtigen. Schillers Ideen, Bilder und Wendungen, und sogar seine Wortfügungen findet man hier eben so häufig, als man die Fülle und Tiefe seines großen und kühnen Geistes vermißt. Wir wünschten daher, Herr Schreiber hätte die Fabel des ehrlichen Asmus von den drey Reitern, die auf Eselein gar eben zum Thor hinaus ritten, beherzigt: denn es ist uns bange, der Bucephal, dem er sich hinten angebunden hat, möchte ihn nicht in die schöne große Ewigkeit mit sich schleppen wollen. Eine zweyte, nicht minder wichtige Besorgniß hat die Zueignungsschrift bey uns erregt. Diese ist an Wieland und — Psyche gerichtet. Was die Schöne betrifft, so wollen wir von ihr das Beste für den Verfasser hoffen. Sie ist ohne Zweifel eine sehr gute, und also keine kunstrichterliche Seele. Aber der Altvater des deutschen Musenhains, wie er hier genannt wird, ist leider als ein Mann von dem eigensinnigsten Geschmack bekannt. Und wenn er nun diesen eigensinnigen Geschmack nicht aus Freundschaft für Herrn Schreiber verläugnen wollte? Würde er

dann nicht beym Lesen der ihr gewidmeten Gedichte mit unter wenigstens den Kopf schütteln müssen? Und ein Mäcen, der den Kopf schüttelt! Doch wir wollen keine Unglücksprophetten seyn, und lieber dem Herrn Verfasser noch einige Kleinigkeiten offenherzig entdecken, in die wir uns nicht so, wie wir wünschten, zu finden wissen. In dem Gedichte: die Geliebte, bey welchem überdieß eine höchst abgenutzte, und hier so unglücklich als möglich behandelte Idee zum Grunde liegt, ist die Rede von dem Angesicht, dem Auge, dem vollen Busen und dem Kleide einer -- Quelle!!! Von dem Munde berichtet Hr. Schreiber seinen Lesern ganz unglaubliche Dinge. Seite 25 finden wir einen holden Mund: der sich sittsam auf süßen Lauten wiegt, und nach Seite 37 ist gar des Irrwahns lockender Mund — entflohen. Bisher wußten wir in unserer Beschränktheit nur von Schatten der Körper: aber Seite 42 werden wir mit dem Schatten eines Geistes bekannt, und der Dichter versteht darunter keinesweges seinen eigenen. Eine ähnliche Merkwürdigkeit ist der S. 52 vorkommende vollendete Scheitel, den des Ruhms blühender Myrthenkranz schmückt. Sehr ungeschmeidig ist die Uebersetzung des französischen Gedichts, der Krieg, ausgefallen. Mit dem überdieß unrichtigen Reim: Akkorde und Worte, scheint irgend ein Kobold dem Verfasser einen boshaften Streich gespielt zu haben. Man findet ihn Seite 32. 39.

42. 48. 92. 235. 262. also nicht weniger als siebenmahl, und außerdem noch einmahl: Accord und Wort. Ein sehr unglücklicher Gedanke war es, Schillers berühmtes Gedicht: die Glocke, nachzuahmen, und zum Gegenstand die Farben zu wählen. Kein Wunder, daß die Beziehungen bey den Haaren hergezogen sind. Die rothe Farbe z. B. giebt die Veranlassung, ein vollständiges Gemählde des Kriegs zu liefern: denn im Krieg wird Blut vergossen, und das Blut ist ja roth. Unter die Gedichte, die Herr Schreiber seiner Vaterliebe unbeschadet hätte unterdrücken dürfen, gehören vorzüglich Saphos letzte Worte; die beyden Rosen; Freyheit, nach vorgeschriebenen Endreimen; Vergiß mein nicht. Das romantische Bardiet: die Niederlage der Teutonen, haben wir ganz zu Ende gelesen, und wissen uns nicht wenig damit: denn schwerlich wird es uns irgend ein Sterblicher nachthun. Die naiv-rührende Anekdote von dem Liebhaber, der, als sein Mädchen ihm mit Entzücken einen Stern zeigte, ausrief: Ach! begehr' ihn nicht von mir, ich kann ihn dir nicht geben, liest man hier in folgenden Versen:

Sie

Ha! welcher Glanz, welch zauberisches Licht
Fließt nieder dort von jenem Sterne!

Er.

Ich bitte, preisen Sie ihn nicht!
Sie sehen selbst die ungeheure Ferne,
Sonst macht' ich zum Geschenk ihn gerne.

Schlechter hätte der Uebersetzer seine Sache unmöglich machen können. Wie klug ist der Liebhaber, daß er nicht ermangelt, seine Schöne von dem Grunde, warum er ihr den Stern nicht geben kann, zu unterrichten! Das gute Kind hätte ja leicht seine Weigerung für Geiz halten können. Uebrigens sind wir der einfältigen Meinung, daß es nicht bloß die Ferne ist, welche das Firmament gegen die Plünderungen zärtlicher Liebhaber sicher stellt, und zuverläßig würde der Dichter selbst, wenn er einmahl, auf dem Flügelrosse reitend, mit der Scheitel am Sirius anstieße, der Nähe ungeachtet die Sachen dort lassen müssen, wie er sie fand. Die Gedichte: das Echo, Impromptu am Geburtstage eines Freundes, der Organist auf der Heurath und philosophisches Trinklied sind vermuthlich bloß eingerückt, um den Witz und die Laune des Verfassers für immer gegen alle Ansprüche sicher zu stellen. Das erste derselben können wir unsern Lesern unmöglich vorenthalten.

Frage.

„Echo, wie nennst du die Scribler, die jeglichen Unrath und Kunstwust,

Leeres Gebild nachschnitzelnd, zusammenkehren und raffen?

Antwort: Affen!

Frage.

Aber, was gründet den Stolz, mit dem sich die Mächtigen brüsten,

Der das Leben so oft Armen und Weisen vergällt?
Antwort: Geld!

Frage.

Horch! dort lärmen im Tempel der Gottheit eifernde Priester,
Sind das Diener des Herrn die polemischen Orthodoxen?
Antwort: Ochsen!

Frage.

Schau, dort wandelt ein Höfling, mit hochstolzierendem Haupte,
Sage, was trägt er darin, vielleicht die Wissenschaftslehre?
Antwort: Leere!

Frage.

Aber was giebt in der Welt uns Lohn und Würden im Staate,
Doch das edle Verdienst, das sich ein Weiser errang?
Antwort: Rang!

Hier müssen wir nothwendig dem Dichter Originalität zugestehen, oder ihn wenigstens von der Nachahmung Schillers freysprechen.

Gedichte von Georg Christian Ludwig Lindenmeyer. Coblenz, in der Lassaulxschen Buchhandlung. 1805. 8. 220 Seiten.

Herr Lindenmeyer macht mitunter ganz erträgliche Verse. Nur Schade, daß das Publikum die erträglichen Verse nicht ertragen will, und daß sie für den Verfasser nicht als Paß in die Ewigkeit gelten. Manche in dieser Sammlung enthaltenen Stücke sind gar zu matt und alltäglich, und mißfallen um so mehr, je länger sie sind. Die scherzhafte Muse ist dem Verfasser noch weniger hold, als die ernste, und am kläglichsten ist sein epigrammatischer Witz. Er hat auch Boutrimes, Räthsel und Charaden gemacht, die wir ihm von ganzem Herzen verzeihen wollen.

Gedichte von Thomas Zacherl. München, 1804. Gedruckt bey Joseph Zängl. 16. 72 Seiten.

Es ist ein Glück, daß sich nicht für jeden Thomas Zacherl ein Joseph Zängl findet, der seine Werke ans Licht befördert, sonst würde die poetische Sündfluth im Ernst gefährlich werden. Man kann keine Zeile in diesen sogenannten Gedichten lesen, ohne aufs lebhafteste zu fühlen, daß Gott Stupor es ist, der dem Verfasser sie eingegeben hat.

Der Jäger. Ein Lehrgedicht in drey Gesängen. Halle, 1805. Zu haben in der

neuen Societäts-Buch-und Kunsthandlung. gr. 8. 124 Seiten.

Wenn Diana dem Verfasser nicht günstiger ist, als die Musen es ihm sind, so gehört er unter die sehr unglücklichen Jäger. Sein Gedicht ist nicht viel mehr, als eine in Jamben geschriebene Jäger-Praktika, und entbehrt beynahe aller Reitze der Einbildungskraft. Zur Probe seiner Manier mögen die ersten zwölf Verse dienen:

„Des Weidwerks Lust in frohem Ton zu preisen,
Sey meines Liedes Zweck! Im Strahlenkleide
Von lichtem Silberstoff, sey gnädig mir,
Diana, hohe Königinn, die du
Die Nacht mit Glanz erfüllst. Begeistre günstig
Jetzt meinen Vers, daß er nicht ohne Glück
Das schöne Ziel erreicht. Begleite mich
In Feld und Wald, und lehre du mich, wie
Ein jedes Wild, es laufe, schwimm' und fliege,
Der Jäger schnell mit List und Stärke fällt;
Und wie durch aller Jahreszeiten Lauf
Der Jagd Gesetz mit strenger Würd' ihn führt.

Er scheint übrigens als Dichter von der Kritik gar nichts zu fürchten; denn in der Vorrede bittet er auf eine in der That drollige Art blos jeden wirklichen Weidmann und Kunstverständigen, seinen Versuch mit Nachsicht anzusehen, und ihm zu verzeihen, wenn er vielleicht ein oder die andere Art der Jagd nicht sollte berührt haben, weil er nicht eigentlich Mann von Metier sey. Auf

alle Fälle besteht also, wie er glaubt, das Hauptverdienst eines Lehrgedichts, wie das seinige, in der richtigen Aufzählung aller Arten der Jagd, und so haben wir freylich, wenn anders seine Zunftgenossen es nicht an freundlichen Belehrungen fehlen lassen, gegründete Hoffnung, bey einer zweyten Auflage ein ganz vollkommenes Werk von ihm zu erhalten.

Romanzen vom Thale Ronceval. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1805, 8. 54 Seiten.

Unter den Unfug, den die poetische Poesie angerichtet hat, gehört auch die Sucht, die alten spanischen Romanzen zu übersetzen und nachzuahmen. Was sonst als eine Kuriosität blos für die Neugierde einen Reiz hatte, will man jetzt dem deutschen Publikum zur Lieblings-Lectüre aufdringen. Mag denn auch an diesem Büchlein sich ergötzen, wer Sinn für Verse, wie folgende, und ihre verborgenen Schönheiten hat:

„Blas' dein Horn, du wackrer Ritter,
Blas' dein Horn mit lautem Tone,
Daß Carolus bald vernehme,
Wie die Heiden zu uns kommen."

„Olivier, du edler Degen,
Nicht geziemt sichs, schon zu sorgen,
Nicht, dem Kaiser nachzuschicken
Solchen Ton, als schlimmen Boten."

Scherz und Ernst, ein Spiel in Versen. Von Joseph Ludwig Stoll. Berlin, bey Joh. Friedr. Unger. 1804, 8. 86 Seiten.

Eine ziemlich gelungene Nachbildung eines französischen Originals. Das Stück ist in Alexandrinern geschrieben, bey denen jedoch die Feile nicht mit gleicher Sorgfalt gebraucht wurde. Abschnitte, wie folgende, darf sich weder der größte, noch der kleinste Dichter erlauben:

„Die traurige Erfah|rung hab' ich selbst gemacht"
„Kommt jemand? Ja, mit lan|ger Weile mich zu plagen."
„Ich schließe, da heut Mor|gen der Notar gekommen"

Die Süße reiner Triebe, ein warm empfindsam Herz, und ähnliche Floskeln erinnern an die Zeiten Gottscheds.

„Sie setzt uns keinen Kranz, worin uns Dornen stechen."

Man sagt, jemand einen Kranz aufsetzen, oder aufs Haupt setzen, keineswegs aber einen Kranz setzen. In der Stelle:

„Von Spitzen andrer Art will ich nicht einmahl sprechen"

ist der Witz völlig verunglückt. Matt ist der Vers:

„Quält sie nicht mit Verdacht, mit Vorwurf, mit Gesetzen."

Folgende beyde Verse:

„Statt euer ernstes Wort und all der Sittenlehren,
An eurem Wandel laßt uns eure Weisheit ehren"

sind zwar zusammengestellt, ihre Verbindung läßt sich aber kaum errathen. Wenigstens kann das Verbum des zweyten Verses nicht auch auf den ersten bezogen werden. Der Verfasser hat im Ganzen mit zu vielem Glück gearbeitet, um nicht zu der Hoffnung zu berechtigen, daß er diese und ähnliche Nachläßigkeiten künftig vermeiden werde.

Eros. Von Wilhelm Elogius Meyer. Berlin, 1805, bey Friedrich Maurer. 8. 188 Seiten.

Einen einzigen Aufsatz, Wilhelm und Emma, ausgenommen, enthält dieses Werkchen lauter poetische Stücke. Der Verfasser besitzt zuverläßig mehr als gewöhnliche Talente, und wir hoffen daher, er werde in Kurzem aufhören, Verse im Geist der folgenden — von sich zu schäumen:

„Alle verführt er, (es ist vom Amor die Rede)
Alle erspürt er,
Die heimlich den Funken,
Im Herzen versunken,
Klagen und tragen,
Tragen und klagen.“

— — — —

„Geht auch im irdischen groben Gedränge
Psyche, die Gattinn,
Die Ewigkeit-schauende
Seele des Lichts, Licht in der Seele,

Ihm manchmal verloren,
Dem lockeren Schelm:"

"So sprudelt er dennoch
Im Leben hoch auf,
Sprudelt im Herzen,
Und treibt ihn durch Schmerzen,
Den trübe Gebohrenen
Zum Himmel hoch auf."

"Lockt sie ins Hüttchen
Mit zuckernen Dütchen,
Durch üppigen Waldschein
Hinein, hinein.
Verschließet die Riegel,
Drückt jauchzend das Siegel
Der Seinigen d'rauf,
Der Seligen d'rauf."

Der prosaische Aufsatz verräth bey manchen Bizarrerien doch ungleich mehr Ruhe und Besonnenheit, als die Poesieen, und er ist es eigentlich, auf den sich unsere Erwartungen von dem Verfasser gründen.

Poetische Fragmente von Tian. Inhalt: Hildgund. Piedro. Die Pilger. Mahomed, der Prophet von Mekka. Frankfurt a. M. bey Friedrich Wilmans. 1805, 8. 221 Seiten.

Wie Herkules am Scheidewege zwischen dem Laster und der Tugend, steht dieser Herr Tian

zwischen der neuen und der alten, der poetischen und der unpoetischen Poesie. Wenn wir ihm rathen dürften, so würde er sich für keine von beyden erklären; denn weder im Geleite der einen, noch der andern wird er den Weg zum Ruhm und zur Unsterblichkeit finden. Er hat den besten Willen, sich in die höchsten Regionen der Phantasie emporzuschwingen. Aber leider fehlt ihm zu seinem Sonnenfluge nichts geringers, als — die Flügel. Im Hildgund, einem dramatischen Fragment, spielt Attila eine Hauptrolle. Auch hier verleugnet der Hunnen-König seinen Charakter der Grausamkeit nicht. Zwar vergießt er kein Blut; aber er macht den Lesern die tödtlichste Langeweile. Das Stück ist übrigens in Versen, zum Theil in Jamben, zum Theil in ungereimten Alexandrinern geschrieben. Mitunter stößt man auf recht tiefsinnige Betrachtungen. Z. B.

„Denn was vergessen ist, das ist dem Menschen nichts mehr."

In der Stelle:

„Kein niedres Ziel wird seinen Planen reifen,"

haben wir die kühne Metapher des reifenden Ziels bewundert. Ob folgende Verse in das Gebiete der neuen oder der alten Poesie gehören, mögen unsere Leser selbst beurtheilen. Wir unsers Orts würden sie in die Klasse der Reimereyen setzen, wenn der Verfasser nicht so ungerecht gewesen wäre, ihnen ihren wesentlichsten Schmuck, den Reim selbst, zu versagen:

Hildgund.

„Sprich, ist der König nah? Wie? oder ist er
ferne?“

Edizon.

„Er ist dir nah, ich geh; bald wird er bey dir seyn.“

Attila.

„Sey in Panonien du, o Theuere! mir gegrüßt.“

Hildgund.

„Ich beuge mich zum Staub vor meinem Herr-
scher hin.“

Mahomed ist eine ganz neue Gattung von Dramen. Es ist in Prosa geschrieben, und hat poetische Chöre. Im Ernst, poetische Chöre, und wer wissen will, wie poetisch sie sind, der lese:

„Ob Götter zu ihm niederstiegen,
Ich weiß es selbst zu sagen nicht;
Doch Unschuld ist in seinen Zügen,
Verklärungsglanz im Angesicht.“

Ferner:

„Weh uns! was ist aus ihm geworden?
Er ras't; sein Blick ist fürchterlich.
O öffnet euch, ihr Himmelspforten!
Ihr Engel! lächelt gnädiglich.
Kehrt voll Erbarmen zu ihm wieder,
Haucht Gottes Friede auf ihn nieder.“

In dem Reim: irren und führen, scheint sich der Verfasser besonders zu gefallen; denn er hat sich seiner zweymal bedient. Auch von

dem Dialog sind wir unsern Lesern eine Probe schuldig.

Tarrik.

„Aber wie? Wann wollen wir Mekka überfallen?"

Mahomed.

„Das steht noch nicht zu bestimmen; wir müssen einen andern ganz neuen Plan entwerfen; ich muß erst gesehen haben, wie es in Mekka steht, dann, und nicht eher können wir uns verabreden."

„Nicht versteh ich der Rede Künste," sagt eben dieser Mahomed in einer Anrede an das Volk. In der That ein naives Geständniß, und wenn Logen und Parterr bey dieser Stelle ihren Beyfall nicht zu erkennen geben, so vermögen wir uns ihr Schweigen nur dadurch zu erklären, daß sich früher schon der mitleidige Gott mit dem Mohnstengel ihrer bemächtigt hat.

Kilian, ich komme wieder! oder: Meiner Frauen wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode. Eine wahre Geschichte; item Aufzählung der Abentheuer, die mir, meinen Hunden, meinem Freunde dem Advokaten Krummfinger und noch mehreren Freunden dabey begegnet; nebst einem Glaubensbekenntnisse über die Möglichkeit der Wiedererscheinung nach dem Tode, von D. Kilian Zebedäus Spizuagel, nicht unrühmlich

bekannten Verfasser mehrerer Schriften aus allen Zweigen einer Philosophie, die weder das Komische der Schlegelschen, noch das Anmaßliche der Kantischen, noch das Unhaltbare der Fichteschen Schule hat. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von dem Verfasser der Aurora Fortuna. Zwickau und Leipzig, bey Friedrich Schumann, 1805. 8. 140 Seiten.

Ganz Deutschland hat den Herrn D. Wötzel mit seinem Buch über die Erscheinung seiner Gattinn nach ihrem Tode ausgelacht. Vor diesem Unglück ist der Verf. der gegenwärtigen Schrift, die er für eine Satyre zu halten scheint, vollkommen sicher. Ihn wird ganz Deutschland ungelesen lassen, und die wenigen Unglücklichen, denen ihr feindseliger Genius seine aberwitzige Broschüre in die Hände spielt, werden Mitleiden mit ihm haben. Wäre ihm übrigens im Ernst seine verstorbene Gattinn erschienen, so könnten wir es ihr unmöglich verzeihen, daß sie eine so gute Gelgenheit, dem theuren Herrn Gemahl eine Prostitution zu ersparen, verabsäumte, und ihm nicht den Gebrauch der Feder mit allem Ernst und Nachdruck einer abgeschiedenen Seele untersagte. Um denjenigen, welche zu irgend einem Zweck eine Liste der elenden Scribenten zu führen pflegen, die Nachfrage nach dem Verfasser dieses Werkchens zu

ersparen, bemerken wir, daß unter einem am Ende angehängten sogenannten Wort an das Publikum der Nahme: C. F. Döhnel steht.

Mährchen. Herausgegeben von dem Verfasser des Romans Heliodora. Görlitz, in der Antonschen Buchhandlung. 1805. 8. 178 Seiten.

Diese Mährchen sind französischen Ursprungs. Der Verfasser hätte eine bessere Wahl treffen können. Die Einkleidung ist übrigens nicht ohne Verdienst, jedoch nicht in dem Grade vorzüglich, um die Leser für den dürftigen Stoff schadlos zu halten.

Doctor Gall auf der Reise. Ein Lustspiel in einem Aufzuge, von Doctor Wilhelm v. Freygang. Göttingen, bey Heinrich Dietrich. 1805. 36 Seiten.

Das kleine Stück des Herrn von Freygang könnte von den Anhängern der Schädellehre zum Beweise gebraucht werden, daß diese die Probe des Lächerlichen aushält. Wir wenigstens wüßten kaum, was wir von dem Sterblichen denken sollten, der über die Einfälle des Verfassers lachen könnte. Wenn es aber dem Herrn Doctor ein wenig zu sehr an Witz und Laune gebricht, so besitzt er dafür die nicht gemeine

Gabe, seinen Lesern mit zwey Bogen mehr Langeweile zu machen, als andere mit eben so viel Alphabeten. Plan, Charaktere und Dialog, alles verräth gleiche Geistlosigkeit.

Die Schulmeisterwahlen. Ein satyrisch komischer Roman von Karl Friedrich Döhnel. Zwickau bey Friedrich Schumann. 1805. 8. 192 Seiten.

Der sein Leben selbst beschreibende Held dieses weder satyrischen noch komischen, sondern über allen Ausdruck platten und abgeschmackten Romans erzählt, daß er der Sohn eines Schneiders sey. Hätte er doch das Handwerk seines Vaters gelernt, und statt der Feder die Nadel ergriffen! Zwar könnte er leicht auch mit dieser ein Stümper seyn. Aber wer würde nicht lieber einen verpfuschten Rock von ihm tragen, als ein verpfuschtes Buch von ihm lesen?

Blumenberg und Julie. Eine unterhaltende und lehrreiche Geschichte. Zwickau und Leipzig 1805, bey Friedrich Schumann. 187 Seiten.

Bald wird man Ursache haben, die goldenen Zeiten zurück zu wünschen, in welchen man noch keinen schlechtern Roman kannte, als die

Insel Felsenburg, ein Buch, welches in Vergleichung mit unzähligen neuern Producten dieser Art ein Meisterstück genannt zu werden verdient. Der Verfasser der gegenwärtigen Geschichte, die er unterhaltend und lehrreich zu nennen sich nicht entblödet, hat einen wahren Hochverrath nicht etwa nur an dem guten Geschmack, sondern selbst an dem gesunden Menschenverstand begangen, und wenn die Göttinn, welcher der unsterbliche Pope das Chaos zum Vater und die Nacht zur Mutter giebt, in eigener Person sich hinsetzte, um einen Roman zu schreiben, die ihr ewig unerreichbare Erbärmlichkeit dieses Schriftstellers würde sie zur Verzweiflung bringen. Die Sünde, einem solchen Wechselbalg der Presse ans Licht geholfen zu haben, mag Herr Friedrich Schumann verantworten, wenn er kann.

Reise nach Paris zur Kaiserkrönung. Leipzig 1805, bey Wilhelm Rein und Comp. 12. 160 Seiten.

Wenn wir sagen, daß dieser Roman geschickter ist, Langeweile zu machen, als Langeweile zu vertreiben, so haben wir ihn sehr gelind beurtheilt. Der Verfasser sollte seine Zeit auf der hohen Schule — denn er ist doch wohl ein Student — besser anwenden. Ein Dichter wird schwerlich jemahls aus ihm; aber einen ganz erträglichen Pfarrer, oder Gerichtshalter dürfte

sich die Welt noch wohl von ihm versprechen, wenn er den gegenwärtigen schriftstellerischen Versuch seinen letzten seyn ließe. Uebrigens dient unsern Lesern zur Nachricht, daß die Heldinn des Romans Auguste und der Held Körner heißt; daß jene eine sinnige, in der schönen Natur sinnig umherschleichende Jungfrau, und dieser ein nicht minder sinniger Jüngling ist; denn als er zufällig die Bekanntschaft des Mädchens in einem Lustwäldchen gemacht hatte, wartete er nach ihrer Entfernung noch den Untergang der Sonne ab, und ging dann sinnig in die Stadt. Ist es nicht Jammerschade, daß dieses liebe sinnige Pärchen einem unsinnigen Biographen in die Hände fiel?

Züge edler Liebe, in Erzählungen nach wahren Geschichten. Elberfeld und Leipzig bey Heinrich Büschel. 1805. 8. 295 Seiten.

Wer einen abgeschmackten Autor von abgeschmackten Personen abgeschmackte Dinge sich abgeschmackt erzählen lassen will, der findet bey diesem Buche seine Rechnung. Eine Sylbe mehr davon zu sagen, hieße den obscuren und armseligen Fabrikanten zu viel, und das Publikum zu wenig achten.

Lustspiele von L. Wieland. Braunschweig 1805, gedruckt bey Friedrich Vieweg. 8. 327 Seiten.

Diesen Band enthält zwey Lustspiele: Ambrosius Schlinge, und die Bettlerfamilie. Der Inhalt des ersten Stücks ist kürzlich folgender. Der Held, ein Landstreicher, der sich um einen Herrn Vincent das Verdienst gemacht hat, ihn des Nachts aus einem Graben zu ziehen, und von diesem dafür in sein Haus aufgenommen worden ist, erscheint in der ersten Scene mit Maskarill, dem Bedienten seines Wohlthäters, in einem Streit, weil dieser sich weigert, das grüne Zimmer, das die Frau Tante bewohnt, für ihn auszuräumen. Die Scene endet sich mit Prügeln, die der Bediente erhält, und diese geben Gelegenheit zu einem Wortwechsel zwischen Schlinge und Conrad, dem Sohn des Hauses, dem der Vater zum Vortheile des ersten ein Ende macht. Frau Loos, die Tante, die dem Landstreicher Vorwürfe wegen des grünen Zimmers machte, wird ebenfalls höhnisch behandelt. Holder, Schlinges Halbbruder, kommt ihm sehr zur Unzeit, um sein Glück mit ihm zu theilen. Er versucht ihn zu entfernen; aber vergeblich. Der Lärm, den dieser im Hause, als ihm nicht, wie er wünscht, begegnet wird, anfängt, bringt die Familie, und besonders die Tochter des Hauses, Lucie, noch mehr gegen Schlinge auf. Man ersinnt Plane zu sei-

nem Sturz, und verwirft sie wieder. Vincent, nachdem er Holders Ankunft und sein Betragen erfährt, ist anfänglich unwillig darüber, wird aber durch Schlinge sogleich wieder besänftigt. Dieser sieht sich endlich durch einen Steckbrief, der es höchst wahrscheinlich macht, daß er Franz Platter heißt, und ein Gauner ist, sehr in die Enge getrieben. Zwar legt er sich auch hier aufs Läugnen, und giebt am Ende vor, der Beschriebene sey sein Zwillingsbruder. Aber diese Aussage wird durch Holder widerlegt. Schlinge weiß sich nicht mehr zu rathen, und erklärt endlich seine Bereitwilligkeit, sich jeder Strafe zu unterwerfen, wenn man ihn schuldig finde. Er und Holder werden nun nach seinem eigenen Vorschlag in zwey verschiedene Kabinette eingeschlossen. Martin, ein alter Bedienter, der das Amt des Kerkermeisters versieht, wird von ihm durch Geld und gute Worte dahin gebracht, daß er in sein Verlangen willigt, einen draußen stehenden Kasten durch zwey Träger hereinzuschaffen, Holdern, unter dem Vorwande, Mascarill habe es befohlen, einsteigen, und nach dem Hafen, nicht weit vom Packhof, in das bunte Häuschen tragen zu lassen, zuvor aber einen Brief in das nächste Kaffeehaus an Schiffer Hansen abzugeben. Dieser Schiffer Hansen, ein Vertrauter Schlinge's, treibt nebenher ein wenig Seelenverkäuferey, und hat kaum vorher seinem Freunde den Rath gegeben, sich durch die Flucht zu retten, weil ein Mann in der

Stadt sey, der nicht sehr löbliche Dinge von ihm aussage. Bey dieser Gelegenheit verabredete Schlinge Holders Auslieferung mit ihm. Martin, im Begriff, den Brief zu bestellen, stößt auf Maskarill, der ihm denselben, mit dem Versprechen, ihn zu überliefern, abnimmt, und ihn, so bald er sich allein sieht, erbricht. Als Martin mit den Trägern zurückkommt, stellt Maskarill ihm eine von ihm selbst in Hansens Namen geschmiedete Antwort für den Abentheurer zu. Dieser liest: er sey verloren, wenn er sich nicht rette. Die Polizey sey ihm auf der Spur. Sein Haus sey umzingelt, um ihn zu fangen. Der Elende ist in der äußersten Verwirrung und Angst. Hülfe! Hülfe! ruft er, wo sind sie? — Hier sind die Träger, sagt Martin. Er steigt in den Kasten, schlägt ihn zu, und ruft;

„Fort, fort laß mich, tragt zu, ihr Schurken, trägt zu!" Maskarill und die übrigen treten herein, der Kasten wird fortgetragen; und der Vorhang fällt. Wir können nicht bergen, daß wir nicht recht wissen, was wir aus dieser sogenannten Komödie machen sollen. Dieser Herr Vincent, der die Dankbarkeit so weit treibt, einen unbekannten Menschen, der erst 36 Jahre alt ist, darum, weil er ihn aus einem Graben gezogen hat, in seinem Hause zu todt füttern zu wollen, ist uns nur in so fern kein Räthsel, als, wenn er wie andere Menschenkinder handelte, es um die ganze Komödie geschehen wäre. Selbst die

Entschliessung Schlinge's, eine solche Wohlthat anzunehmen, hätte ihm über den ganzen Menschen die Augen öffnen müssen. Und kann er nicht wohlthätig seyn, ohne sich einer Härte gegen seine Schwester schuldig zu machen? Hat er Schlingen das Zimmer von dieser auf sein Begehren, oder aus eigener Bewegung zugestanden? Im ersten Falle wird er durch seine Schwäche gegen die unverschämteste aller Zumuthungen, und im andern Falle durch ein eben so zweckwidriges als unbilliges Verfahren bis zum Ekel verächtlich. Und warum überläßt er es Schlingen, den Befehl zur Ausräumung des Zimmers zu geben? Dieß war doch auf alle Fälle die Sache des Wirths, und nicht des Gastes. Das Betragen des Bedienten bey dieser Gelegenheit ist eben so widersinnig. Wincents Partheylichkeit für den Landstreicher war ihm bekannt. Er hatte Befehl, ihm wie seinem Herrn zu gehorchen. Er muß also voraussehen, daß er den Kitzel, ihm Impertinenzen zu sagen, nicht ungestraft befriedigen kann. Schlinge selbst ist der abgeschmackteste aller Gauner, der alle Augenblicke entlarvt zu werden fürchtet, und doch durch sein Betragen alle Welt herausfordert, ihn zu stürzen. Mag es auch Menschen dieser Art geben, für die poetische Darstellung sind sie durchaus untauglich, weil sie nur widrige und mißfällige Empfindungen hervorbringen. Frau Loos, die Tante, vergißt offenbar bey dem Streit wegen ihres Zimmers, was sie zu thun hat. Sie

erniedrigt sich, Schlingen zur Rede zu stellen, und dem Bruder, der sie einem Landstreicher nachsetzt, hat sie nichts zu sagen. Eben so unbegreiflich ist es, daß dieser sich gegen die Schwester auch nicht mit einem Worte über sein Verfahren erklärt. Wer erscheint hier in dem nachtheiligsten Lichte? Der Wirth, oder der Gast? Offenbar der erste, und zuverläßig gegen die Absicht des Dichters. Conrad, der Sohn, weiß sich nur dann zu rathen, wenn es darauf ankommt, dem Landstreicher eine Anzüglichkeit zu sagen, und Lucie, die Tochter, ist vollends gar ein unbedeutendes Geschöpf. So wenig wir aber mit den Charakteren zufrieden sind, eben so wenig können wir es mit der Entwickelung seyn. Wir wollen darüber hinweggehen, daß die mannichfaltigen Bemühungen der Familie des Vincent zum Sturze des Landstreichers beynahe ganz ohne Erfolg bleiben. Möchte immerhin die verzweifelte Lage, in welche dieser am Ende durch den Steckbrief und die Aussage Holders geräth, ein bloßes Werk des Zufalls seyn, wenn nur aus dieser Lage gerade diese und keine andere Entwicklung nothwendig hervorgehen müßte. Aber leider hat der Dichter auch von dieser Seite den Tadel nicht vermieden. Wir errathen, daß Schlinge das beyderseitige Einsperren vorschlägt, um Holdern desto leichter dem Seelenverkäufer zu überliefern. Diese Maßregel wird also in gewissem Betracht durch seine gegenwärtige Lage herbeygeführt. Aber muß sie auch

nothwendig seinen eigenen Sturz herbeyführen? Es ist natürlich, daß Maskarill alle Unternehmungen des Abentheurers, der bloß durch den dummen Bedienten Martin bewacht wird, bebauert, und es kann also auch kaum fehlen, daß ihm der Brief an Hansen in die Hände fällt. Aber der Gebrauch, den er von dem Inhalt desselben macht, ist ein bloßer Einfall, den er haben und auch nicht haben kann. Es bleibt uns also immer noch die Frage übrig: welche Wendung würde die Sache im letzten Falle genommen haben? und es braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden, daß eine solche Frage nicht übrig bleiben darf, wenn der Dichter seine Schuldigkeit gethan hat. Ueberhaupt verräth die Handlungsweise der Familie des Vincent, nachdem der Steckbrief ihr in die Hände gefallen ist, allzusehr das Bedürfniß des Dichters. Franz Platter, der Held des Steckbriefs, und Ambrosius Schlinge, sind Eine Person, daran läßt sich gar nicht mehr zweifeln. Was ist nun natürlicher, als daß man der ihn verfolgenden Justiz von seinem Aufenthalte einen Wink giebt? Aber auf diese Art läßt sich freylich nicht wohl eine Komödie schließen. Herr Wieland ist übrigens zuverlässig der Mann, der das Publikum auch in diesem Fache zu nicht geringen Erwartungen berechtigt. Sein Dialog ist leicht und lebhaft. Es fehlt ihm nicht an Witz und Humor, und manche einzelne Scenen in den beyden gegenwärtigen Stü-

cken verrathen ächtes komisches Salz, und sind von vortrefflicher Wirkung.

Kleine Satyren und Tändeleyen von Friedrich Christoph Weisser. Leipzig, in der Dyckischen Handlung, 1805. 328 Seiten in 12.

Eine kleine Sammlung prosaischer, meistentheils launiger und satyrischer Stücke, mit untermischten Aufsätzen ernsten Inhalts, leichten Erzählungen und einzelnen Gedanken und Einfällen. Weder Verfasser noch Leser werden erwarten, daß hier alles Allen in gleichem Maße genügen solle. Was der erstere wünschen und die letztern fordern dürfen, ist, daß in einer Gattung, die so leicht über die Gränze des Schönen und Feinen hinausschweift, nichts sich eindränge oder einschleiche, was den gebildeten Geschmack beleidige, und dieß ist wirklich der Fall. Herr Weisser verräth sich allenthalben als einen aufmerksamen Beobachter und unbefangenen Beurtheiler der Zeit, und da es ihm mehr darum zu thun ist, ihre Thorheiten zu belachen, als ihre Laster zu züchtigen, so ist er um so weniger Gefahr gelaufen, sich irgend einer unzarten Behandlung schuldig zu machen, oder gegen das Schickliche zu verstoßen. Sein Ton, sein Scherz, seine Sprache sind immer die eines guten Gesellschafters und schon in dieser Hinsicht ist er willkommen.

Vielleicht ist es ihm nicht unangenehm zu wissen, was manche Stücke der Sammlung für einen Eindruck machen, oder vielmehr, wie wir sie nahmen. Die Wunderlampe könnte leicht mehr werden, als ein gewöhnliches orienta-

lisches Mährchen, wenn der Ausgang glücklicher geendet, oder mit dem romantischen Anfange mehr in Uebereinstimmung gebracht würde. Die Erscheinung bedürfte einer reichlichern Beymischung von satyrischem Salze, um sich einer zweyten Lesung werth zu machen. Auguste, eine Charakter-Schilderung, ist voll von launigen Einfällen, die bey dem ersten Lesen leicht übersehn werden, aber bey dem zweyten nur um so stärker hervortreten. Die Harangue des neuen Jahrhunderts gehört gewiß mit zu den Witzigsten, was zu dessen Bewillkommung geschrieben worden ist. Die Klage des Ehemanns einer Dichterinn dürfen wir mit Grund allen poetischen Frauen zur Beherzigung, so wie die Straßenbeleuchtung allen nachlässigen Dienern der Polizey zum Troste empfehlen.

Wir geben noch einige kleine Stellen zur Probe. S. 66. „Ehedem empfahlen sich Werther und seine Brüder beym Publikum durch eigenen Mord. Aber die Helden unserer neuesten Schriftsteller machen nur durch die Menge der fremden Schädel, die sie spalten, ihr Glück. Kunden aus fernen Zeitaltern sind an der heutigen Tagesordnung, und Dichter, die das Pulver nicht erfunden haben, datiren ihre Werke am liebsten aus Jahrhunderten, worin es noch nicht erfunden war.“ S. 171. „Da die Anzahl der Almanache so beträchtlich ist, und ihr Interesse sowohl, als ihre Grundsätze, einander durchaus entgegen gesetzt sind, und da zugleich in den meisten, besonders in denjenigen, die aus der neuesten Schule hervorgehen, der kriegerische Geist und die Verfolgungssucht ihrer Verfasser rumort, so ist es räthlich, sie in den Bibliotheken so sehr als mög-

sich zu trennen, um nicht das Schauspiel einer neuen Bücherschlacht, verheerender, als die, welche Swift beschrieb, zu veranlassen. Welcher nie gesehene Kampf auf Leben und Tod würde entstehen, wenn ein Almanach von Kotzebue mit einem von Schlegel zusammen träfe. Welche tödtliche Wunden würden die neueste und die ältere Poesie sich beybringen! Wie unbedeutend würde der in alle Sprachen übersetzte Zorn des Achilles gegen den Zorn erscheinen, mit dem die Amazonen der Armee, die Kalender für das schöne Geschlecht, sich bekämpften!" S. 141. „Noch vor wenigen Jahren wußte der Mond es durch seine Zauberkünste dahin zu bringen, daß beynahe ganz Deutschland vor ihm auf den Knieen lag, und über seinem Dienst nicht nur den wahren Gottesdienst, sondern auch sogar die Verehrung der heidnischen Gottheiten vernachläßigte. Weder an einen Amor noch an eine Venus wurde ferner gedacht. Ihn setzte man auf den Thron von jenen. Seine kalten Pfeile waren es, welche die Herzen verwundeten. Er war der Stifter aller Liebeshändel, und der eigentliche Universal- und Patent-Kuppler. Auch zu Glücksgütern wußte er seinen Anbetern zu verhelfen, und sogar die Poeten machte er reich. Diese verwebten seine silbernen Strahlen auf eine geschickte Weise in ihre Verse und in ihre Prosa, und erhielten dafür von den Verlegern ihrer Werke gediegenes Silber."

Noch hat es Niemand gewagt, die Horazische Satyre und Epistel im Deutschen nachzubilden. Sollte Herr Weisser nicht Muth und Beruf in sich spüren, sich auf diesem unbearbeitet liegenden und doch so viel versprechenden Gefilde zu versuchen?

XV.

Theaterbesuch.

Fragment eines Briefs.

(Veranlaßt durch das, was wir im vorigen Stück über einige der Schauspiele gesagt haben, in denen Herr Iffland bey uns aufgetreten ist.)

„Ueber die Unsittlichkeit der Bühne ließe sich viel „sagen. Das Schlimmste ist wohl nicht das, was „sich geradezu als unsittlich ankündigt, sondern was „unter dem Schein der Sittlichkeit das Herz bethört, „alle Begriffe des Guten zerstört und das sittliche Ge„fühl vernichtet, wenigstens verwirrt; wie wenn die „schlechtesten Kerls edle Handlungen begehn, und „wenn einer etwa gestraft wird, noch ein schmelzen„des Mitleiden obendrein einflößt; wenn alles Gute „nur in dem Temperament gesucht; Frechheit und „Naivetät verwechselt, und die himmlische Unschuld „zum Deckmantel der Lüsternheit gegeben wird. Da „nun dieß alles jetzt an der Tages-Ordnung ist, so „begreif' ich nicht, wie noch jemand seine Töchter in „diese Schulen der Sittenlosigkeit schicken kann, wo „die erbärmliche Schlaffheit unsers Zeitalters recht „methodisch nicht bloß gelehrt, sondern angelernt „und mundrecht gemacht wird."

Wir erhielten obiges gerade, als wir, wegen der Anwesenheit der Madam Fleck aus Berlin, (einer Schauspielerinn, die, gleich der Madam Unzelmann, welche wir das Vergnügen hatten, vorigen Sommer bey uns zu sehen, würdig ist, eine Kunstgefährtinn Ifflands zu seyn,) im Begriff standen, wieder einmal in das Schauspielhaus zu gehen, das wir nur höchst selten besuchen, weil uns die meisten Stücke misfallen, die aufgeführt werden. Dieß war auch diesen Abend, bey der Vorstellung des Grafen Benjowsky, der Fall. Wie konnte doch Herr von Kotzebue so etwas schreiben? Und wie kann man zugeben, daß ein solches Stück aufgeführt wird, wodurch junge Personen durchaus irre über ihre Pflichten werden müssen? Wir brauchen nur an den Inhalt zu erinnern, um dieß zu erweisen. Der Graf Benjowsky, ein geborner Ungar, hat mit den Conföderirten in Pohlen 1771, welche ihren König gefangen nahmen, gemeinsame Sache gemacht, ist in russische Haft gerathen, und langt als Gefangener auf der Halbinsel Kamtschatka an. Der Gouverneur derselben läßt ihn sogleich, bey seiner Ankunft, die Fesseln abnehmen, weil er einen Aufruhr der Mannschaft des Schiffs, die sich desselben bemächtigen wollte, gestillt hat. Die Tochter des Gouverneurs verliebt sich auf den ersten Blick in ihm, und der Vater macht den Plan, ihn in sein Haus zu nehmen, damit er seiner Tochter Unterricht in der französischen Sprache

gebe, und um einen Gesellschafter beym Schachspiel an ihm zu haben. Während dem hat sich aber schon der Graf mit den Verwiesenen der Insel in einen Plan eingelassen, sie sämmtlich zu befreyen, und sich zu dem Ende eines Schiffs zu bemächtigen. Also hintertrieb er die Flucht seiner Gefährten auf der Herreise blos weil er nicht zum Anführer gewählt worden war; und doch wäre diese Flucht ungleich rechtlicher gewesen, als einen Aufruhr in Kamtschatka zu leiten, wo er als freyer Mann behandelt ward. Sein Vorhaben wird dem Gouverneur angezeigt; er weiß sich aber anscheinend zu rechtfertigen, und so, daß der Gouverneur, auf das Bitten seiner Tochter, ihn für seinen Schwiegersohn erklärt. Dennoch bleibt er seinem Entwurf getreu, mit allen Verwiesenen und Gefangenen zu entfliehen, und diß um so mehr, da er verheirathet ist und es verschwiegen hat. Ehrlich ist er indeß doch noch genug, um seiner Geliebten, die sich erbietet, ihren sie innigst liebenden Vater zu verlassen und mit ihm zu entfliehen, zu sagen: er sey verheirathet und seine Gattinn obendrein von ihm schwanger zurückgelassen worden. Doch auch dieß kühlt die Liebesbrunst der jungen Schönen nicht ab; sie will nun als Schwester ihm stets zur Seite leben; sie zieht männliche Kleider an, und erstürmt an der Seite ihres Verehrten das Haus ihres Vaters, der, weil das Complot verrathen worden ist, und er sich der Ausführung pflichtmäßig widersetzt, ge-

fangen genommen, gefesselt und den Einwohnern der Stadt so von dem Walle des Hafens herab gezeigt und ihnen zugleich angedeutet wird: daß, wenn sie sich der Einschiffung der Verwiesenen widersetzten, der Gouverneur ohne Barmherzigkeit niedergehauen, unter sie aber mit Kartätschenkugeln gefeuert werden würde. Benjowsky hat noch die Frechheit, vor dem Gouverneur zu erscheinen und eine unsinnige Rechtfertigungsrede, ganz im Ton der Menschen mit rothen Mützen auf der Rednerbühne im ehemaligen Jacobiner-Club zu Paris, zu halten: der Gouverneur aber die Schwachheit, diesen Elenden fußfällig zu bitten, ihm doch nur wenigstens seine Tochter zu lassen, die er ihm auch endlich in die Arme wirft und sich zu Schiffe setzt. — Läßt sich etwas Schändlicheres denken, als das Benehmen Benjowsky's, für den der Dichter doch unsere Achtung fodert? Und welch ekles Wesen ist die verliebte Kamtschatkalische Kitze, deren Naivetät uns in Erstaunen setzen soll? Ach! und in solche Stücke führt man junge Frauenzimmer — ja Kinder? In unserm Innern hat es uns erschüttert, als wir neulich erfuhren, daß man itzt Kindern den Inhalt der Schauspiele (die sie gar nicht besuchen oder wenigstens so schnell als möglich wieder vergessen sollten) als Styl- und Verstandesübung aufschreiben läßt, wie sie vor 40—50 Jahren angehalten wurden, den Inhalt der Predigten aufzuschreiben, die sie den Sonntag hörten; welches doch wohl ungleich

vernünftiger war. Muß der Zunder der Leidenschaftlichkeit *) nicht durch das Besuchen, Lesen und Ausziehen von Schauspielen und Romanen in die jungen Gemüther geworfen werden, wie die Eitelkeit sich in das Herz eines Mädchens eingräbt, dem man häufig vor den Spiegel hin zu treten erlaubt? Wir glauben ein gutes Werk gethan zu haben, als wir vor einiger Zeit einem eilfjährigen Mädchen Lessings Nathan wegnahmen. Wer mit der Kirchengeschichte unbekannt ist, kann das Stück ja gar nicht verstehen; wohl aber muß der Gedanke beym Lesen desselben in ihm aufkeimen: es sey eben kein Vortheil für ihn, in der Christenheit geboren worden zu seyn. Ein Hungriger, der ein Vomitiv verschluckte, könnte ja leicht den Tod davon haben, und muß auf jeden Fall Schmerzen dulden, die er sich hätte ersparen können. Dieß läßt sich auf Menschen anwenden, die mit den Verspottungen des Christianismus früher bekannt werden, als mit der christlichen Religion. Der

*) Sollte es daher gut seyn, in Schulen, zumal in Bürger-Schulen, Declamations-Uebungen anzustellen? Man lehre Kinder mit Verstand und Anmuth lesen; aber man lasse ihnen nicht Stellen aus Schauspielen, oder Balladen von Schiller, Bürger, Langbein, theatralisch hersagen. Das Versetzen in gespannte Lagen, in leidenschaftliche Gefühle kann ihnen unmöglich zuträglich seyn. Ueberhaupt suche man doch ja nicht mit seinen Zöglingen zu prunken, durch sie das Publikum zu ergötzen!

Christianismus des zwölften Jahrhunderts hatte freylich keinen höhern moralischen Werth, als der Mosaismus und der Muhamedismus, und wir sind Lessingen Dank schuldig, daß er dieß so anschauend gezeigt hat. Daher ich Lessings Nathan meiner jungen Freundinn gewiß wieder in die Hand geben werde, wenn sie erst von den Wahrheiten der christlichen Religion durchdrungen und mit der Geschichte derselben sattsam bekannt ist; um sie dann vor dem christlichen Hochmuthe zu verwahren und ihr in Beyspielen zu zeigen, was der Stifter der christlichen Religion damit meinte, wenn er sagte: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ Nicht das macht meinen Schüler, daß man mich: Herr! Herr! nennt, sondern man muß die Pflichtgebote erfüllen.

Es ist seit zwanzig Jahren so viel über und für Erziehung und Unterricht geschrieben worden, daß man glauben sollte, die von Condorcet und Fichte verkündigte Zeit müsse bald eintreten, wo die Menschen keiner Regierung bedürfen werden, weil sie, sobald sie nur der Schule entwachsen, auch fähig sind, sich selbst zu regieren. Wenn man aber sieht, wie noch immer erzogen und unterrichtet wird, so tritt man der Meinung bey, die Doctor Gall in seinen Vorlesungen über die Gehirnschädel von dem Kreislaufe der sittlichen Denkart äußert. Denn kaum hat man sich z. B. darüber gefreut, daß der Dresdner Katechismus beym Kinder-Unterricht nicht mehr gebraucht

wird, so erschrickt man auch wieder darüber, wenn man in den Händen der Jugend Bücher findet, die ihre sinnlichen Begierden erhöhen und ihre sittlichen Begriffe irre leiten.

Um wieder auf das Stück des Herrn von Kotzebue zurück zu kommen, so könnte man zur Entschuldigung desselben vielleicht sagen: eine wahre Geschichte liege zum Grunde. Wir würden aber antworten: der dramatische Dichter soll nicht die Abentheuer dieses oder jenes Mannes in Gespräche bringen; denn dadurch zeigt er sich nicht als Dichter: so zeigt er sich nur, wenn er, wie Lessing sagt, eine Flocke zu einem Gespinnst erhöht. Nicht zwey Bände Schicksale und Reisen von Cajus oder Titius muß er ins Kurze ziehen und auf das Bretergerüste bringen; irgend ein Factum muß ihn zum Stoff einer neuen Schöpfung dienen, oder er ist kein Baumeister, sondern ein bloßer Zimmermann.

Ein Baumeister voll schöpferischer Kraft war Schiller, in dessen Wallenstein Madam Fleck als Thekla erschien: da Schiller aber früher Baurisse verfertigte, als er sich mit der Zimmermannskunst und dem Maurerhandwerke bekannt gemacht hatte, so führte er meist Gebäude auf, in denen diejenigen sich verlieren, die darin zu wohnen gedenken. Wie wahr das ist, was wir über seinen Wallenstein schon in diesem Stück S. 261 gesagt haben, ergiebt sich daraus, daß er selbst in der Folge das zweyte und

dritte Stück für die deutschen Bühnen zusammen geschmolzen, und ein Stück von sechs Akten daraus gemacht hat. Nun konnten zwar wohl die Gebäude an einander gerückt, aber nicht zu Einem Ganzen vereinigt werden. Mit Max Tode beginnt eine zweyte Handlung. Das einzige Werk von Schiller, welches nicht blos genialisch entworfen, sondern auch gut gezimmert ist, dürfte die Jungfrau von Orleans seyn: es ist indeß ein Werk ganz eigner Art, nämlich ein lyrisches Drama ohne Gesang. Diesem Stück, in Absicht der theatralischen Wirkung am nächsten, steht Maria Stuart. Aber das, was Schiller anschauend zu machen suchte, springt nur beym Lesen, nicht bey der Vorstellung ins Auge. Er wollte nämlich zeigen, daß die protestantischen Engländer Marien auf das Schaffot schickten, weil sie sich vor der Rückkehr des Pabstthums fürchteten, wenn Maria, nach Elisabeths Tod, den Thron von England bestieg, und daß die Katholischen aller Lande Mariens Vergehungen, selbst die Theilnahme an der Ermordung ihres Gemahls, übersahen, weil sie die Hoffnung hegten, nach ihrer Thronbesteigung werde England zum katholischen Glauben zurückkehren. Deshalb läßt Schiller auch Marien so strafbar seyn, als sie es wahrscheinlich war, obschon dieß nicht aus den gerichtlichen Acten erweislich ist. Und wie herrlich ist der Zug, daß Mariens gewesener Haushofmeister ihr vom Pabst die geweihte

Hostie überbringt, durch die sie beruhigt wird, und daß der Pabst diesen irdischen Küchenmeister in einen himmlischen, durch Ertheilung der Tonsur, verwandelt hat; da nach dem römischen Cultus bey einer geistlichen Verrichtung der persönliche Charakter des Mannes wenig in Betracht kommt, indem das Amt den Mann heiligt. Aber Züge der Art müssen bey der Vorstellung wegbleiben, weil sie Anstoß geben würden.

Recht eigentlich für die Bühne schrieb Schiller sein bürgerliches Trauerspiel, Kabale und Liebe, zu einer Zeit, wo er sich bey Seyler in Dresden und Leipzig aufhielt. Alles ist hier auf die theatralische Wirkung berechnet, dagegen er bey seinen andern Stücken, während der Arbeit, wohl den Leser, aber nicht den Zuschauer vor sich sah. Indeß fühlt man doch auch bey diesem, daß Schiller mit dem Mechanischen des Theaterwesens durchaus nicht bekannt war; worüber wir außerdem die sicherste Auskunft geben könnten, da wir Schillern in jener Zeit genau gekannt haben, indem er einige Monate mit unserm verstorbenen Freunde Jünger zusammen wohnte, der ihm zuerst, so wie Hr. v. Göthe in der Folge, mit dem bekannt machte, was zur Schauspielerkunst gehört und wie man für dieselbe zu arbeiten hat. Daß Hr. v. Göthe dieß versteht, zeigt sich in allen seinen Stücken, selbst in denen, wo er absichtlich die Regelmäßigkeit vermied; daher er auch nicht, wie Schiller, seine

Ansicht einer Begebenheit oder eines Charakters, sondern die Begebenheit und den Charakter selbst, zum Zweck seiner Darstellung macht. Weit mehr Aehnlichkeit, in dieser Hinsicht, hatte Lessing mit Schiller: aber Lessing besaß ungleich mehr Kenntniß der Schauspielkunst als Schiller, wenn schon nicht so viel, als Engel, Gotter, Göthe, Jünger und Kotzebue, oder (wie leicht zu erachten) als Brandes, Stephanie und insonderheit Iffland. In Absicht der Imagination stand Lessing Schillern unendlich nach; in Absicht auf Gelehrsamkeit dieser jenem. Bey der Arbeit erhöhte Schiller noch, durch sinnliche Mittel, seine ohnedem feurige Einbildungskraft; daher der starke sowohl als innige Ausdruck seiner Gefühle und Ideen. So wie Er hat kein Anderer gesprochen. Er ist unstreitig Stellenweise der erhabenste Dichter aller Nationen: aber wir kennen von ihm kein schönes Werk: denn in welchem findet sich Ebenmaaß und genaue Zusammenstimmung aller Theile?

Inhalt.

Erstes Stück.

Zweytes Stück.

In der die vergangene Ostermesse bey Herrn Dyk in Leipzig erschienenen Schrift: Kleine Satyren und Tändeleyen von Friedrich Christoph Weisser, sind folgende wesentliche Druckfehler stehen geblieben:

Seite 57. Zeile 2. statt: Speculation lese man: Speculationen.

— 65. — 4. st. aestriplex l. aes triplex.

— 63. — 2. v. unten st. Familie l. Feinde.

— 97. — 9. st. Hypokrene l. Hippokrene.

— 103. — 6. st. Dythirambe l. Dithyrambe.

— 124. — 1. st. einem l. eurem.

— 156. — 4. del. bey vor dem Wort: jedem.

— 177. — 2. st. eine l. Eine.

— 186. — 9. del. mit.

— 215. — 5. von unten, ist nach dem Worte: Menschen, das Kolon wegzustreichen, nach: Aladdin aber statt des Ausrufungszeichens ein Punct zu setzen. Mit dem Worte: mißfällt fängt dann ein neuer Periode an, und dasselbe erfordert also einen großen Anfangsbuchstaben.

— 253. — 5. statt: Stiar lese man: Riar.

— 307. — 2. st. wird l. ward.

dem, statt den, und umgekehrt; das Weglassen einzelner Buchstaben, und andere minder bedeutende Fehler werden die Leser von selbst bemerken.

Anzeige der Verlagshandlung.

Besondere, nicht für das Publicum gehörende Ursachen, haben den Vorsteher der Wendlerischen Freyschule in Leipzig vermocht, in den Frühstunden Aufsätze dictiren zu lassen, und solche in den Nachmittags-Stunden, in welchen er die Schule allein besuchen kann, lesen zu lassen und zu erklären. Dieß war die Veranlassung der im vorigen Jahr herausgekommenen

Dreyßig Blätter für Schulen,

zu welchen, in diesem Jahre ein Nachtrag, vornehmlich dem Unterricht in der Religions- und allgemeinen Weltgeschichte gewidmet, gekommen ist. Er enthält folgende Auffsätze: 1) Von den verschiedenen Religionen. 2) Veränderungen des christlichen Lehrbegriffs; 3) Christliche Kirchenpartheyen. 4) Die vornehmsten Völker der ältern und neuern Zeit; 5) Kirchenverbesserung durch Luther; 6) Sprüche zum Glaubensbekenntniß der Confirmanden in Leipzig, nebst Erläuterung derselben; 7) Wodurch erhält man fortdauernd frohe Empfindungen? 8) Humanität; 9) Pflichten der verschiednen Stände; 10) Sparsamkeit und Prachtlust; 11) Sittensprüche des Pythagoras; 12) Der Baum Baobab in Afrika. Ein Anhang für Lehrer liefert Bemerkungen über Sylbenabtheilung, Vortrag der Geschichte und die Pestalozzische Lehrmethode, auch eine kurze Nachricht von den Schulen in Leipzig überhaupt.

Der Preis dieser Aufsätze ist 8 Gr. Der von den Dreyßig Blättern war 12 Gr.

Schullehrer, welche diese Schriften einzuführen Lust hätten, oder auch das früher herausgekommene

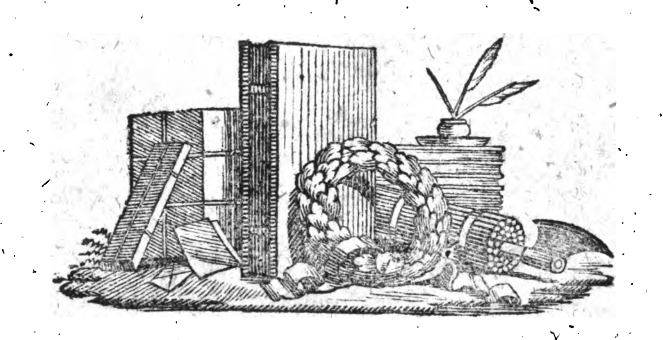
Moralische Lesebuch für die Wendlerische Freyschule,

so wie den

Katechismus in Liederversen, nebst dem dazu gehörigen Spruchbuche,

dürften sich nur an die Verlagshandlung wenden, um dieselben so wohlfeil, als nur irgend möglich ist, zu erhalten.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.



Zwey und siebenzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1806.

I.

Ueber die Darstellung in der Musik.

Etiam quaedam nunc artes expoliuntur nunc etiam Augescunt. Lucret.

Die Musik hat ihre Poesie, die es wohl verdient, näher betrachtet zu werden; denn es ist gut, alle Quellen unserer angenehmen Gefühle kennen zu lernen, vielleicht daß sie dadurch reicher, wenigstens reiner sich ergießen werden, wenn man den Geschmack vervollkommnet, der in seinem Wesen nichts als ein gebildetes Gefühl für schöne Künste ist.

Diese Bahn ist indeß zu lang, als daß ich auch nur den Vorsatz wagen sollte, sie ganz zu durchlaufen; ich werde auf ihr nur einige Schritte versuchen, und mich hier darauf beschränken, über den Ausdruck in der Tonkunst einige Ideen mitzutheilen.

Musik oder Tonkunst ist eine Folge oder eine Vereinigung von Tönen, die nach einer bestimmten Zeit abgemessen sind. Eine Folge von Tönen bildet die Melodie, jene, als ein Ganzes angesehen, die Harmonie.

Als Synonymen betrachte ich, wenigstens in gegenwärtiger Untersuchung, die Worte: darstellen und malen; — vielleicht daß sie es auch immer sind; — und da jedes Gemälde eine Nachahmung ist, so wird die Frage: ob die Musik darstellen kann, und worin diese Darstellung besteht? eben so viel heißen, als: ob die Musik nachahmen kann, und—wie?

Man kann ferner zwey Gattungen von Gegenständen unterscheiden, deren Darstellung und Nachahmung die Musik unternimmt: physische Gegenstände, nach ihrer verschiedenen Thätigkeit, Bewegung und Wirkung, und Leidenschaften, oder noch allgemeiner: alle Empfindungen des menschlichen Herzens.

Nach diesen vorangeschickten Ideen wollen wir nun die Mittel aufsuchen, mit welchen die Tonkunst die äußere Natur, die den Menschen umgiebt, und seine innere nachzuahmen vermag, und zuvörderst auf die erste Art von Nachahmung Rücksicht nehmen.

Die Tonkunst, indem sie eben desselben Organs, wie die wirkliche Sprache, sich bedient, und mit der letztern einerley Sinn afficirt, wird dadurch selbst eine Sprache. Es wird daher für unsern Zweck nützlich seyn, vorher zu untersuchen: ob Sprachen physische Gegenstände nachahmen und darstellen, und welche Mittel sie dazu anwenden können?

Die Nachahmung der physischen Gegenstände durch die Sprachwerkzeuge, scheint die Menschen bey der Bildung aller Sprachen zuerst geleitet zu haben. Beynah alle Worte, welche sinnliche Gegenstände und ihre verschiedene Thätigkeit bezeichnen, stellen diese zu gleicher Zeit dar, indem sie entweder den Schall, welchen die Dinge in der Natur hervorbringen, oder ihre Bewegung, Gestalt und Wirkung nachahmen.

Zu dieser Gattung von Worten gehören die Namen derjenigen Gegenstände, die einen Klang von sich geben, oder Bewegung haben, als der Donner, der Wind, der Fluß ꝛc., oder die Benennung gewisser Handlungen, als: Spitzen, Durchbohren — Aushöhlen — Fliegen — Gleiten — Zerbrechen. Worte, die diese Ideen ausdrücken, gehören fast in allen Sprachen zu den nachbildenden, und diese Nachbildung wird man in ihnen immer wieder erkennen, welche Veränderung auch eine Sprache durch die Ausbildung der Wissenschaften erfahren hat.

Diese Wahrheit ist zu bekannt, als daß wir es nöthig hätten, sie mit Beyspielen zu beweisen, da sie sich von selbst darbieten; aber auf die Kraft jener Analogieen und Beziehungen, die zu der eben erwähnten Nachahmung geführt haben, wollen wir aufmerksam machen. Man könnte beyde bey dem ersten Anblick für schwach halten, aber man sieht

leicht, daß ihr Einfluß auf die Bildung der Sprache sehr mächtig gewesen ist, weil zu gleicher Zeit, und fast auf gleichem Wege, alle Völker durch jene Analogie sind geleitet worden.

Es ist, wenn man will, eine sehr oberflächliche Aehnlichkeit, die zwischen dem Worte fragor (Bruch) und dem Schall, den das Brechen eines Baumes verursachet, oder zwischen den Worten: Donner, Bliz, Wind, und den verschiedenen Gegenständen, welche sie bezeichnen, statt findet. Keine größere wird man auch nicht zwischen den Worten: ἀκμή, acuere, acquille hache etc. überhaupt der Sylbe ac mit der Handlung des Durchbohrens, Stechens, Schneidens, oder in den Worten: Fluß, Fliehen, Flug, wo das Fl das Hinfließende andeutet, wahrnehmen.

Mag man diese Aehnlichkeit, oder Analogie, für unbedeutend ansehen, so ist sie doch wahr und vorhanden. Sie ruft das Bild des Gegenstandes zurück, sie erneuert zum Theil dieselben Empfindungen, welche der Gegenstand selbst hervorbrachte, sie bietet also den Sprachen das erste Mittel zur Nachbildung der Dinge dar; ein Mittel, welches an das einfache Wort geknüpft ist, ohne daß dieß mit mehrern zu einem Begriffe verbunden seyn darf.

Aber bald eröffnet sich, in der Zusammenfügung und Vereinigung mehrerer Worte zu einem

Begriff oder zu einer Rede, eine zweyte, und für die Nachahmung noch weit reichere Quelle, und wenn uns vorher die Analogie zwischen Benennung und Benannten nur schwach und scheinbar schien, so wird in der Zusammenstellung der Worte, Zeichen und Bezeichnetes sich gegenseitig mit neuer Kraft unterstützen. Die Darstellung wird wahrer werden, indem sie uns mehrere Züge auf einmal darbietet. Es ist gewiß, daß der Ausdruck: „das Gemurmel eines Baches, der seine silberne Wellen dahin rollt" eine Darstellung bildet, deren Wahrheit man nicht verkennen kann. Die Aehnlichkeit des Gemäldes wird in eben dem Grade vermehrt, als die Zahl der Züge zunimmt, die man dabey anwendete. So werden bey der Zeichnung eines Portraits ein oder zwey selbst richtige Züge oft doch noch vieldeutend erscheinen, die es dann nicht mehr sind, wenn der dritte und vierte noch hinzukommt.

In dieser Nachahmung der Gegenstände durch Begriff und Rede ist der Numerus schon wahrnehmbar, dessen Anwendung den Künsten solchen Reichthum und Kraft verleiht, und der vorzüglich in der Poesie so große Wirkungen hervorbringt. Rhythmus und Metrik unterstützen dort die Nachahmung, und geben ihr eine ganz andere Stärke.

Taenarias etiam fauces, alta ostia ditis,
Et caligantem nigra formidine lucum, etc.

* * *

Chianna gli abitator dell' ombre eterne
Il rauco suon della tartarea tromba etc.

* * *

Dans le sein de la mort, se noirs enchantemens etc.

* * *

Vade age nate; voca zephyros et labere pennis.

* * *

Wenn man nun auch behaupten könnte, daß nicht jedes Wort aus den angeführten trefflichen Versen, ohne seine Verbindung mit den andern, malt und darstellt, wer sollt' es nicht bey sich selbst empfinden, wie wahr durch ihre Zusammenstellung, Metrum, Rhythmus, die düstern Schattenbilder aus Pluto's Reich, und des Merkurs, wie der Zephyre leichter geflügelter Flug dargestellt wird.

Nach diesen Bemerkungen wird man leicht einsehen, daß eben die Mittel, welche die Sprache hat, um physische Gegenstände nach ihrer Thätigkeit, Bewegung ꝛc. darzustellen, auch von der Tonkunst, und noch viel vortheilhafter, zu einer gleichen Nachahmung sich werden anwenden lassen.

Wie die Sprachen und die Dichtkunst wird sie an den äußern Gegenständen die Klänge, die Handlungen, ihre Bewegung, Wirkung, kurz alle die Erscheinungen, die durch Töne und den abwechseln-

den Gebrauch verschiedener Instrumente nachgeahmt werden können, herausheben.

Sie wird den Klang und Schall durch die entsprechendsten Töne, Bewegung durch richtiges Zeitmaaß, das Erheben eines Gegenstandes durch Höhe, sein Sinken oder seine Niedrigkeit durch tiefe Töne nachbilden; auch die Entfernung wird sie durch die Gegeneinanderstellung jener beyden Tonarten ausdrücken; die Flucht durch gehaltene Töne, die in dem Maaße verklingen und schwächer werden, nachdem der Eindruck schwächer wird, den ein wirklicher, sich von uns zurückziehender, Gegenstand auf uns macht. Seine Annäherung kann durch eine ganz entgegengesetzte Behandlung der Töne angedeutet werden. Die Heftigkeit eines Stromes, der Alles in seinem Laufe hinreißt, durch eine schnelle Folge von starken mit einander verbundenen Tönen, welche die Bewegung jener Wassermasse, die wie ein fester Körper handelt, darstellen; ein schwebendes Gewölk, das sich erhebt, durch eine Melodie, die durch eine sich gleichbleibende Harmonie durchgeführt wird; das aufgeregte Meer durch eine reißende Bewegung verbundener Töne, die den Wellen gleichen, welche sich drängend einander folgen; der Schall des rollenden Donners durch eine diatonische Folge rascher Töne, die von den hohen zu den tiefen, und von den tiefen zu den hohen Octaven übergehen; der Blitz, der schimmert, durch leichte melodische Gänge in den höhern Octaven, der Donnerschlag

durch tiefe und stark angeschlagene Töne, beyde müssen plötzlich aus einer vollen und gehaltenen Harmonie hervorgehen.

Den Regen durch einzelne Töne, die von den hohen zu den tiefen Octaven in kleinen Intervallen herabsinken. Das Tempo wird hier das malen, was die Lateiner durch stillicidium (Heruntertröpfeln) so malerisch ausdrücken. Den ruhigen Lauf eines Baches durch die Wiederholung eines kurzen diatonischen Ganges, von sanften Instrumenten geführt, die durch einen einfachen Generalbaß begleitet werden. — Der Fluß, der seine Wellen mit großer Pracht und Schnelle dahinrollt, wird sich fast auf gleiche Weise, nur mit noch tiefern Tönen, stärkern und vollen Instrumenten und einem kräftig arbeitenden Baß, nachahmen lassen. — Den Aufgang der Sonne durch hohe Instrumente, die ein dem Gesang der Vögel ähnliches Getön hervorbringen. Die Frische des Morgens durch gefällige Takte und zarte Töne, und durch eine einfache und leichte Harmonie, die wir ohne Mühe fassen, und wodurch unsere Seele in eben dieselbe sanfte Empfindung versetzt wird, in welcher wir uns bey dem Anblick der aufwachenden Natur befinden. Die Erscheinung des immer heller werdenden Tages kann durch das stufenweise Verstärken (Crescendo) der Harmonie nachgeahmt werden; der Glanz des Tages durch glänzende Töne, und der Sonne majestätisches langsames Dahinwallen durch ein ernstes Tempo;

die Gewalt ihrer Stralen durch eine kräftige volle Harmonie, ihr Untergang durch das Abnehmen und successive Verklingen der Töne; die Rückkehr der Heerden durch nachgeahmte Melodieen der Schäfergesänge, die den Charakter der Sanftmuth und Einfalt an sich tragen; das Schweigen der Nacht durch das Spiel sanfter gedämpfter Instrumente, welche die Töne verschleyern, wie die Natur es ist; die Unsicherheit, das Herumgreifen eines Menschen in der Finsterniß, durch abgestoßene schwankende Töne; eine Schlacht durch ein heftiges fortreißendes Taktmaaß (mouvemens), durch Anwendung der Kriegs-Musik, ungestüme Veränderung der Tonart, viele eingestreute Dissonanzen, und durch chromatische Melodieen, welche das schmerzliche Geschrey der Verwundeten und Sterbenden ausdrücken; der Sieg, durch glänzende erhabene Melodieen, durch starke männliche Töne rc.

Ich will diese Aufzählung nicht weiter fortsetzen, sie ist zwar noch sehr unvollständig, kann aber doch einige Ideen von den Hülfsmitteln angeben, welche die Tonkunst hat, wahrnehmbare Gegenstände nachzuahmen.

Man wird zwar sagen, daß diese vorgegebene Nachahmung durchaus willkührlich, und das Werk einer Einbildungskraft ist, die nur sich selbst angenehme Dichtungen schafft, und da noch Beziehungen und Aehnlichkeiten sieht, wo es keine mehr giebt. Welche Aehnlichkeit könnte zwischen dem Aufgange

der Sonne, der Kühle des Morgens und allen Mitteln der Tonkunst statt finden?

Wir leugnen nicht, daß die Nachahmung, die wir der Tonkunst beylegen, Aehnlichkeiten oder vielmehr Analogieen — die schwache und entfernte Aehnlichkeiten sind — zwischen den Mitteln zur Nachahmung, und dem nachgeahmten Object, voraussetzt; aber diese Analogieen können nicht bestritten werden, und die Anwendung, die man von ihnen macht, beweist ihre Wahrheit. Man weiß sehr wohl, daß die Musik nicht kühl seyn kann, wie die Morgenluft, noch duftend, wie der Geruch der Erde, den sie beym Aufgang der Sonne aushaucht, wenn der Thau sie befeuchtet. Aber allerdings muß es etwas Gemeinsames geben, zwischen dem Eindruck, den ein schöner Sonnen-Aufgang auf uns macht, und der Empfindung, die wir bey einer gewissen Anwendung von Tönen in uns wahrnehmen, weil man es sich vorgenommen hat, den Aufgang der Sonne und die Kühle des Morgens durch die Musik darzustellen.

Für diese Analogie spricht ferner noch die Menge von Metaphern, die man in allen Sprachen anwendet, um die Erscheinungen und Wirkungen der Tonkunst auszudrücken.

Was ist eine Metapher? Es ist ein gewisser Ausdruck, der die Eindrücke, die ein Gegenstand auf einen unsrer Sinne gemacht hat, so darstellt, daß dadurch auch Eindrücke abgebildet wer-

den, die einem andern Organ zukommen. Wenn man sagt: ein kalter und schimmernder Ton, so hat man diese Ausdrücke von dem Sinne des Gefühls und des Auges entlehnt; denn streng genommen giebt es nichts Kaltes als für das Gefühl, und nichts Schimmerndes als was man sieht, und doch sind diese Ausdrücke in alle Sprachen aufgenommen, und in keiner zweydeutig. Woher kommt dieß? Daher, weil es eine Analogie, eine Aehnlichkeit und ein gewisses Verhältniß zwischen den drey Arten von Eindrücken giebt, die wir durch die Berührung eines kalten Körpers, durch den Anblick eines glänzenden Gegenstandes, und durch das Hören eines Tones, den wir kalt oder glänzend nennen, erlangen. Worin besteht diese Analogie? Vielleicht daß in dem reitzbarsten Theil unsers Innern diejenigen Fibern, welche die drey Arten von Eindrücken empfangen, genau an einander gränzen, sich ihre Schwingungen gegenseitig mittheilen, und sich in einen gemeinsamen Mittelpunkt versenken. Doch man kann sich in metaphysischen Vermuthungen über diesen zarten Gegenstand erschöpfen, ohne Etwas Befriedigendes zu finden, aber das Factum selbst kann nicht geleugnet werden; nämlich: die Anwendung dieser Art von Metapher in allen Sprachen, und die Wirklichkeit der Analogie, welche durch jene Anwendung vorausgesetzt wird.

Vermöge dieser, — um es beyläufig zu sagen, da hier nicht der Ort zu solchen Betrachtungen ist, —

gegenseitigen Beziehung verschiedener Organe, wird die Musik berechtiget durch Töne zu malen, die, indem sie nur den Sinn des Gehörs zu afficiren scheinen, doch noch auf andere Sinnen Eindrücke hervorbringen. Daher ist die Tonkunst größtentheils eine metaphorische Sprache. Um Gegenstände zu malen, stützt sie sich auf die Analogie, welche zwischen den Eindrücken auf verschiedene Organe statt findet. Z. B. der Schall und die Bewegung, für Aug und Ohr wahrnehmbar, entsprechen sich gegenseitig und finden sich in den äußern Gegenständen oft vereint. Die Tonkunst benutzt diese Vereinigung, und wenn sie einen Gegenstand nicht durch die Veränderung des Tons malen kann, so ahmt sie ihn durch das Zeitmaaß nach, oder sie vereint oft beyde Mittel der Darstellung, da sie sich gegenseitig unterstützen können.

Das Beyspiel jener dunkeln Analogieen, welche die Menschen bey der Bildung der Sprache geleitet haben, zeigt es deutlich, wie die Musik sich jener Analogie, die wir angezeigt haben, bedienen kann; denn warum sollten die Menschen in der Musik, da sie doch auch eine Sprache ist, sich schwerer befriedigen lassen? Kann man nicht ohne alles Bedenken behaupten, daß in eben dem Grade, als die Musik mehr als die wirkliche Sprache das Werk der Kunst ist, sie auch mehr Sprache der Convention seyn darf, und sich mit einem geringern Grad von Aehnlichkeit hat begnügen müssen; schwächer

als die Natur mußte sie alle die Stützen auffassen, die sie auf ihrer Bahn antraf.

Noch muß man bemerken, wie auch kleine Gründe für eine Sache entscheiden, wenn man keine stärkern dafür hat.

Man sehe nur einen Fußweg, der über eine Wiese sich hinzieht. Alle die Windungen, die man an ihm wahrnimmt, können das Werk des Zufalls scheinen, und doch giebt es keine, die nicht durch Ursachen herbey geführt wurde. Eine kleine Erhöhung, ein Gras-Fleckchen, das man im dunkeln Gefühl vermeiden wollte, ein entfernter Gegenstand, auf welchen man seinen Gang, ohne daran zu denken, hinrichtete, alle diese Umstände haben die ersten Schritte bald mehr rechts oder links geleitet; dieser erstern kaum wahrnehmbaren Spur sind mehrere gefolget und der Pfad ist gebildet.

Wie hier, so haben auch entfernte Beziehungen, schwache Analogieen, unbemerkt die Bemühungen des Menschen geleitet, als er es sich vornahm, die Natur durch Musik wie durch Sprache zu malen.

Wenn es mir erlaubt ist, noch eine andere und tiefer aus der Metaphysik abgeleitete Erklärung dieser Erscheinung zu geben, so würde ich mich auf die Fähigkeit berufen, mit welcher Ideen und Eindrücke selbst bey den unbedeutendsten Dingen sich mit einander verbinden. Ein auffallendes Beyspiel dieser Fähigkeit bietet uns die Verknüpfung der Ideen mit den Worten an, selbst dann, wenn die Worte

nicht jene malerische Aehnlichkeit besitzen, von welcher wir eben gesprochen haben, und zeigten, daß durch sie die Sprachen eine Art von Nachahmung bilden können. Man sieht eine lange Reihe von Eindrücken und Ideen durch ein unsichtbares Band an eine kleine Zahl von Sylben geknüpft, die man nur aussprechen darf, und jene Ideen stellen sich wieder dar. Nur eines Wortes bedarf es, daß man in demselben Augenblick hört, wo man eine neue Idee sich erwirbt, oder irgend einen Eindruck erfährt, und zwischen dem Wort und der Idee ist eine unzerreißbare Verbindung geschlossen. Das Wort Häßlichkeit wird in einem jeden die Idee von etwas Unangenehmen hervorrufen, der diese Sylben zuerst hörte, als man ihm zugleich einen unangenehmen Gegenstand zeigte.

Durch diese Ideen-Association wird aber auch die Tonkunst unterstützet. Es ist genug, daß man uns einen von den Tönen hören läßt, welche ein Gegenstand in der Natur hervorbringt, oder daß man seine Bewegung, kurz, irgend eine von den Eigenthümlichkeiten, die ihn begleiten, darstellt, und schnell werden alle die Eindrücke wieder erwachen, die seine Gegenwart auf unsere Sinne und auf unsere Einbildungskraft hervorgebracht hat, und wir werden die ganze Kraft jener Darstellung empfinden, welche wir der Musik beylegen. Man sieht daß diese Bemerkung sich durch viele Beyspiele be-

stätigen läßt, aber unsere Leser werden sich diese leicht selbst anführen können.

Was ich noch über diese Analogieen zu sagen habe, will ich mit folgender Bemerkung endigen: daß durch die Werke der größten Tonkünstler die Wirklichkeit jener Nachahmung für alle die hinlänglich bewiesen ist, welche dasjenige Mittel anwenden wollen, was ich selbst angewendet habe.

Man darf nur in den Werken des Pergolese, Terradella, Galuppi, Jomelli und Hasse auf diejenigen Partieen achten, wo sie einen wirklichen Gegenstand haben malen wollen, und man wird unter ihren Compositionen eine gewisse Aehnlichkeit finden, diese mag nun im Takt, Rhythmus, oder den Intervallen, oder in der Tonart vorhanden seyn. Das — Dal torrente che rovina — Destrier che all' armi usato — Fiumicel che s' ode a pena — Vo solcando un mar crudele — haben die verschiedensten Componisten in Musik gesetzt, und bey allen finden sich auffallende Aehnlichkeiten, ohne daß einer den andern kopirt hätte. Wie aber hätten alle diese Componisten eben dieselbe, oder wenigstens eine nahe an einander gränzende Bahn betreten können, wenn sie nicht durch gleiche Analogieen, deren Wahrheit wir begründen wollen, wären geleitet worden?

Jetzt wollen wir zu dem Ausdruck der Leidenschaften und der verschiedenen Gemüthsbewegungen

übergehen, und die Mittel untersuchen, durch welche die Tonkunst auch hier nachahmen kann.

Alle Leidenschaften und Gefühle des Herzens haben ihre natürliche Declamation (Sprache). Ich verstehe unter natürlicher Declamation; Erstens: den Ausdruck großer Leidenschaften, die sich entweder durch unartikulirte Klänge, wie durch Geschrey, Seufzen, Schluchzen; oder auch durch Worte äußern, die keine fortlaufende Rede bilden, wie durch Interjectionen.

Zweytens: die Veränderung der Stimme in einer fortgehenden Rede, wenn durch sie starke Leidenschaften oder Empfindungen des Herzens sollen ausgedrückt werden.

Ich nenne diese Declamation eine natürliche, um sie von der oratorischen und theatralischen zu unterscheiden, welche selbst wieder auf die Ausbrüche großer Leidenschaften und auf solche Töne, welche der Sprachgebrauch an gewisse Worte knüpft, gegründet ist; daher sage ich, daß die natürliche Declamation das Muster ist, welches die nachahmende Tonkunst kopirt.

Da das Organ der Stimme eins der kräftigsten Mittel ist, welches die Natur dem Menschen gab, um seine Ideen und Empfindungen auszudrücken, so ist es natürlich, daß auch die Musik sich desselben bedient, und von ihm ihren Ausdruck entlehnt. Sie wird daher aus der natürlichen De-

clamation die bestimmtesten Töne herausheben, mit Kunst benutzen, sie wird sie bearbeiten, um ihre Wirkung zu erhöhen, sie wird sie durch Contraste — dieß große Hülfsmittel in den Künsten — eindringender machen, sie öfter zurückführen, stärker aussprechen; sie wird endlich uns länger mit ihnen beschäftigen, und durch dieß Mittel die tiefen und starken Eindrücke in uns hervorbringen, die ein jedes Herz voll Gefühl schon empfunden hat, und die nur der verkennen kann, der es nicht würdig ist sie zu empfinden.

Vorzüglich wird die Tonkunst in der Nachahmung des leidenschaftlichen Ausdrucks als Siegerinn erscheinen; auf diesem Gebiet wird man ihr die Fähigkeit zu malen und darzustellen nicht absprechen können. Sie wird sich zu einer kraftvollen Sprache erheben, und das Mittel zwischen einer weitschweifigen Rede und dem dumpfen oder wilden Geschrey der Leidenschaften bilden. Der Componist wird den Ausruf der Natur wie der Schauspieler auffassen, aber er wird ihn kräftiger aussprechen, und der verständige Sänger wird die Kraft der Composition noch dadurch erhöhen, daß er die Schönheit seines Organs als ein gut berechnetes Opfer der Wahrheit des Ausdrucks darbringt. Die reinste und glänzendste Stimme wird eine düstre und sanfte Farbe annehmen, und durch einen Zauber, der nur der Tonkunst eigen ist, werden wir das zärtliche schmerz-

volle Seufzen durch einen melodischen Gesang hindurch tönen hören.

Doch nicht auf das Organ der Stimme allein wird sich die Fähigkeit, den Ausdruck der Leidenschaften nachzuahmen, einschränken lassen; auch die Instrumente sind dazu geeignet, und einige, vorzüglich unter Behandlung eines fühlenden Künstlers, sind es im hohen Grade. Wenn man eine Menge von Instrumenten, davon jedes seinen ihm eigenen Ton und Ausdruck hat, abwechselnd, schicklich und so mit einander verbunden, daß sie sich gegenseitig unterstützen, benutzt, so werden Leidenschaften und Empfindungen gewiß so wahr durch sie dargestellt erscheinen, daß wir sie wieder erkennen; aber auch so zart, daß uns das Verdienst und Vergnügen übrig bleibt, sie geahnet zu haben. Die Instrumental-Musik ist, wie viele orientalische Sprachen, eine Sprache ohne Vokale; wenn sie der Gesang begleitet, sind die Vokale darunter gesetzt.

Diese Vereinigung der natürlichen Declamation mit dem Gesang kann nicht durch Worte ausgedrückt werden; der Componist, der Sänger selbst kann nicht angeben, worin sie besteht. Ein dunkles aber sicheres Gefühl leitet beyde: den einen, Melodieen zu wählen, die den Tönen der Leidenschaft ähnlich sind; den andern, diese Melodieen mit Empfindung vorzutragen. Aber es ist unmöglich ihnen die Bahn vorzuzeichnen, welche beyde, Sänger und

Componist, betreten sollen; ja vielleicht ist es sogar unmöglich, diese wieder zu erkennen, wenn sie dieselbe gewandelt haben. Es ist einzig die Kunst dieser, wenigstens für uns Andere, glücklich organisirter Menschen, welche von dem tiefen Gefühl, welches andern schlecht organisirten ganz fehlt, ein doppeltes Maas empfangen haben. Ja jene Vereinigung ist einzig die Kunst großer Componisten und großer Sänger.

Außer den starken Erschütterungen der Leidenschaften wird die Musik durch die Nachahmung der natürlichen Declamation noch gewisse andere Empfindungen des menschlichen Herzens, die sich nicht in so bestimmten und starken Tönen äußern, aussprechen können, zu welchen Empfindungen wir die Schwermuth, Sehnsucht, Hoffnung, Liebe, Haß, Verachtung, Neid rc. rechnen. Auch hier wird der Ausdruck dieser Empfindungen nur dadurch möglich seyn, daß der natürliche Ausdruck derselben nachgeahmt wird, welchen die Rede in jeder Sprache annimmt, wenn sie irgend eine Empfindung äußern will. Die Musik wird also den Ton nachahmen, der in der Stimme des Hasses, der Verachtung, Zärtlichkeit und des Schmerzes liegt; sie wird die Veränderungen in der Stimme des Spottens, wie das Geschrey der Verzweiflung darstellen; sie wird die Unruhe des Geizigen, seinen argwöhnischen schleichenden Gang malen; die verdrüßliche Laune eines lästigen Alten, die Raschheit und den Muthwille-

eines Jünglings, die Naivetät eines Mädchens, die Vorwürfe eines eifersüchtigen Liebhabers, die angenommene Kälte der Geliebten, das Schmollen, durch welches die wahre Empfindung hindurch schimmert, das zarte Kosen der versöhnten Liebe; mit einem Wort, sie wird mit gleicher Wahrheit und Erfolg komisch seyn, wie wir sie tragisch gesehen haben, und vielleicht daß dieß neue Gebiet fruchtbarer und umfassender für die Tonkunst ist als jenes, wo große Empfindungen, große Leidenschaften ihr Stoff sind.

Wenn wir aber den Ausdruck der Gefühle durch die Musik in die nachgeahmte natürliche Declamation setzen, so müssen wir einem Einwurf begegnen, den man dagegen machen könnte, indem man sagt: Wenn die Declamation willkührlich ist, wenn irgend eine Veränderung der Stimme oder des Tons, der bey uns eine bestimmte Empfindung ausdrückt, bey einer andern Nation zum Ausdruck einer ganz entgegengesetzten Empfindung kann angewendet werden, wie wird man die Darstellung der Musik gänzlich auf die Nachahmung der natürlichen Declamation und auf den Ausdruck der wirklichen Sprache gründen können?

Darauf antworte ich:

Erstens. Wenn man auch zugiebt, daß die rohe Sprache des Gefühls (natürliche Declamation) in ihrem Ursprung willkührlich ist, so ist sie doch durch den Gebrauch, den alle Sprachen und alle Nationen

von ihr machen, fixirt und begründet, so daß sie die Musik wohl zum Vorbild nehmen kann, und was auch für ein Unterschied sich finden möchte, der Componist darf darauf keine Rücksicht nehmen. Sobald er die Töne der wirklichen Sprache nachahmt, ist seine Darstellung wahr, weil ihr ein fester Maaßstab, womit sie verglichen werden kann, zum Grunde liegt; sie ist eben so wahr, wie unsere Schlüsse es sind, die wir nach Voraussetzungen machen, wo die Facta noch fehlen.

Und wenn auch der Unterschied in dem natürlichen Ausdruck einer und derselben Leidenschaften bey den verschiedenen Völkern größer wäre, als er es wirklich ist, so würde die Musik doch, indem sie den nationellen Ausdruck copirte, eine sehr wahre Darstellung anbieten, weil sie alle die Ideen und Empfindungen zurückrufen würde, welche unter einem jeden Volk diejenigen Worte ebenfalls zurückbringen, an welche gewisse Empfindungen und Ideen geknüpft sind.

Zweytens ist es falsch, daß diejenige Declamation, welche wir eine natürliche genannt haben, willkührlich ist; sie hängt von gewissen physischen Ursachen ab, deren Wirkungen, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, bestimmt sind. Die Leidenschaften gleichen sich bey allen Menschen, und um sie zu äußern, bedarf es nur ähnlicher Organe, z. B. der Stimme, der Mienen. Indem die Leidenschaft sich desselben Organs bedient, modificirt sie

sich auf gleiche, mindestens wenig verschiedene, Art bey allen Menschen in allen Nationen.

Die Modification, welche das Organ erleidet, indem sie selbst ein Werk der Leidenschaft ist, muß dieser leztern analog seyn. Es giebt eine Aehnlichkeit zwischen dem Schmerz und der Stimme des Schmerzes, die so wenig willkührlich ist, als diejenige, die zwischen der Drohung und der Miene des Drohenden, dem Flehen und der Stellung des Flehenden statt findet.

Der natürliche Ausdruck der Gefühle bey den Chinesen, oder, um nicht so weit zu gehen, bey den Engländern, ist nicht der unsrige, aber der Unterschied ist gering; weder der Chinese, noch der Engländer drücken den dumpfen Schmerz durch ein lautes Geschrey aus, noch erhebt sich ihre Stimme, um die Traurigkeit auszusprechen; und wiederum ist ihre Declamation nicht dumpf noch schleppend, wenn sie die Empfindung der Freude ausdrücken wollen. Dieselbe Aehnlichkeit kann man auch im mündlichen Vortrag in allen Sprachen wahrnehmen, wo es darauf ankommt, Empfindungen durch minder bestimmte Töne auszudrücken, als Schmerz und Verzweiflung gebrauchen, wie dieß bey der Empfindung der Zärtlichkeit, Verachtung, Ironie rc. geschieht. Endlich ist der natürliche Ausdruck eines jeden Gefühls in einen gewissen Raum beschränkt, aus welchem er nicht heraustritt, und alle Töne desselben mit ihren verschiedenen Combinationen sind

in diese Gränzen eingeschlossen, und bilden das Muster, nach welchem die musikalische Nachahmung arbeitet.

Doch ich gehe weiter und behaupte: daß die Wahrheit dieser musikalischen Darstellung der menschlichen Leidenschaften und Empfindungen eben so, wie die Nachahmung der physischen Gegenstände, sich auf gewisse Verhältnisse und Analogieen gründet, in welchen die Töne und ihr Zeitmaaß zu den Empfindungen stehen, welche die Musik ausdrücken will.

Die Analogieen, welche wir schon oben zwischen den physischen Gegenständen und den Mitteln der Musik wahrgenommen haben, können uns auf diejenigen hinführen, die hier zu gebrauchen sind.

Es ist in der That schwer, ganz bestimmt anzugeben, worin diese Mittel bestehen; aber es ist genug, daß sie da sind, und daß man sie in den Wirkungen erkennt, welche die Musik hervorbringt. Ich will nur einige hier anführen, die uns berechtigen, mehrere andere anzunehmen, die wir hier nicht anzeigen können.

Es giebt ein Verhältniß zwischen den abgebrochenen erstickten Tönen und der Beengung des Herzens, welche wir im Kummer und im Gefühl der Angst bey uns empfinden.

Es giebt ein Verhältniß zwischen einem gewissen Tempo in der Musik und der innern Unruhe,

welche Leidenschaften verursachen; zwischen einem langsamen Tempo und der Schwermuth.

Es giebt eine Aehnlichkeit zwischen einem gemäßigten Andante und der Heiterkeit des Geistes, zwischen einem lebhaften Tempo und der Fröhlichkeit, und eben so wieder zwischen einer langsamen Melodie und der Betrübniß.

Es findet sich eine Beziehung zwischen dem Gang chromatischer Melodieen und dem Gefühl des Schmerzes, selbst wenn er stumm ist. — Eben so wird sich die harte Tonart zur Fröhlichkeit, und die weiche zur Schwermuth verhalten.

Ein gleiches Verhältniß zeigt sich zwischen gewissen Intervallen, so wie z. B. der kleinen Terz, der kleinen Sext aufwärts gerechnet, der untern Quart und falschen Quinte, und den sanften Empfindungen, und zwischen der großen Terz, Quinte, großen Sext, aufwärts gerechnet, und den festen bestimmten Empfindungen.

Die Töne, aus welchen diese Intervallen bestehen, bilden, wenn man sie zusammen anschlägt, Harmonieen, welche ähnliche Analogieen in sich enthalten, oder von ihnen abweichen, je nachdem die Natur der Intervallen beschaffen ist.

Ich kann nicht oft genug wiederholen, daß diese Beobachtungen nur sehr unvollendet sind, daß einige mehr Schicklichkeit, andere mehr Bestimmung und Einschränkung fordern; den Tonkünstlern kommt es zu, sie zu bekräftigen oder anzugreifen;

aber es ist genug, daß ihnen Wahrheit zum Grunde liegt, und dieß, glaube ich, wird man nicht bezweifeln können. Ich bin überzeugt, daß alle Componisten, vielleicht ohne daß sie es wahrnahmen, sich von ähnlichen Beziehungen leiten ließen, und wenn dieß ist, so sind im Ganzen meine Bemerkungen wahr, was man auch gegen einzelne sagen könnte. Mit Recht schließen wir also, daß die Musik physische Gegenstände und ihre verschiedene Thätigkeit, ferner die Leidenschaften, ja selbst gewisse Empfindungen der Seele malen kann, die sich dieser Nachahmung zu entziehen scheinen.

Noch bleibt mir übrig, auf einen allgemeinen Einwurf zu antworten, der darauf abzweckt, die von mir aufgestellten Grundsätze umzustoßen, der indeß, einmal richtig widerlegt, sie nur befestigen wird.

Die Aehnlichkeit, welche die Tonkunst beabsichtiget, wenn sie es unternimmt, physische Gegenstände oder Empfindungen des Herzens zu malen, ist unstreitig unvollkommen. Der Schall, den physische Gegenstände hervorbringen, ihre Bewegung, Wirkung, selbst der Ausbruch der Leidenschaften und der Ausdruck in der wirklichen Sprache wird von der Musik nur so schwankend nachgeahmt, daß man ihr Gemälde nicht als ein Portrait ansehen kann. Der Ton einer Stimme oder Violine, so zart er auch sey, gleicht nie dem Gesang der Nachtigall, noch die rauschendste Musik einer Bataille

oder einem Sturm und reißendem Strom. Selbst der Ausdruck großer Leidenschaften, und mehr noch die natürliche Sprache aller andern Empfindungen, kann durch die Intervallen der Musik nicht treu wieder gegeben werden. Die Töne der wirklichen Sprache kann das Ohr des Componisten nicht abwiegen, noch durch eine Singstimme oder Instrument ausführen, da sie keinem Takt und Tempo unterworfen sind. Takt und rhythmische Abschnitte vertragen sich in keinem Fall mit der Heftigkeit und dem Ungestüm der Leidenschaften und mit den schwankenden oder freyen Neigungen des menschlichen Herzens; aber bey einer so bedeutenden Abweichung des Originals von dem seynsollenden Gemälde: was wird nun aus der Nachahmung und Darstellung der Musik?

Dieser Einwurf gründet sich auf eine falsche Idee von dem, was Nachahmung in den Künsten seyn soll; man fordert darin eine zu bestimmte Genauigkeit.

Man würde es leichter zugeben, daß die Tonkunst sowohl physische Gegenstände, als Leidenschaften darstellt und nachahmt, wenn man sich vorher überzeugt hätte, daß hier die Nachahmung weder vollständig, noch ganz streng seyn darf, daß sie sogar unvollkommen und in einer Rücksicht von der Natur verschieden seyn kann, ohne daß sie dadurch einen Theil ihrer Rechte und das Vermögen verliert,

diejenigen Eindrücke in uns hervorzubringen, welche sie hervorbringen will.

Dieß ist's, was ich jetzt zu beweisen gedenke, und ich hoffe, daß das, was ich darüber sagen werde, nicht nur hinreichen wird, den eben angeführten Vorwurf zu entkräften; sondern daß damit auch viele andere Fragen, die man seit einiger Zeit in der Theorie der schönen Künste aufgeworfen hat, sich werden beseitigen lassen.

Die Nachahmung in allen Künsten soll die Natur verschönern, das heißt: der Seele mehr Vergnügen geben, als die Wahrheit selbst. Nicht Wahrheit, sondern eine verschönerte Aehnlichkeit fordern wir von den Künsten; und um uns mehr zu geben, als die Natur giebt, zu dem Zweck wollen die Künste nachahmen.

Alle Künste machen eine Art von Vertrag zwischen der Seele und dem Sinn, welchen sie afficiren, und fordern, vermöge dieses Vertrages, gewisse Freyheiten, und versprechen dafür größere Vergnügungen, als sie ohne diese glückliche Freyheit nicht geben würden.

Die Poesie fordert in Versen, Bildern und in einem höhern als gewöhnlichen Ton reden zu dürfen.

Die Malerey bedingt sich, den Ton der Farbe erhöhen, ihre Modelle verbessern, ihrer Nachahmung Adel, Anmuth und Feinheit, mit einem Wort, Schönheiten geben zu dürfen, welche die

Gegenstände selbst nicht haben. Bis auf die Schreibekunst giebt es keine, welche nicht diese Freyheit kennte und anzuwenden wüßte, und ob man dadurch auch von der strengsten Wahrheit sich entfernt, und die Bestimmtheit und Richtigkeit den Bildern und der Harmonie aufopfert, so geschieht dieß doch nur um ein erhöhteres Vergnügen zu geben.

Die Tonkunst bedient sich gleicher Freyheiten; sie fordert, ihre Gänge cadenciren, ihre Perioden runden und die Töne durch eine Begleitung verstärken zu dürfen, die man in der Natur nicht findet. Dieß schwächt unstreitig die Wahrheit der Nachahmung, aber vermehrt zu gleicher Zeit auch ihre Schönheit, und giebt der Copie einen Reiz, welchen die Natur dem Original verweigert hat.

Homer, Guido und Pergolese erregen in des Menschen Gemüth angenehme Gefühle, welche die Natur allein nie hervorgebracht hätte, und doch sind sie Meister der Kunst; die Kunst also besteht darin, uns mehr zu geben als die Natur.

Man findet in der Natur nicht taktmäßige Arien, durchgeführte Melodieen und Begleitungen, die diesen Melodieen untergeordnet sind; aber man findet in ihr auch keinen Vers des Virgils, keinen Apollo von Belvedere. Die Kunst kann daher die Natur erhöhen, oder sie ausschmücken, um sie zu verschönern.

Nichts ähnelt dem Gesang der Nachtigall so sehr als die Töne der kleinen Schalmey, welche die Kinder mit Wasser füllen, dann hineinblasen und zwitschern. Aber welch Vergnügen macht uns diese Nachahmung? Keines, oder höchstens das der Ueberraschung. Aber wenn man dann eine gefällige Stimme in einer angenehmen Symphonie, wenn auch weniger treu dem Gesang der Nachtigall, hört, so wird Seel und Ohr davon entzückt. Ein Beweis, daß die Musik in etwas Größerm, als in der genauen Nachbildung der Natur bestehe.

Aber warum begnüge ich mich hier, die Musik, die den Gesang der Nachtigall nachahmt, mit einer treuern Darstellung desselben zu vergleichen? Ich wage es zu sagen, daß die Tonkunst sogar ihr Vorbild in der Natur übertrift, und daß es ein viel größeres Vergnügen gewährt, die Musik jener Worte zu hören: Se perde l' assignuolo il caro amato bene etc. wenn sie in einer lieblichen Melodie durch eine sanfte helle Stimme vorgetragen werden, als die Nachtigallen-Töne eines ganzen Hains. Ich weiß sehr wohl, daß eine gefühlvolle, vorzüglich liebende Seele, in einer schönen Nacht, gern dem Gesang der Nachtigall lauscht, und daß sie in der tiefen Einsamkeit, in dem Schweigen der ganzen Natur, in der Entfernung von allen Eindrücken, eine stärkere und tiefere Rührung empfinden kann, als selbst die angenehmste Musik ihr darbieten könnte; aber dann ist's die Vereinigung einer Menge

anderer Empfindungen und Umgebungen, die jene Wirkungen hervorbringen, und nicht der Gesang der Nachtigall allein.

Wenn man jetzt nach den Mitteln fragt, welche die Künste, indem sie von der strengen Nachahmung sich entfernen, anzuwenden haben, um die Natur zu verschönern, so werden mehrere unsere Aufmerksamkeit verdienen.

Das Erste ist: die Wahl einzelner Züge. Es giebt Augenblicke, wo die bloße Natur all den Reiz hat, den die Nachahmung nur haben kann, und dann ist das Beste, was wir thun können, treu zu kopiren; aber diese Augenblicke sind selten und vorübergehend. Irgend eine Mutter oder Liebende klagt in so zärtlichen Tönen, daß die Musik gewiß sehr rührend seyn würde, die sich begnügte, diese Klänge aufzufassen und zu wiederholen; aber nicht aus allen Müttern spricht eine so schöne Natur, und selbst wo sie es thut, dauert ihre Schönheit nur einen Augenblick. Die wirkliche Berenice schrie vielleicht laut auf, und überließ sich Bewegungen, die dem Auge oder Ohr wohl gar unangenehm waren. Die Musik wählt den schönsten Ausdruck des Schmerzes, und indem sie alles vermeidet, was die Sinne beleidigen könnte, wird sie die Natur verschönern und uns größeres Vergnügen gewähren.

Das zweyte Mittel, wodurch die Kunst, wenn sie für Wahrheit Nachahmung giebt, unser Vergnügen erhöhen kann, liegt in dem Recht, was sie

besitzt, auf einmal und an einem Gegenstande eine Menge angenehmer Züge und einzelner Schönheiten darzustellen, die in der Natur nie so vereint erscheinen. Jeder schöne Zug an der Medicäischen Venus findet sich einzeln in der Natur, das Ganze — nie. Eben so enthält eine rührende Melodie eine Sammlung vieler einzelner Töne, die aus gefühlvollen Herzen erklangen. Der Bildhauer und der Tonkünstler vereinigen diese zerstreuten Züge und geben uns ein angenehmes Gefühl, welches Wahrheit und Natur nie würde gegeben haben.

Aber drittens besteht das größte Vergnügen, welches eine nicht zu sclavische Nachahmung der Natur darbietet, in der Reflexion über die scharfsinnige Kunst, die Alles aufbietet, um uns zu täuschen; wohl ist dieß ein gemischtes, aber sehr lebhaftes Vergnügen, ohne welches der größte Reiz der Nachahmung zerstört ist, und das verschwindet, sobald man die Nachahmung für die Natur nimmt, oder die Täuschung vollkommen ist.

Man denke sich eine Venus von Medicis mit so wahren lebendigen Farben gemalt, daß eine unbezwingbare Täuschung statt findet; so wird uns diese schöne Gestalt nicht mehr eben das Vergnügen machen, welches wir empfanden, so lange wir in ihr ein Werk der Kunst sahen; ich sage: nicht mehr das aesthetische Vergnügen; denn ich zweifle nicht, daß man nicht ebenfalls in dem vorausge-

setzten Fall ein sehr lebhaftes Wohlgefallen empfinden sollte, nur gehört dieß zu einer Gattung, von welcher hier nicht die Rede ist.

Die Capuziner von Bologna, dem heil. Michael in Bosco gegenüber, besitzen einen heil. Franziscus von einem sehr berühmten Künstler, der ein sehr schönes und meisterhaft nach dem Leben colorirtes Bildhauerwerk ist; man glaubt einen Capuziner vor sich zu sehen, und weiß eben doch dem Künstler nicht großen Dank für die Täuschung. Der Anblick dieser Statue gewährt nicht so viel Vergnügen, als der eines Gemäldes ohne erhabene Arbeit, oder einer Statue ohne Colorit. Sobald zwey Künste, wie Malerey und Bildhauerey, sich vereinigen, und jede davon ihre Kräfte anwendet, um die Natur nachzuahmen, d. h. einen festen und farbigten Körper fest und colorirt nachzubilden, so schwindet das Verdienst der Kunst, weil zu viel und, vermöge der geschehenen Vereinigung, zu täuschende Mittel angewandt worden sind; man sieht dann nicht mehr die Nachahmung, aus dem Grunde, weil sie zu weit getrieben ist. Bey der Statue muß die Schönheit und Wahrheit der Stellung, der Umrisse und des Faltenwurfs und des ganzen Ausdrucks gleichsam des Marmors und des Steins Leichenfarbe bekämpfen; wir müssen dem Künstler Dank dafür wissen, daß er uns nicht ganz und gar hat täuschen wollen, und doch bis zu einem gewissen Grade glück-

lich getäuscht hat, ohnerachtet des Unterschiedes, den er zwischen seinem Werk und der Wirklichkeit bestehen läßt.

Meine Behauptung: die Täuschung müsse nicht vollkommen seyn, erfordert eine Erörterung; denn dem Anschein nach ist bey dem Anblick eines schönen Kunstgebildes der Augenblick doch der vergnügenreichste für uns, wo die Täuschung ihren höchsten Grad erlangt hat. Merope rührt uns nie stärker als dann, wenn wir in Wahrheit eine Mutter, die ihren Sohn verlieren soll, vor uns zu sehen glauben; und nie ergreifen uns Zairens Schönheiten mehr, als wenn diese anziehende Dichtung in unsern Augen das volle Ansehen der Wahrheit gewinnt.

Vielleicht läßt sich dieser scheinbare Widerspruch erklären, wenn man zwey verschiedene Zeitpunkte bey dem Eindruck, den Kunstwerke auf uns machen, annimmt: es muß einen Augenblick geben, wo wir nicht wissen, daß man uns täuscht, und einen, wo wir wissen, daß man uns getäuscht hat; einen Augenblick, wo wir die Natur zu sehen glauben, und einen andern, wo wir die Kunst gewahr werden, die flieht und sich verbirgt; aber, wie die Schäferin beym Virgil: Se cupit ante videri. Diese Augenblicke müssen wechselsweise und geschwind auf einander folgen, denn wenn man mir, nach dem dargebotenen Anblick einer Nachahmung,

die ich für eine Wirklichkeit genommen habe, erst, nachdem ich einige Stunden durch in dieser Täuschung geblieben bin, anzeigt, daß es weiter nichts als eine Nachahmung sey, so heißt das, mich zu spät belehren, und man hat mich zu lange getäuscht. Es ist vielleicht dieser, zwischen Täuschung und Enttäuschung (wofern man mir diesen hier passendsten Ausdruck gestatten will) unterhaltene Wechsel, dem wir die schönsten Genüsse, welche die Künste uns verschaffen, zu danken haben; er setzt zwey mächtige Kräfte der Seele, Empfindungs- und Denkvermögen in Thätigkeit; und was dabey bemerkenswerth ist, er beschränkt eine um die andere in ihrem Spielraum, woraus Mannichfaltigkeit und Contrast, reiche Quellen des Vergnügens für uns, entspringen.

Man glaube aber nicht, daß die Täuschung, so unterbrochen, um so schwächer in dem Augenblick wirke, wo sie ihre Kraft ausübt; im Gegentheil bin ich überzeugt, daß in diesem Kampf der Wahrheit gegen sie, die Täuschung neue Stärke zur Unterjochung unsrer Sinne und Einbildungskraft gewinnt. Sobald sie siegreich wiederkehrt, sind wir einverstanden mit ihr, und fliegen ihrer Herrschaft entgegen. Wir geben uns allen Bedingungen hin, entfernen Alles, was uns den Trug und die Irrthümer, die uns so angenehm sind, rauben könnte; und was ist der Kunst leichter, als uns zu betrügen, sobald

wir uns selbst zu ihren Mitschuldigen machen. Unsere Empfindung und Einbildungskraft, aufgeregt durch die Schönheit, den Reichthum und jene Art des künstlerischen Luxus, lassen uns einer Täuschung theilhaft werden, die, obgleich von kurzer Dauer, stärkere Eindrücke auf uns macht, als eine genauere Nachahmung, mit der länger währende Täuschung verbunden wäre. Plutarch, im fünften Buch seiner Tischgespräche, entwickelt diese nämlichen Grundsätze so einleuchtend, daß ich mich nicht enthalten kann die Stelle hier auszuheben.

„Warum," fragt er, „sehen und hören wir so gern Leute, die den Ergrimmten und Erboßten spielen, nicht aber solche, die es wirklich sind? Darum, weil wir das künstliche und sinnreich Hervorgebrachte lieben. Wenn man einem Kinde ein bloßes Stück Brod, oder einen kleinen Hund, oder Ochsen aus Teig gemacht, zeigt, so wird es allemal nach dem Teigbilde zuerst greifen. Eben so wird es, wenn man ihm unverarbeitetes Silber und irgend eine Thier-Figur aus Silber vorhält, sicher dem letztern den Vorzug geben, weil ihm dabey das Gepräge der Kunst ins Auge fällt. Wer in der That wüthet und tobt, zeigt nur gemeine und gewöhnliche Leidenschaften; aber um diese darzustellen und nachzuahmen, dazu ist ein besonderes Geschick und eine wohltreffende Fertigkeit erforderlich; deßwegen ergötzen wir uns am Anblick des einen, und wenden

uns vom Anblick des andern hinweg. Wir sehen mit nichts weniger als angenehmen Empfindungen Sterbende und Kranke; dennoch erfüllt uns die Betrachtung eines Gemäldes des leidenden Philoktets, oder einer Statue der unglücklichen Jokaste mit Vergnügen und Bewunderung. Bey Ergözzungen des Auges und Ohrs geht das Vergnügen nicht aus dem Sehen und Hören, sondern aus dem Verstande hervor; denn unsern Verstand belustiget die Nachahmung als etwas ihm eigenes ⁊c." So weit Plutarch.

Ich habe gesagt, daß der Grundsatz: die Nachahmung müsse nicht gänzlich und vollkommen seyn, für alle schöne Künste paßt, und daß man sich desselben bedienen könne, um viele, seit langer Zeit über dramatische Kunst, Poesie, Beredsamkeit u. s. w. aufgeworfene Streitfragen zu entscheiden. Ich werde mir hier erlauben, ihn auf die dramatische Kunst allein anzuwenden.

Man streitet darüber, ob dramatische Werke in Versen oder Prosa geschrieben seyn sollen, ob das Trauerspiel in dem sogenannten natürlichen Styl verfaßt seyn soll, ob selbst die schönen Verse Racines nicht der Wahrscheinlichkeit schaden, ob die Begebenheiten, so wie sie sich ereigneten, dargestellt werden sollen, ob man von den drey Einheiten sich entfernen darf, ob die Declamation edel und geho-

ben, oder der gewöhnlichen Unterredung gemäß seyn soll?

Es scheint uns, daß diejenigen, welche darauf bestehen: Cäsar und Agamemnon sollen in Prosa reden und sich keiner andern Ausdrücke bedienen als solcher, deren sich der Grieche und Römer gegen seine Frau oder seinen Freund bediente, und daß Athalia oder Clytemnestra sich etwa wie jetzt eine Bürgers-Frau ausdrücken soll, oder höchstens wie eine Königinn, wenn sie mit ihrer Tochter oder ihrem Gemahl im Schlafgemach sich unterhält, kurz, daß alle die, welche keine theatralische Wahrscheinlichkeit, die von der wirklichen ganz verschieden ist, anerkennen, sich sehr verirren, indem sie eine vollendete Nachahmung fordern, die mit dem Genie und dem Reichthum der schönen Künste unverträglich ist.

Und in der That, warum wäre auch eine so strenge Nachahmung nöthig, wenn die Kunst selbst uns für die Wahrscheinlichkeit nachsichtig macht, und wenn diese freye Nachahmung, so unvollkommen sie auch seyn mag, sich eine eigene Wahrscheinlichkeit bildet; und so ist's auch. Diese Nebendinge, die man so ansieht, als ob sie von der Natur uns entfernen, (z. B. die Harmonie, Schönheit der Verse, die Würde der Declamation,) wenn sie lebhafte Eindrücke auf uns machen, so bringen sie in uns eine hinreichende Täuschung hervor, ohne daß

es einer kleinlichern Nachahmung bedarf, indem sie uns zugleich ein Vergnügen verschafft, welches eine genauere Copie nicht geben würde.

Lange Zeit hat man in Neapel Komödien aufgeführt, in denen die Wirklichkeit sclavisch copirt war. Der Ort des Schauplatzes glich nicht unsern Theatern mit gemalten Decorationen, er bestand in ein oder zwey wirklichen Häusern, einem Garten und einer Straße. In einem von diesen Häusern, deren Inneres man sehen konnte, war ein Liebhaber und seine Geliebte; ein Mann und seine Frau unterhielten sich; ein Kranker lag im Bette, während seine Tochter von einem Balkon ihrem Cicisbeo Zeichen gab; zehn, zwölf, ja dreyßig bis vierzig Personen waren zugleich auf der Schaubühne. Die einen spielten, die andern schwatzten; man erblickte das ganze Gewühl einer Hauswirthschaft; Bedienten, die kamen und gingen; einen Herrn, der Befehle gab; eine erwartete Person, die in ihrem Wagen mit allen ihren Leuten ankam; man aß, trank; mit einem Wort, es war keine Nachahmung, es war die Sache selbst. Ich weiß wohl, daß nach dieser Darstellung viele Leser und wohl manche Gelehrte sich diese Art von Schauspiel zurückwünschen werden; man könnte mir sogar die ungeheure Vorliebe entgegen stellen, welche die Neapolitaner für diese Komödien gehabt haben, aber ich werde immer behaupten, daß eine solche Gattung von Schauspie-

len nur bey einem Volk statt finden kann, daß in Hinsicht der Kunst noch in seiner Kindheit steht, daß einen Menander und Terenz vergessen, und nie einen Racine oder Moliere gehabt hat. Jene Schauspiele sind die Attellana der Alten; sie unter uns wieder herzustellen, hieße Menschen, die einer guten Tafel gewohnt sind, auf die Speisen des goldnen Zeitalters beschränken.

Wie hat man je glauben können, daß die Kunst etwas gewinnen werde, wenn man sie so mit der Natur vermischt und sclavisch copirt; vernichten würde man sie dadurch, nicht vervollkommnen. Wenn ich nichts anders sehen will, als was auf der Straße oder in meinem Hause vorgeht, so habe ich nicht erst nöthig das Schauspiel zu besuchen. Man sagt mir, daß ein Drama der Wirklichkeit ganz entspricht, und ich behaupte, es ist eben darum tadelnswerth, denn nicht die Sache selbst will ich sehen, sondern ihre Nachahmung.

Wir wollen nun zur Musik zurückkehren, von welcher diese Digression uns nur zum Schein entfernt hat, und aus allen bisherigen Bemerkungen den Schluß ziehen, daß auch die Tonkunst, wie die andern schönen Künste, sich mit einer schwachen Nachahmung begnügen kann, und daß sie dadurch nicht eine schwächere, sondern eine feinere Darstellung wird; daß sie selbst schwache Analogieen zu Mitteln der Nachahmung anwenden kann; daß

ihre Nachahmungen wahr genug, und ihre Portraite ähnlich genug seyn werden, auch wenn nicht jeder Zug sclavisch wiedergegeben ist, denn sie wird uns durch eine Menge vereinter ähnlicher Züge schadlos halten. Ja, wir können schließen, daß Nachahmung und Darstellung der Tonkunst wohl in einem eben so hohen Grade zukommt, als den andern Künsten, die über uns eine so große Gewalt ausüben, und unsere Sinne und Einbildungskraft in eine so süße Täuschung wiegen können.

M o r e l l e t.

II.

Ein Jahr in Arkadien. Gotha, bey Ettinger 1805. 124 S. gr. 8.

Auch mit dem einfachen Titel:

ΚΥΛΛΗΝΙΟΝ.

Kyllenion läßt den Eindruck einer üppigen, romantischen Landschaft in uns zurück, welche alle Sinne und die ganze Phantasie einnimmt und erfüllt. „Auch ich bin in Arkadien gewesen;“ in diese Empfindung concentriren sich Anfangs alle andere, bis sie der Urtheilskraft Platz machen, welche das Ganze wie das Einzelne dieser reichen Scenerey ihrer Betrachtung unterwirft. Das Werk, eben so merkwürdig durch den Genius, von dem, als durch denjenigen, in dem es geschrieben, ist das Erzeugniß eines schön und frey und kühn spielenden Dilettantism, der, keiner fremden Regel unterthan, nur sich selbst Richtmaaß und Gesetz ist, der, wenn er will, leicht und gefällig in einfach-schönen Formen darstellt, aber, sein Spiel mit dem Spiel treibend, das Gigantische und Groteske zu ihnen gesellt, und überall das Naive mit dem Sentimentalen, das

Antike mit dem Modernen, das Natürliche mit dem Romantischen, Simplicität mit Phöbus gattet. Ein feiner, sinniger Geist ruht über der ganzen Anlage; die idyllischen Einzelscenen neigen sich zu dem Romantischen und Mystischen, in dem sich zuletzt alles vereinigt. Die Entwicklung wird selbst zur Verwicklung. Alles ist drauf angelegt, uns nach Griechenland zu versetzen; Arkadiens Natur wird uns mit starken Zügen, mit brennenden Farben gemalt; seine Hirten und überhaupt seine Einwohner sollen die alten, nur glänzender und herrlicher, seyn, mit ihren Gebräuchen und Sitten, auch mit ihrer griechischen Liebe. Die Sprache selbst, mit den Sternen griechischer Worte ausgeschmückt, wird aufgeboten, die Täuschung zu vollenden. Und wenn hier dennoch der Leser den griechischen Genius aus der Periode seiner höchsten Vollendung vermißt, so versetze er sich nur in das Zeitalter der schmuckreichen Erotiker und insonderheit der Pastoralien eines Longus, um unsern neuen Arkadier für einen Griechen gelten zu lassen. Liebliche Lieder sind in die Idyllien verflochten, die componirt und gesungen zu werden verdienen.

An der Spitze steht ein Akrostichon, worin Karoline Ettinger von dem Sänger zu einem Flug in das Land der Dichtung und auf sein Kyllene eingeladen wird. Das Werk selbst wird am Anfang und am Schlusse von zwey Sonetten Eros und Anteros eingefaßt, die auf den Inhalt mystisch

hindeuten. Zwölf Idyllien oder Scenen aus Arkadien, nach den griechischen Monaten genannt und auch noch mit besondern Ueberschriften versehen, werden eingeleitet durch ein Propylaion und gehen aus in einen Opisthodomos.

Das Propylaion, oder die Verheißungen, schildert ein glänzendes Winterfest auf dem Landhause der reichen Alcine unweit Mantinea, mit mehreren Gruppen von Greisen und Jünglingen, Männern und Töchtern; Mädchen und Jünglinge, Liebende und Geliebte, Beglückte und Betrübte, spielen die Hauptrollen darin. Auf einmal tritt (beynahe die Stelle des griechischen Fatum vertretend) Alethophone, eine Thessalische Demeterissa, wie ein Wesen aus der andern Welt mitten unter sie, verlangt von Jedem die Reihe herum seine Lieblingsweise zu hören, lehrt und warnt Jeden durch Sprüche, die der Zukunft zuvoreilen und sie leise andeuten.

In den nun beginnenden Idyllien treten die bey dem Fest zugegen Gewesenen nach und nach wieder einzeln auf, und an ihnen geht allmählig in Erfüllung, was die Allwissende hatte ahnden lassen. Letztere tritt lange in den Hintergrund zurück, bis sie zuletzt wieder als eine wunderthätige Fee erscheint.

Die erste Idylle, die Jagd, schildert einen nächtlichen Dialog in der ländlichen Hütte des Xukanthiskos, den sein roher, prahlerischer Bruder,

Barys besucht. Ein Wolf läßt sich in der Nähe der Hütte verspüren, dem Barys nacheilt, über eine Pinienwurzel stolpert und mit blutiger Nase in die Hütte zurückhinkt, sich vermessend, er habe dem Wolf eine starke Wunde beygebracht. Unter allen hat diese Idylle am wenigsten Anziehungskraft. Barys scheint nur bisweilen um des Contrastes willen in dem Werke hingestellt zu seyn; man empfindet immer bey seinem Erscheinen Widerwillen und Eckel.

Desto lieblicher ist das Ganze der folgenden Idylle, die Ueberraschung. Schön ist der Anfang von der vereinigten Kraft des Phöbos und Eros, die Natur zu beleben und zu durchglühen: „Phöbos zerstreute mit jungem, kräftigem Strahle „die feuchten Dünste des Winters, den unbändi„gen Zephyros an die akrokeraunischen Schneegipfel „bannend, und Keime und Blätter und Blüthen „mit freundlichen Blicken und heißen, belebenden „Küssen aus dem langen Winterschlummer erwek„kend; aber schier war sein goldener Köcher ver„schossen, und Eros, der Alleinherrscher des Welt„alls, bot ihm mit schmeichelnder Hand seine un„fehlbaren Pfeile, — und so kam es, daß der Gott „des Lichts und der Wärme und des Lebens, nach „seinem langen Kampfe mit dem starren, kalten „Winter, Gluth und schmachtende Sehnsucht und „verblendenden Rausch in die Herzen der Pflanzen, „der Thiere und der Menschen ausgießt, und ein

„heißes, gährendes Gift in dem Momente des Erwachens jeden belebten Atom durchdringt. Auch „Arkadien blühte und glühte von Neuem. Die „Lüfte säuselten buhlend durch die zart bethauten „Wipfel; sehnend und seufzend wälzten sich Wellen „über Wellen, und der Schaum der Wasserfälle „verschlang gierig den glatten runden Kiesel der Untiefen. Philomele seufzte nur, sie sang nicht „mehr; und minne-gierige Turteltauben girrten „schmollend in den Kronen der Pinien über das „spröde Harren ihrer scheuen Gespielinnen, und „Schmetterlinge umkreisten gaukelnd ihre unstäten „Gefährten, bald über helle Veilchen, bald über „Adonis blutiges Grab, bald über die schlanken, „zehnmal gepaarten Lilien der Auen ꝛc.“

Die Hirtin Chrysotrichia, in der schweren Tracht des Winters, tritt lauschend aus ihrer Hütte; überrascht, den Apfelbaum schon mit rothen Knospen übersäet zu sehen, kehrt sie um und kommt bald in leichtern Gewändern, bekränzt von Myrten, mit der Chelys wieder heraus und lockt mit ihrem Gesang den abwesenden Liebling, Ikteas:

Du schwurst, du wolltest kommen,
Sobald der Lenz die Wälder grünt; —
Der Lenz grünt längst die Wälder,
Und ach! du weilst noch ferne.

Du schwurst, du wolltest kommen,
Sobald die Taube sehnend girrt;
Die Taube hat gegirret,
Und ach! du weilst noch ferne.

Du schwurst, du wolltest kommen,
Sobald die Rebe ahndend zährt;
Die Rebe hat gezähret,
Und ach! du weilst noch ferne.

Du schwurst, du wolltest kommen,
Sobald die Apfelblüthe ros't;
Die Blüthe hat geroset,
Und ach! du weilst noch ferne.

Da ward die Singende von der Ankunft des treuen Schäfers überrascht. Die Liebenden sinken sich in die Arme. „Auch sagt man seitdem in Arkadien, kommt einer unverhofft, indem man seinen Namen nennt: er kommt gleich Ikteas; und die Gewohnheit, sich auf Hochzeiten mit Apfelblüthen und Myrten zu kränzen, verdankt Chrysotrichien ihr Daseyn."

Die dritte Idylle: das Spiel. Die spröde Onikleia, mit Flechten eines Kalathiskos beschäftigt, verliert sich in Gedanken an den wunderschönen Städter aus Mantinea, der alljährlich an diesem Tage gekommen war, ihrem Bruder Wolle abzuhandeln. Sie singt eben das Lied der Bienen, als er eintritt und ihr über ihren Gesang viel Schmeichelhaftes sagt. Sie vergißt ihrer Sprödigkeit, singt ihm mehreres und verräth dem Entzückten ihr Herz. Das Spiel der Diota, an welchem mehrere anwesende Hirtinnen Theil nehmen, beschließt die Scene.

Die vierte Idylle: die Zusammenkunft. Minoe, traurend, daß Elternzwang sich ihrer Liebe für den Kyparissos entgegensetze, aber den Verheißungen der Demeterissa trauend, schleicht sich vom Lager der schlafenden Mutter zur Quelle der Nymphen, getrieben von unwiderstehlicher Gewalt, die auch den Kyparissos dorthin gerufen hatte. Des Jünglings Wünsche werden kühn; sie entzieht sich ihm und eilt tiefer in die Grotte der Nymphen, die kein männlicher Fuß betreten darf, wo sie ihren Schleyer opfert und dem Geliebten Treue schwört. Wie sie wieder hervortritt und ihm ankündigt, was sie gethan, da treten plötzlich Minoe's Mutter, Oenone, und Kyparissos Vater, Nikon, hervor, nicht zürnend über die Kinder, sondern versöhnt. Sie bekennen, von höhern Mächten hieher geleitet worden zu seyn, den Band ihrer Kinder zu schließen.

Die fünfte Idylle, die Kräutersammlerinn, beschäftigt nicht bloß die Phantasie, sondern läßt auch das Herz nicht leer ausgehen. Der reichste der arkadischen Hirten, Telebiades, erkundigt sich bey seinem Ziegenhirten, dem Sklaven Mykas, warum Agathyllis, des letztern Jugendgespielinn, seit einiger Zeit stumm in der Gegend Kräuter sammle. Telebiades erfährt, daß sie die Kräuter für ihre arme, kranke Mutter suche, und daß sie ihre Kraft verlieren würden, wenn sie dabey spräche; Mykas stimmt ein Lieblingslied des Mädchens an, das sie

immer hieher lockte, wenn sie sich in der Nähe befand. Da sie dießmal ausbleibt, so geräth der Sklave um seine Freundinn in Angst, er fürchtet, ihre Mutter ist todt, und das arme Mädchen weiß nicht, wie sie die letzte Pflicht kindlicher Zärtlichkeit erfüllen soll. Er fleht seinen Herrn um die Erlaubniß an, zu ihr zu eilen. Gerührt über die Gesinnungen des Hirten erlaubt er es ihm nicht nur, sondern schenkt ihm auch die Freyheit, Triften, Heerden und Hütten und eine volle Börse, mit seiner Freundinn zu theilen. Er eilt mit dem Glücklichen in das Haus drr Wittwe; sie finden die Genesende „in den Stralen des Nachmittags sich badend," und Telebiades vollendet sein edles Werk, das junge Paar zu vereinigen.

Die sechste Idylle hat ihre Ueberschrift von dem bedeutungsvollen Traum, den die reizende Schwärmerinn Nikrion, Julanthiskos Base und Freundinn, gehabt hat, und den sie der traumdeutenden Mitylenis und der räthsellösenden Eunome erzählt: „Eine Art von Julanthiskos war's, der „mich (im Traum) führte; aber große Riesenschwin„gen bogen sich hoch über den Scheitel, und die „mächtigen Pinnen berührten die Erde. Eburn„und blendend die unvergleichliche Göttergestalt, „phönix die ferischen Haarschleifen auf der „Ehrfurchtgebietenden Stirn. Majestätisch und „voller Siegreiz schwebte er daher, tadellos und ge-

„wandlos. Wo er sich hinwandte, glänzte Mor„genroth, und Hyacinthendüfte umflossen ihn über„all, — gemischt mit des Euphons süßem Getön.
„Mit der Flöte, die er hielt, berührte er mir die „Augen, und vor mir lag eine Rose, größer wie „dieses Thal und schillernd und funkelnd in tausend „Farben; und aus der Rose sprudelte ein ambrosi„scher Lichtstrom, warm und höher als der Olymp „und der Sitz der Unsterblichen. Rechts, sagte er „mir, unter diesem Rosenblatte ist Hyacinthos „Grab; links, der Dioskuren Wiege; hier Orions „Lager, und zu deinen Füßen Narcissens Quelle.
„Plötzlich entflog aus jedem Lichttropfen der Quelle „eine bunte phantastische Ephemere, aber jede trug „ein schönes Kinderhaupt, und küßte den nackten „geflügelten Gott im Vorbeyfliegen, so daß zuletzt „keine Stelle seiner herrlichen Gestalt ungeküßt „blieb. Ich erkannte unter der Menge Julanthis„kos Züge, menschlicher und arkadischer, aber doch „meinem himmlischen Führer ähnlich. Die Julan„thiskische Grille verschmolz sich mit ihr. Ihre „Locken wurden brauner und ihre Färbung mensch„licher; ihre Schwingen und die Rose verschwan„den. Beschämt und getäuscht zog ich die Hand „zurück. Eros wollte ich folgen, aber nicht einem „arkadischen Flöter. Und mit einem Schrey des „Zorns erwachte ich, und noch immer schwebt die „entgötterte Liebe um mich her, und erfüllt mein „Herz mit Scham und Groll." Die weißagenden

Jungfrauen heißen ihr dieses Gefühl nähren. Sie geben ihr einen mystischen Ring mit einer Anweisung nach Eleusis. Dort werde sie finden, wornach sie so lange geschmachtet. Indem sie so reden, tritt Julanthiskos herein, gegen den jetzt aller Zorn aus Nikrions Herzen verschwindet. Nikrion singt, in Begleitung von des Jünglings Flöte, ein Lied, das sich auf den Traum bezieht.

Die siebente Idylle, die Früherndte, beginnt mit einer malerischen Schilderung eines arkadischen Flusses und seiner Ufer: „Der brausende „Orasis (?), mit purpurnen Blättern, überreifen „Früchten und buntfarbigen Schwämmen beladen, „rollte seine schäumenden Wogen bald durch scharf„blättrige Schiefergeklüfte, bald wieder über glatt „und rund geschliffene halbdurchsichtige Kieselmas„sen, bald zwischen engverworrenen Wurzeln hängen„der Weiden und breitblättriger Platanen und stolz „sich erhebender Ulmen und nimmer ruhender Pap„peln und silberrindiger Birken; bald längs dem „Fuß sanftschwellender Rebhügel, bald aber über „spätgrünende Wiesen, große Büsche von dunkeln „lazurnen Gentianen und noch höherm Gestrippe „von purpurflockigen Disteln und amaranthtraubi„gen Kornushecken und karminschimmernden Zi„ziphos-Beeren; jetzt benetzte er, durch gefallene „Blätter und welkende Blüthen sich krümmend, „bleiche Veilchen und noch bleichere Zeitlosen; jetzt

„bespülte er Pans Altar, der, von fünf riesenmä-
„ßigen Feigenbäumen malerisch umstrickt, die Ky-
„mantrischen Wiesen beherrschte. An den runzeli-
„gen, knotigen, schlangenhaft gewundenen Zwei-
„gen schwebten tausend und abertausend Honig- und
„Nektarkugeln an kurzen unmerklichen Stielen, und
„dufteten Hyacinthen- und Veilchenhauch aus der
„phönix-bräunlichen gespaltenen Oberfläche; und
„um ihre Wurzeln wanden sich dünkelblaue Blu-
„menbüschel des treuen Wintergrüns. Zu den Füß-
„en des Altars wucherten rosenfarb und zimmet-
„braun gerippte Herbstschwämme, und auf den
„marmornen Seiten des heiligen Mals schwebten
„muntere Launen und üppige Bacchanten, und um
„die Rebenfriese flatterten naschhafte Vögel, mar-
„morne und zwitschernde, mit Beeren und Feigen
„in den gierigen Schnäbeln. Hier wühlte sich zö-
„gernd Orasis in den Rosenhügel, ehe er sich schnell
„um die Rebenhügel wand, um sich nördlich in den
„heiligen Nymphensee am Fuße des entfernten
„Kyllene zu ergießen.“ Alcine und Myris saßen
mit mehreren Jünglingen und Mädchen unter Bu-
chen, mit den Gaben des Herbstes sehr beschäftigt.
Julanthiskos singt unter ihnen das Lied der
Schwalbe:

Chelidon, wohin, wohin?
Ueber Berge, über Flüsse,
Ueber Länder, über Meere,
Treibet mich mein innrer Sinn
Nach entferntem Frühling hin.

Chelidon, woher, woher?
Ueber Meere, über Länder,
Ueber Flüsse, über Berge,
Fand ichs fremd und freudenleer;
Darum komm' ich reuig her.

Chelidon, so bleibe hier;
In dem Schatten unsrer Hütte
Findest Ruhe du und Minne. —
Ewig rasten räthst du mir?
Nein; nur Wechsel lieben wir.

Ein Theil der wildern Brüder entfernt sich und überläßt sich bacchantischem Taumel, während Julanthiskos nebst den Mädchen dem Pan ein Dankopfer für die überschwenglichen Wohlthaten des Jahres bringt.

Der Anfang der achten Idylle, die Hofnung, malt den Herbst. „Der Herbst schüttelte „mit seinen lohfarbenen Sperberschwingen feuchte „röthliche Abendwolken und rasselnde gekrümmte „Blätter und schwärzliche Schieferblätter in das „trockne Moos und die welkenden Geniststräuche, „über die runden Abfälle des heiligen Kyllene, in „die tiefen wärmern Thäler, die der hochuferige „Orasis schäumend laut durchmurmelt. Nur die im„mergrünen Eichen, die stolzen kernreichen Pinien, „die harzigen Mastixbäume, die glänzenden Tinos, „die korallentragenden Stechpalmen und die Fel„senumklimmenden Smilaxbüsche trotzten dem Alles „Verheerenden. Phoibos streckte segnend

»seine goldnen Arme über Arkadien »aus, und ruhte sein purpurlockiges »Götterhaupt an die Lazurpfosten seiner »nächtlichen Kammer, ehe er Messenien »und Elis sein Abschiedslied hören ließ.« (Die Stelle von Phoibos ist uns nicht klar, wiewohl wir eine Anspielung auf den Hirtengott Phoibos vermuthen, von dem Ovid Met. 2, 679. singt: Elin Messaniaque arva colebas) »und bange, »süße Ahndung zirpte wie Grillenklang durch die »müden Herzen.« Jalanthiskos, der für Alexis glühte, gab sich auf der Jagd seinen trüben Gedanken über unbelohnte Freundschaft und mordenden Undank hin, als er Onikleia um Hülfe schreyen hört und bald darauf ihr Lieblingslamm von einem Raubvogel, der auf dasselbe gestoßen, in den Abgrund gestürzt sieht. Außer Athem, mit zerrißnem Gewand, kommt Onikleia herzugestürzt; sie verliert das Bewußtseyn. Als sie zu sich kommt, heißt sie den Jüngling weggehen, der, voll Mißmuth im Herzen, heimkehrt, entschlossen, nicht wieder auf Männerliebe und Mädchendank zu rechnen; aber am Hausheerd kehrt neue Hofnung ihm zurück. Er stimmt vor Hermes Bilde das Lied der Hofnung an; plötzlich hört er sich von einer übermenschlichen Stimme nennen — es war Hermes Philozügetes, der über Arkadien hinflog, — blickt auf, sieht am Halse seines Haus-Hermes ein leuchtendes Strephon (so, statt στρεπτος, übersetzt der Verf. das Hals-

hand) und denkt sogleich der Verheißung der prophetischen Mitylenis und Eunome: „Wenn Alexis „bespritzt von dem feindlichen Blute liegt, hinge„streckt an des Kyllene gähnendem Abgrund, findest „du, lieblicher Jüngling, nach dreyßig Tagen und „Nächten, Minne in Klüften und Minne am hei„ligen Male; doch mußt du opfern das herrlich „glänzende Strephon dem schützenden Sohne der „Maja." Ganz klar wurde ihm erst die Weißagung durch das, was

Die neunte Idylle, die Erfüllung, erzählt. Julanthiskos geht zu jagen auf den Kyllene. Die Hülfe rufende Stimme des Alexis beflügelt seine Schritte; er kommt an eine breite Kluft, jenseit deren er seinen Alexis, von einem Büffel verwundet, abgeirrt von seinen Gefährten, hülflos daliegen sieht. Er überspringt den Abgrund und rettet den Freund. Der mächtige Sprung vereinigte, die sich vielleicht sonst nie gefunden hätten. „Die „Jünglinge wurden endlich von Alexis Sklaven ge„funden, wie sie Mund an Mund auf dem weichen „Moose einer der Kyllenischen Höhlen schlummer„ten. Alexis, der Gerettete, war nicht mehr un„dankbar, und Julanthiskos, der Findende, nicht „mehr unglücklich; mit Alexis Strephon ge„schmückt Julanthiskos, und in Julanthiskos Man„tel eingewickelt Alexis."

Die zehnte Idylle schildert das Dankopfer, welches Julanthiskos dem Hermes brachte. Einige

Hirten hatten einen getödteten Lämmergeyer, den wahrscheinlichen Mörder von Onikleiens Lamm, am Fuße einer Herme als ein Opfer niedergelegt. Hieher kommt auch Julanthiskos und hängt dem Gotte, der ihm das Herz des Freundes zugewandt, zum Dank ein goldnes Strephon um den gesenkten Hals. Während er betend an der Hermessäule niedergesunken ist, da umschlingt ihn der Freundesarm des Alexis, der ihm nachgefolgt war. „Komm,“ sagte er, mit ihm die Fingerspitzen zärtlich verschränkend und die Lippen ihm auf die weißen Schultern drükkend, „komm, treues, frommes Gemüth. Einmal „führtest du mich durch Irrwege und Dunkel. Itzt „stütze dich auf meinen Arm, ich will dich führen.“ Zu Hause schenkt er seinem Julanthiskos ein anderes prächtigeres Strephon und eine zierlich geschmückte Leyer. Das Titelkupfer gehört zu dieser Idylle. Es zeigt die Herme mit dem Strephon, und zu deren Fuße den Lämmergeyer ausgestreckt nebst verschiednen Gefäßen mit ländlichen Opfern.

Die eilfte Idylle heißt die Weberinnen. Onikleia und Molissa besuchen im Winter eine Freundinn in Mantinea. Man vertreibt sich die Zeit mit Weben, Spinnen und Singen. Onikleia singt das Lied der Biene, das einst auf den Bruder der Wirthinn, da er es von Onikleia zuerst hatte singen hören, so tiefen Eindruck gemacht hatte (s. die dritte Idylle). Wie damals, so überraschte

auch dießmal die Singende der Jüngling, der eben von einer langen Reise nach Hause kehrt. Er drückt die Beklommene an sein Herz und spendet dem Eros und Hermes einen Becher des besten Weins. Den andern Tag holt er von Onikleiens Eltern das Jawort und neun Tage hernach wird das Vermählungsfest gefeyert.

Die letzte Idylle, der Ring. Von itzt an wird alles mystisch. Ein Fremdling, angeblich Metrokles aus Mantinea, wird gastfreundlich von Kyparissos und Minoe aufgenommen, und erzählt, er reise schon lange vergeblich herum, Aufklärung suchend eines Traumes: daß zwey Schlangen seinem Hausheerd entschlüpft wären, die eine, die Opferfladen gierig verzehrend, die andere, einen Ring mit einem Karfunkel im Rachen haltend, dessen Inschnitt der Fremde leider vergessen hat. Minoe hilft ihm aus dem Traum, da ihr die Demeterissa besagten Ring für den Fremdling anvertrauet hat, den sie ihm jetzt überantwortet. Des andern Morgens ist der Fremde fort, aber statt seiner finden sie eine große Lyra mit einem Blatt, worauf stand: „Ich „fand, eh' ich es glaubte, was ich suchte. Bringt „meinen Dank und dieses Blatt Alethophanen, und „behaltet die Lyra." Auch las man hier das Wort Liparos, über welches kein Aufschluß vorhanden ist. (S. 108 kommt Liparos Ring vor.) Halb Arkadien glaubte, es wäre ein Gott gewesen, welcher der guten Hirten Treue erprobt und sie so präch-

tig belohnt habe; aber ihnen wollte das nicht einleuchten. Sie weihten die Leyer im Tempel der Nymphen, und ließen den Namen Liparos in Marmor graben.

Und nun schließt sich an die Idyllen als Kehrseite zu dem Propylaion der Opisthodomos an: das Thal der Orakel, ein Wunderthal, wo die Demeterissa wohnte, seit sie Thessalien verlassen. Ein Zug arkadischer Jungfrauen reist nach Eleusis, sich dort in die Mysterien einweihen zu lassen. Alexis und Julanthiskos begleiten sie. Am Kyllene, bey der wunderthätigen Herme mit dem goldnen Strephon, nehmen die Mädchen von ihren dort versammelten Freundinnen Abschied. Minoe flüstert der scheidenden Nikrion zu: „Du weißt also, wer uns die schwere Leyer brachte?“ Ja, ist die Antwort, bey der Weisheit verwahrenden Göttinn, dein Herz hat sich nicht geirrt; der falsche Jüngling war die Allwissende! Eine Dämonenstimme aus den Wipfeln heißt sie schweigen. Minoe kehrt erschrocken in ihre Hütte zurück; aber ein trauriges Gefühl erfüllt ihr Herz, das, ihre Freundinn Nikrion nie wieder zu sehen, die gewiß mit Julanthiskos nie wieder zurückkehren und im Thal der Orakel die Hirten und Arkadien vergessen würde, und die Angst, den wundersamen Pilger oder Alethophone, die Allmächtige, beleidigt zu haben. Auf einmal überbringt ein Bote von Eleusis einen Gruß von Nikrion und dazu einen Brief von einer Freundinn

(vermuthlich der Demeterissa) des Inhalts: „Se„gen und Gruß meiner arkadischen Freundinn, Mi„noe. Weine nicht; mach dich auf mit deinem „Cypariß, denn du wirst bey mir finden, den du be„weinst. Ich könnte über deinen Mismuth zürnen. „Doch ich liebe dich, Minoe; mache dich auf, holde „Hirtinn, du wirst finden den Weg nach Alsotheo„nien (dem Thal der Orakel). Folge einem rosen„farbenen Schwan, er wird dich geleiten. Betrach„te den Abdruck des Siegels;“ (vermuthlich von dem Siegelringe, den Minoe dem Pilger gegeben;) „lebe wohl! Segen und Freude, Minoe!“ Kyparissos und Minoe machen sich auf; der Schwan ist ihr Wegweiser; in einer mit Wunderblumen überrankten Höhle sinken sie kraftlos hin, nicht wissend, was mit ihnen geschehen und wo sie sind. „Hier „theilte sich das liebliche Jahr in einen langen Früh„ling, einen milden, kurzen Sommer und einen „lauen, obstreichen Herbst. Zweymal blüheten die „Veilchen, viermal die Rosen, und dreymal reiften „die nektarinischen Früchte der niedern Hügel. Die „Sänger der Myrtenhaine hauchten in süßen Eu„phonen ihre Minneglut himmlischer und tonrei„cher als irgendwo. Die Bäche murmelten nicht, „sie rollten singend über Onyx und über Agathe. „Die euosmischen erfrischenden Lüfte stahlen „nicht den Rosen und den Veilchen ihre fliegenden „Würzen; nein, sie brachten hoch, hoch von oben, „Duft von Ambra und berauschenden Thau von

„Nektar; und das sonst so schöne Arkadien schien „auch im reizendsten Lenzschmuck der häßlichen Ein„öde und der scheußlichen Schlange gleich, welche „neidisch lauschend ihren zackigen Rücken um das „köstliche Kleinod ringelt, was sie bewacht. Ja, „so wanden sich die unwirthbarsten Eishöhen um „das bis jetzt unbekannte Lieblingsthal Alethopho„nens. Doch, wer die reizendste der Sterblichen „sah, vergaß schnell die Wunder, die sie beherrsch„te und wovon sie gewiß die Schöpferinn war, da „noch bis jetzt keiner der arkadischen Schäfer Also„theonien mit seinem verborgenen Himmel erspäht „hatte. Keiner von ihnen war noch bis jetzt so be„glückt, sich in die tausend und abertausend Ge„nüsse dieses demeterischen Heiligthums zu wagen. „Nur einige schätzten sich glücklich, der mächtigen „Wundersängerinn ihre Ehrerbietung und ihre Dank„barkeit unter den riesenmäßigen Agath-Stoen (Säulengänge, στοαὶ) „durch kleine Geschenke zu „beweisen, und sie unter den prächtigen Propyläen „zu begrüßen, die sie sich bey dem engen Eintritt „Alsotheoniens erbauet hatte. Hier saß sie oft auf „hohem, leichtschwebenden Erker, im Morgenroth „sich badend, und blickte still und bescheiden in die „tiefen Thäler Arkadiens zu ihren Füßen, die bald „in Sonnengluth schmachteten, bald, wie jetzt, im „Winterschnee erstarrt schlummerten; aber weder „der sengende Staub, noch der verwundende Reif „gelangten bis zu der hochthronenden Quelle der

„Wahrheit, und die kleinen, winzigkleinen Men„schen trieben sich zu ihren Füßen mit ihren Heer„den, ihren Gewerben, ihren Launen und ihrem „Stolze, wie das Spielzeug des Ungefährs und „der augenblickliche Bewohner des schnell verwisch„ten Schimmels. Aber die Nachbarschaft der „Wohlthätigen verwandelte den nahen Winter Ar„kadiens in einen längern Herbst, und die mühsam „heraufklimmenden Pilger vergaßen gerne in ihrer „Nähe, was sie auf der langen Wanderschaft erlit„ten, und schlichen erquickt und gestärkt wieder zur „Alltäglichkeit herab, wenn sie so glücklich gewesen „waren, einige Töne ihrer pieridischen Stimme zu „hören.“ Eben saß Alethophone in der krystallnen Halle der Wunder, schreibend und zaubernd, während unzählige zarte Dämonengestalten hin- und herflattern, mit Geschenken und Aufträgen an ihre Alleinherrscherinn. Im Hintergrund sitzen neunmal neun königlich gebindete, dicht verschleyerte Baskaniden oder zaubernde Jungfrauen. Zu einer von ihnen wendet sich Alethophone und heißt sie die treueste Gattinn Minoe hieher bringen, welche mühsam heraufklimme, um zu beichten und zu büßen. Die Schäferinn wird lichtflugs hergebracht und liegt ohnmächtig in ihrer Wohlthäterinn Arme, die ihr durch einen Kuß Leben und Jugend und Fröhlichkeit von neuem schenkt. „Du träumst nicht, treues gutes Gemüth, du zweifelst nicht mehr an meiner Macht; du verstandst mich nur nicht, und

glaubst in deiner ländlichen Einfalt, der geborgte Name gehöre wirklich dem fremden Wanderer Metrokles.“ Noch zweymal küßte sie die Hirtinn; und nach dem dritten Kuß lagen Minoe und Kyparissos wieder auf ihrem ländlichen Lager in Arkadien, und beym Erwachen strahlten ihnen herrliche Geschenke Alethophonens in die Augen. Auf gleiche Weise kamen zu Alethophonen heran Agathyllis und ihr junger Gatte Mykas, und brachten ihrer Wohlthäterinn kleine Geschenke dar; sie werden durch unsichtbare Diener zurückgeführt, und finden zu Hause die Mutter verjüngt. Jetzt erscheinen auch Julanthiskos, seine Base Nikrion und Chrysotrichiens kleiner Bruder, Euanthos, benetzend das Gewand Alethophonens mit Thränen des Dankes, der Hofnung und der Ahndung. Die Demeterissa fragt Julanthiskos: warum Alexis nicht mit hier sey? „Ach,“ entgegnet der Hirt, „Alexis blieb daheim schamhaft erstau„nend und über Eros und Anteros Frieden errö„thend.“ Die Thessalische Jungfrau küßt ihn auf die Lippen. Da umwallt ihn sogleich ein herrliches Gewand und er liegt in Alexis Armen, der es nicht von selbst gewagt hatte, vor Alethophonen zu erscheinen, die ihm einst bey Alcinens Feste seinen Stolz und Kaltsinn gegen Julanthiskos verwiesen, aber auch die Zeit hatte voraussehen lassen, wo Eros den Anteros umarmen und Julanthiskos mit Alexis sich vereinigen würde. Nikrion und der kleine Euanthos bleiben bey Alethophonen. „Ni-

„krion vergaß bald die Welt und ihre unbelohnte „Liebe (zu Julanthiskos), und der kleine Eranthos „lernte nie Männer hinter den purpurnen Vorhän„gen der krystallenen Propyläen kennen.“ Noch viele andre Arkadier und Arkadierinnen kamen gebessert, geheilt, getröstet und beglückt hieher, alle kamen, zu danken, aus ihrer niedern Alltäglichkeit zu Alethophonen heraufgetragen. „So erhebt „Gebet und Dank den niedern Bewohner des „Staubes zur fernen Gottheit.“ Gerührt wendet sich Alethophone zu den neunmal neun verschleyerten Königinnen: „Anfangs des Jahres sang ich, und „mein weißagendes Lied erkaufte mir alle diese Her„zen. Seyd so gütig, ihr Verehrten, und singet „mir ein Lied am Ende des Jahrs, daß ich meine „Erdenbannung und meine Unvollkommenheit ver„gesse, ehe mich Eros und Anteros, die Versöhn„ten, abholen.“ Die Königinnen sangen; „die „Welten und Sonnen schwammen in unnennbarer „Lust, und ihre Unvollkommenheit kleidete sich in „Himmelsträume ein, und die Unermeßlichen, wie „das kleine enge Arkadien, wußten nicht, was die „neunmal neun Königinnen der Allmacht sangen.“

So endigt sich diese Apulejische Feerey. Man sieht, Alethophone ist eine Gottheit, die sich, wahrscheinlich durch Sprödigkeit und Undank gegen einen himmlischen Anbeter, den Zorn der Olympier zugezogen. und die deswegen aus dem Olymp auf die

Erde verbannt ist, wo sie durch Vereinigung liebender Geliebten den Eros und Anteros zu versöhnen sucht. Ueber manchen Einzelheiten ruht ein Schleyer, den etwa die Wissenden durchdringen mögen, und den der erlauchte Verf. vielleicht geflissentlich nicht lüpfte. Zauber und Wunder sind in dem Reich der Poesie an ihrer rechten Stelle, aber wenn der Zauberer uns ihre wahre Tendenz und ihren Sinn nicht durchschauen läßt, so verlassen wir ihn nicht ganz befriedigt.

Niemand darf dem Verf. absprechen, daß er sein Thema, die Liebe der arkadischen Hirten, mit vieler Zartheit und Feinheit behandelt hat.

Geadelt zur Gedankenwürde
Fließt die verschämtere Begierde
Melodisch aus des Sängers Mund.

Selbst was die eminenteste Gruppe, Alexis und Julanthiskos, betrifft, so würde man, käme sie bey einem griechischen Dichter so vor, gestehen, daß sie mit unendlichem Zartgefühl ausgeführt worden. Ob wir aber, aus höhern Rücksichten, in unsern Werken des Geschmacks nicht besser auf die Zeichnung solcher Erscheinungen der Griechheit verzichteten, darüber appelliren wir an die Hochherzigkeit des Verfs. selbst.

Von des Verfs. blühender und im Ueberfluß schwelgender Darstellung, insonderheit von seinem

Talent der malerischen Beschreibung, der Erdichtung kühner labyrinthischer Träume und mysteriöser Verwicklungen haben wir hinlängliche Proben gegeben. Fast zu einförmig läßt er in den meisten Idyllien den geliebten Gegenstand als einen Deus ex machina gerade in dem Moment erscheinen, wenn die Geliebte seiner denkt, oder ihre Gesänge an ihn richtet. Wie überhaupt des Verfs. Sprache neu, belebt, glänzend und gewagt, oft glücklich gewagt ist, so borgt er auch, wie schon oben erwähnt worden, häufig auf eine noch unversuchte Art, die wir von keinem unberufnen Nachahmer befolgt wünschen, eine Menge Wörter aus dem griechischen Sprachschatz, sey es, an die Stelle des verbrauchten Deutschen etwas durch den Reiz der Neuheit Anziehendes zu setzen, oder den griechischen Anstrich seines Romans zu befördern, oder aus Gründen des Wohllautes. Daß er griechischen Pflanzen, Früchten, Geräthschaften, Kleidungsstücken u. s. f. ihre eigenthümlichen, schönen griechischen Namen läßt, wird man noch am ersten billigen. So liest man hier von Moly, Diptam, Moros, Tymben, Milion, Bromos, Xiphos, Melien, Kraterisken, Dioten, Trapezen, Chlänen, Hypochlamys, Katapetasma, Bomos, Dictyen u. s. w. Nicht glücklich zusammengesetzt ist das neuantike Wort Zistrophoros S. 64. Weniger wird man Adjectiven, wie folgt, Beyfall geben: „glaukes Moly," „phönix die serischen Haarschleifen."

Auch die römische Sprache liefert einzelne Beyträge, wie: Eburgestalt, der eburne Wagen, der lydische Modus. Ein Glossarium erklärt die exotischen Worte, jedoch nicht alle. So fehlt S. 29 Argosion, das Ruhebett. Von glücklich gebildeten Ausdrücken sind bereits oben in den ausgehobenen Stellen Beyspiele genug vorgekommen, denen wir nur ein Paar kleinere beygesellen: „seine Laune verrauschen;“ „langgewimperte Onyxaugen;“ „ihr Mund umgrübte sich wie zum Kusse;“ „großes „schieferblaues Auge.“

Irren wir nicht, so findet sich noch ein höherer Grad von wundersamer Originalität in den aus derselben Feder geflossenen höchst merkwürdigen Briefen, die Jean Paul mit den seinigen herausgegeben hat*). Hier spielt, bildert und schwärmt eine unerschöpflich reiche und regsame Phantasie, die bis an die äußersten Grenzpunkte alles Denkens, Ahndens und Träumens fliegt, aber

— — — — ceu nescia falcis
Silva comas tollit fructumque exspirat in umbras.

Und in dieser Schrift kündigt Jean Paul von seinem Geistesverwandten, der ihn wo möglich im ätherischen Phantasieenflug noch überbietet und überholt,

*) Jean Paul's Freyheits-Büchlein; oder dessen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog August von Sachsen-Gotha; dessen Briefwechsel mit ihm; und die Abhandlung über die Preßfreyheit. Tübingen, Cotta 1805. 128 S. 8.

ein großes episches Mährchen über die Liebe, Polyneon, an: »welches alles, was große Kenntnisse und große Kräfte von Frucht- und Blumen-Gewinden, Perlen-Schnüren und Venus-Gürteln in einander flechten können, zu seinem Zauber-Kreis der Liebe rûndet.« Welch ein seltnes Phänomen am Thronhimmel! Und J. Pauls Vorkritik darüber enthält im Tadel großes Lob: »Eine geniale Phantasie ist, gleich dem Luftballon, leicht in die Höhe und in die Tiefe zu lenken; aber das wagrechte Richten wird bey beyden etwas schwer; indessen hielt man es bisher doch für das größere Wunder, sich in den Himmel zu erheben, als sich darin zu steuern.«

III.

Homeri Hymni et Batrachomyomachia. Denuo recensuit, auctario animadversionum et varietate lectionis instruxit atque latine vertit Aug. Matthiae. Leipzig, Weidmann 1805. VIII u. 304 S. gr. 8.

Durch die 1800 herausgegebenen und von uns im 65sten Bd. 1stes St. S. 41 ff. angezeigten Animadversiones in hymnos Homericos hat sich Hr. Director Matthiä in Altenburg zu dieser kritischen Ausgabe der Homerischen Hymnen vorgearbeitet, welche ein für unsre Literatur um so willkommneres Geschenk ist, da der Wolfische Text der Homerischen Hymnen zwar sehr correct und berichtigt, aber von gar keiner kritischen Zuthat begleitet ist. Unser Her. hat, nach seinen vormaligen kritischen Studien über diese schätzbaren Reste der Homeriden, den Text einer nochmaligen strengen Revision unterworfen und nach den Regeln der Kritik verbessert, zugleich aber eine Retractation seiner Animadversiones vorgenommen, und, wo er in dem kritischen und grammatischen Theile derselben

Bestätigung, Aenderung und Besserung nöthig fand, sie der silva variantium lectionum, welche unter dem Text steht, einverleibt. Dieß ist unter dem Auctarium animadversionum zu verstehen, welches man in einem Anhang gesucht hätte. Eine Recension des Hrn. Prof. Hermann von den Animadversiones des Verf. in der Allg. Lit. Ztg. gab noch insbesondere, theils in der Vorrede, theils in den Anmerkungen unter dem Text, Stoff zu manchen gelehrten Auseinandersetzungen und Retorsionen. Wir bemerken nur im Allgemeinen, daß der Her. itzt die Heynische Digamma-Lehre fleißig auf die Homerischen Hymnen anwendet, und daß er eine in manche Theile der Sprachlehre, namentlich der Partikeln, tiefer eindringende Forschung an den Tag legt. Dem Text angehängt ist eine reinlateinische Uebersetzung, eingerichtet nach den Lesarten der neuen Recension. Von letztern kommt es uns zu, hier Proben aufzustellen.

Im Hymnus auf den Delischen Apollo V. 70—2 folgt er itzt der ungezwungensten Verbindungsart dreyer Pariser Handschriften, und interpungirt so: Ich fürchte, sagt Delos, daß Apollo

Νῆσον ἀτιμήσας (andere ἀτιμήσῃ), ἐπεὶ κραναήπεδός εἰμι,

Ποσσὶ καταστρέψας ὤσῃ (Stephanus setzt δ' hinein) ἁλὸς ἐν πελάγεσσιν.

Zwey Participia ohne Binde-Wort kommen nicht selten vor. Ποσσὶ καταστρ. wollte der Her. in den Animadvv. durch cum ipsis radicibus evertens erklärt wissen. Wir sind ungewiß, ob er vielleicht itzt davon abgeht, da er darauf dringt, Ποσσὶ κατ. ὤσῃ unmittelbar mit einander zu verbinden; uns scheint Ποσσὶ der Ablativ des Werkzeugs und von den Füßen des Apollo gesagt zu seyn. Möchte sich doch der Her. über den Sinn folgender Verse 78—81 erklärt haben, wo Delos die Leto anfleht, ihr zu schwören, daß Apollo

Ἐνθάδε μιν πρῶτον τεύξειν περικαλλέα νηόν,
ἔμμεναι ἀνθρώπων χρηστήριον, αὐτὰρ ἔπειτα
πάντας ἐπ' ἀνθρώπους, ἐπειὴ πολυώνυμός
ἐστιν —

Wie nachlässig und verworren ist der Gedanke ausgedrückt: Apollo soll auf Delos einen Tempel bauen zum Orakel der Menschen, (das) aber bald nachher unter allen Menschen (verbreitet werde), weil (Apollo?) berühmt sey. Wenigstens müßte statt ἐστιν die Moskauer Lesart ἔσται angenommen werden, von des (noch ungebohrnen) Apollo künftigem Ruhme. Aber wir sind des Glaubens, daß der Homeride so oder ähnlich geschrieben habe:

— — — — — — — — ὄφρ' ἂν
ἔπειτα.

Πάντας ἐπ' ἀνθρώπους εἴη πολυώνυμος αἰεί —
„damit der Tempel in Zukunft unter allen Völkern hochgepriesen werde." Genau angesehen, wird

man einige Spur dieser Lesart in den Zügen der Moskauer Handschrift erkennen: ἐπεὶ πολυώνυμος. ἔσται. Das letzte Wort entstand aus der Endsylbe des vorhergehenden und dem Anfang von αἰέν. Zu Belegen für unsre Vermuthung diene V. 56 ff. und ähnliche, obgleich von einem andern Tempel sprechende Stellen V. 298 f. (H. auf Ap. Pyth. V. 120 f.) V. 482 f. (303 f.) Indeß wollen wir nicht bergen, daß uns überall V. 80 f. ein späterer Zusatz zu seyn scheint, entlehnt aus dem Hymnus auf den Pythischen Apoll (der als Seitenstück zu jenem anzusehen ist und zur Verherrlichung des Delphischen Tempels und Orakels, wie jener zum Preiß des Delischen Apollo-Tempels, gesungen wurde) V. 69 f. (247 f.) 81 f. (259 f.) 110 f. (288 f.) Denn in der uns verdächtigen Stelle des H. auf den Delischen Apollo kommt die einzige Spur von einem Orakel zu Delos vor; in der Antwort der Leto V. 86 auf das von der Delos geäußerte Verlangen, ist nur von einem Altar und Temenos die Rede, und nur von einem Tempel V. 56. 75. 136 u. s. w.

V. 161—3, welche die auffallenden Angaben enthalten, daß die Delischen Mädchen verstanden hätten, aller Menschen Stimmen täuschend nachzuahmen und die Musik mit Castagnetten, hält der Hr. für abgeschmackte Interpolationen. Indeß bleibt es immer auffallend, wie und woher eine

solche Sage entstanden? Es nimmt uns Wunder, wie der Her. V. 250 f. (Ap. Pyth. 72 f.), welche er in den Animadvv. wegen des sonderbaren Gegensatzes des Peloponnes und Europa verurtheilte, itzt ganz unberührt läßt, und nicht einmal Reizens herrlicher Verbesserung gedenkt, der ἤπειρον statt Εὐρώπην liest. Bemerkenswerth ist die gründliche Ausführung zu V. 335. (Ap. Pyth. 157.) Τιτῆνες τε θεοί, τοὶ ὑπὸ χθονὶ ναιετάοντες, daß dieß nicht für οἳ ὑπὸ χθονὶ ναιετάετε und daß das Particip nie schlechtweg für ein Verbum finitum stehen könne, sondern daß dieses immer aus dem Vorhergehenden in Gedanken zu wiederholen, oder aus dem Folgenden herauszunehmen sey; daher diese Stelle vielmehr für ein Anacoluthon genommen werden müsse, indem der Dichter habe schreiben wollen: οἳ — ναιετάοντες, ἄνδρας τε θεούς τε ἐφύσατε, dafür aber sage: οἳ — ναιετάοντες, τῶν ἐξ ἄνδρες τε θεοί τε. Ob man aber nicht am einfachsten ἐστέ zu ναιετάοντες denken kann? Eine andere grammatische Ausführung über den Gebrauch des relativen Pronomen, um nach einer Abschweifung wieder zur Sache zurückzukehren, liest man bey V. 355 (Ap. Pyth. 177). Es verdient gewiß Beyfall, daß V. 383 (205) Ruhnkenius so gut unterstützte Conjectur πετραίῃς προχοῇσιν für πέτρῃσι. προχυτῇσιν aufgenommen worden ist.

— — ἐπὶ ῥίον ὦσεν ἄναξ ἑκάεργος Ἀπόλλων
πετραίῃς προχοῇσιν, ἀπέκρυψεν δὲ ῥέεθρα.
Apollo stürzte (ἐπῶσε) den Gipfel des Berges in die Felsen-Quelle und verstopfte sie damit. Bestätigung giebt die vorhin aus dem Hymnus auf den Delischen Apollo angeführte Stelle V. 72 μὴ—νῆσον—ποσσὶ καταστρέψας ὤσῃ ἁλὸς ἐν πελάγεσσιν. Die vom Her. in den Animadvv. vorgeschlagenen Versetzungen von V. 387—93 (212—18) haben jetzt ihre Stelle in dem Texte gefunden, und sind eben sowohl als das Futurum V. 389 (214) οἵ τέ ῥα πεύσονται ausführlich gerechtfertigt worden. V. 402 (223) wird vom Her. als Parenthese genommen und im Texte nach einer sehr wahrscheinlichen Verbesserung also gelesen: τῶν δ' οὔτις κατὰ θυμὸν ἐπεφράσατ' οὐδ' ἐνόησε statt ἐπεφράσατο νοῆσαι. In dem Text aber oder in der Note ist ein Druckfehler; denn in leztrer steht: τὸν δ'—ἐνόησε. Sic edidi etc. da doch der Text τῶν hat. Gleichwohl ist jenes noch annehmlicher und wird auch vom Her. in den Animadvv. ausgedrückt: Nemo eum cognoscebat nec animadvertebat. In der neuen Uebersetzung giebt er es dagegen: nemo autem eorum (τῶν) cognoscebat, nec, quis esset, animadvertebat.

In den Anmerkungen zum Hymnus auf den Hermes wird zu V. 6 der Sprachgebrauch von ἔσω,

von dem Befinden an einem Ort, erläutert, ὄφρα, wann mit dem Optativ, zu V. 8. Unterschied von ἔξω, ἔσω ποιεῖν und ποιήσασθαι zu V. 77. Die Unächtheit von V. 80 wird umständlich aus der Sprache gezeigt. V. 109 ist die auf den Moskauer Codex gegründete Verbesserung ἐπέλεψ' ἐνὶ ἄλλῳ, von Riemer in seiner Bearbeitung von Schneiders griech. Wörterbuch. Vgl. über diese Stelle Schneider zu den Ecl. phys. S. 137. — V. 125 f. hat, wie man ihn immer wenden oder verbessern mag, ganz das Ansehen eines Zusatzes eines spätern Glossator, der einen Gebrauch seiner Zeit mit dem, was Hermes that, verglich. — Zu V. 200 steht eine gelehrte Anmerkung über ἐπὶ mit dem Dativ, in so fern irgend eine Verbindung, durch diese Partikel ausgedrückt wird. Ueber ἂν mit dem Indicativ bey zweifelnden Fällen zu V. 224 — V. 256 setzt er mit Ilgen in den Text: ῥίψω γάρ σε λαβὼν (statt des tautologischen βαλών) ἐς Τάρταρον ἠερόεντα. Noch gewählter würde seyn: ῥίψω γὰρ τεταγὼν σ' ἐς Τάρταρον nach dem Beyspiel des Homer Il. 1, 591 ῥίψε, ποδὸς τεταγών. Schön ist Hermanns (z. Orpheus S. 757 f.) Verbesserung von V. 294., welche der Her. noch nicht benutzen konnte. Statt des unverständigen: σὺν δ' ἄρα φρασσάμενος τότε δὴ u. s. w. liest er nämlich: Apollo ergriff den Knaben Hermes:

Σπάργαν' ἀφασσόμενος τότε δὲ κρατὺς Ἀργειφόντης
οἰωνὸν προέηκεν.

Im Hymnus auf die Aphrodite V. 9 läßt der Her. zwar im Text οὐ γάρ οἱ εὔαδεν ἔργα stehen, ungeachtet οἱ mit dem Digamma das vorhergehende γάρ lang machen würde, aber in der Note verbessert er so: οὐ γάρ οἱ ἅδεν, ein Vorschlag, den auch Hermann z. Orpheus S. 780 macht.

Im Hymnus an die Ceres V. 64 stand sonst:
Ἠέλι', αἴδεσσαί με θέας ὕπερ, εἴποτε δή σευ
ἢ ἔπει ἢ ἔργῳ κραδίην καὶ θυμὸν ἴηνα.
Voß las: θεᾶς ὕπερ und noch besser Ilgen: Θείης ὕπερ, „ich beschwöre dich, o Helios, bey deiner Mutter Thia." Kühner ändert der Her. diese Worte und setzt in den Text: αἴδεσσαί μ' ἐλέησόν τ'. Ist nun diese Zusammenstellung beyder Wörter gleich Homerisch, so ist doch der vom Verf. in den Animadvv. angegebene Grund der Aenderung, weil niemals in Beschwörungsformeln Jemand zugleich bey dem (ὑπέρ), was ihm das Liebste sey, und in Betracht dessen, was man jemals für den andern gethan, (εἴ ποτε) gebeten werde, durch entgegengesetzte Beyspiele zu widerlegen. Virgil Aen. 4, 314 ff.

— — — Per ego has lacrimas dextramque tuam te,
Per connubia nostra, per inceptos Hymenaeos,
Si bene quid de te merui, fuit aut tibi quidquam
Dulce meum: miserere domus etc.

Statius Achilleis 1, 267 ff.

— per ego hoc decus et ventura juventae
Gaudia, si terras humilemque experta maritum
Te propter, si progenitum cet.

Gut scheint die Bemerkung, daß V. 223 in den Worten der Metanira zur Ceres: Wenn du meinen Sohn erziehst,

— — — τόσα κέν τοι ἀπὸ θρεπτήρια
δοίη

statt δοίην geschrieben werden müsse, da nicht die Eltern, sondern die Kinder ihren Verpflegern die θρεπτήρια bezahlten. So Il. 17, 303 οὐδὲ τοκεῦσι Θρέπτρα φίλοις ἀπέδωκε. Warum sollte indeß nicht auch von Eltern gesagt werden können, daß sie den Erzieherinnen ihrer Kinder herrlichen Lohn verheißen? Die bekannte schwierige und verdorbene Stelle V. 344. 5. ἠδ᾽ ἐπ᾽ ἀτλήτων Ἔργοις θεῶν μακάρων μητίσετο βουλῇ hat der Her. theils nach fremden, theils nach eignen Conjecturen so abdrucken lassen:

— — — ἡ δ᾽ ἔτ᾽ ἄτλητον
ὀργισθεῖσα θεῶν μακάρων μηνίετο βουλῇ,

und versteht unter den Zürnenden die Proserpina, Hermann hingegen zum Orpheus S. 757, welcher den Vers auf die Ceres bezieht, liest also:

ἡ δ᾽ ἐπ᾽ ἀλάστοις
ἔργοισιν μακάρων ὀλοὴν μητίετο βουλήν.

Den Homerischen Hymnen hat der Her. noch die Batrachomyomachie zugesellt, die er in seinen

Animadversionen nicht bearbeitet hatte. Nebst den bekannten kritischen Hülfsmitteln benutzte er dabey auch den Florentinischen Codex, der mit der griechischen Metaphrase, Florenz und Leipzig 1804 abgedruckt worden, und eine von Hrn. Professor Jacobs besorgte Collation einer Breslauer Handschrift. Ohne in die Untersuchung über die wesentlichen Verschiedenheiten der Handschriften der Batrachomyomachie einzugehen, welche nicht blos in der Anordnung der Verse sichtbar sind, sondern auch darin, daß manche Handschrift theilweise ganz andere Verse hat als die anderen, sucht er aus den so abweichenden Texten, denen vielleicht ursprünglich eine doppelte Recension zum Grunde lag, einen möglichst berichtigten und geläuterten Text herzustellen, der von den bisherigen, auch von dem Ilgenschen, in vielen Stücken abgeht.

Wir bemerken noch, daß Hr. Prof. Schäfer in Leipzig (der Corrector, wie er seyn sollte, und wie man ihn für alle wichtigen kritischen Werke wünschen möchte) nicht nur für einen sehr correcten Abdruck dieser Ausgabe gesorgt, sondern sie auch durch einige gelehrte Anmerkungen bereichert hat.

IV.

Les Caractères de Théophraste, traduits par la Bruyere avec des additions et des notes nouvelles, par J. G. Schweighäuser. Paris, Stéréotype d'Herhan. X.—1802. LV u. 162 S. 12.

Dieß ist der dritte, mit einem besondern Titel versehene Theil der

Oeuvres de la Bruyere,

die man in einer gefälligen stereotypischen Ausgabe aufs Neue hat drucken lassen. Als Hrn. Schweighäuser, dem gelehrten Sohn eines gelehrten Vaters, der Auftrag geworden war, die Redaction zu übernehmen, wußte er der neuen Ausgabe von La Bruyere's berühmter Uebersetzung der Theophrastischen Charaktere einen eigenthümlichen Werth zu geben, theils, indem er durch Vergleichung der ältern Ausgaben, dieser Uebersetzung hie und da bessere Lesarten herstellte, theils, indem er die Uebersetzung nach den neuern Aufklärungen in Anmerkungen verbesserte, auch die zwey letzten erst lange nach La Bruyere

ans Licht gestellten Charaktere selbst übersetzte, theils endlich durch eigne gelehrte Kritiken und Erläuterungen, welche dieser Ausgabe auch neben Coray's, Schneiders und Hottingers Arbeiten einen besondern Werth geben.

Die Hofnung, welche der Her. nährte, aus den eilf Handschriften der National-Bibliothek bedeutenden Vortheil für Theophrasts Charaktere zu ziehen, schlug fehl. Abgerechnet die Bestätigung einiger bereits vorgeschlagenen Verbesserungen und die Entdeckung einiger unbedeutender Scholien, gab die Untersuchung nur das Resultat, daß keine dieser Abschriften mehr als die ersten funfzehn Capitel enthält, und zwar mit allen den verdorbnen Stellen und Lücken der andern Handschriften. Indeß machte der Her. doch die besondre Bemerkung, daß sich, in den drey ältesten Handschriften, diese Charaktere unmittelbar hinter einem unedirten Commentar des Syrianus über Hermogenes Tractat de formis orationis finden. Im zweyten Buche der letztern Schrift nämlich wird von der Schilderung der Sitten und Charaktere gehandelt, und es werden kurze, aus dem Zusammenhang gerissne Beyspiele zur Erläuterung beygefügt. Am Ende nun des Commentars dazu, sagt Hr. Schw., l' auteur paroît annoncer qu' il va donner des exemples plus étendus que ceux d'Hermogene, en publiant à la suite de ce morceau les caractères entiers qui sont venus à sa connoissance.

Cet indice sur la manière dont cette partie de l'ouvrage nous a été transmise explique pourquoi on la trouve si souvent, dans les manuscrits, sans la suite, et toujours avec les mêmes imperfections. Möchte uns doch der Her. hier Syrianus eigenste Worte gegeben haben, auf die hier so viel ankommt. Die Meynung des Her. scheint zu seyn, daß die funfzehn ersten Kapitel des Theophrast (die sich in allen Handschriften, die Vaticanische ausgenommen, allein befinden) aus diesem Anhang zum Syrianus hergeflossen und in die andern Handschriften übergegangen. Ueberall tritt der Her. der Schneiderschen Hypothese bey, daß wir nur Excerpte aus Theophrast besitzen. Was unlängst Pockels in seinem Werk: der Mann, Bd. 2, S. 227 f. über die Schrift gesagt hat, verdient hier wohl eine Stelle: „Ich halte die Charaktere des Theophrast für weiter nichts als hingeworfene Skizzen vielleicht zu größern und ausführlichern Zeichnungen. — Es sind einzelne, individuelle Fälle, die er erlebte oder sich fingirt hatte, und die er denn unter irgend eine allgemeine Benennung einer individuellen menschlichen Thorheit bringt, — und personificirt. Allein dieß giebt immer nur eine magere Ansicht der Eigenthümlichkeiten des Charakters, weil uns in einer solchen arbitrairen Sammlung einzelner Züge der ganze Umriß und Zusammenhang seiner Natur nicht sichtbar wird, — wenn auch einzelne Partieen, wie im

griechischen Sittenmaler, scharf genug bezeichnet seyn sollten. Theophrast läßt uns in seinen Zeichnungen nie das Ganze eines Menschen sehen, — dagegen bekümmert er sich auch nicht um jene psychologische Deuteley des Eigenthümlichen, wodurch sich Aristoteles in seinen Gemälden des menschlichen Alters auszeichnete. Jener schrieb mehr in dramatischer Hinsicht, dieser mehr für den Psychologen."

Daß Theophrast nicht lediglich in ethischen, sondern auch in dramatischen Beziehungen das Charakter-Studium behandelte, scheint daraus hervorzugehen, daß er selbst über die Komödie schrieb, daß er den Menander, den Dichter der neuen Komödie, bildete, daß er sich, wie Hr. Schw. aus dem Athenäus I, 38 p. 78 Schweigh. Ausg. anführt, in seinen Vorträgen einer theatralischen Declamation und Gesticulation bediente und einst bey der Schilderung eines Leckermauls die Nachahmung so weit trieb, daß er mit herausgestreckter Zunge die Lippen leckte. Gewagter scheint uns die Vermuthung des Hrn. Schw. S. XLV. zu seyn, daß man durch Theophrasts Charakter-Studium in der Geographie auf die Sitten und Gebräuche der Völker aufmerksamer geworden seyn möge. Er schließt dieses aus den Bruchstücken zweyer geographischen Schriften des Dicäarchus, wovon die ältere, welche aber blos aus technischen Versen über die Namen der Oerter bestanden, dem Theophrast selbst gewidmet gewesen, die andere aber merkwürdige Beobachtungen über

den Charakter und die Eigenheiten der verschiedenen griechischen Völkerschaften enthalten habe. Mit mehr Grund möchte man, noch vor dem Theophrast, dem Aristoteles das Verdienst zuschreiben, die Länderbeschreiber auf diese Punkte hingewiesen zu haben, da von ihm, wie Hr. Schw. selbst S. LII anführt, Cicero (de fin. 5, 4.) sagt: omnium fere civitatum, non Graeciae solum, sed etiam barbariae, ab Aristotele m o r e s, instituta, disciplinas cognovimus. Noch zeichnen wir die Schweighäusersche Bemerkung S. 4 aus, daß der Ausdruck „e t h i s c h e Charaktere," den Diogenes von Laerte und Suidas von Theophrasts Charakteren brauchen, nach dem Hermogenes de formis orationis 2, 1 insonderheit f e h l e r h a f t e n Charakteren, z. B. Leckermäulern, Furchtsamen, Geizigen zukomme, welche Bedeutung allerdings auf Theophrasts Schilderungen gut paßt. Nach S. 22 sollte vor diesem Volume eine antike Büste des Theophrast vorgestellt seyn, welche sich aber wenigstens in unserm Ex. nicht findet. Diese, im Museum Capitolinum abgebildete Büste wird hier nach Viscontis Mittheilungen für die ächteste Vorstellung dieses Philosophen erklärt, und behauptet, daß die Basis mit dem Namen des Theophrast und seines Vaters wirklich zu der Büste gehöre.

Der Uebersetzung schickt der Her. eine kurze Uebersicht der Geschichte der Moral in Griechenland vor dem Theophrast voran, worauf la Bruyere's

Versuch über den Theophrast mit des Her. Anmerkungen folgt.

Eine Probe gelehrter Anmerkungen zum Theophrast, wie sie der Her. jetzt la Bruyere's Uebersetzung zur Begleitung gegeben, enthält Lettre de J. G. Schweighäuser à Mr. Millin, sur quelques passages de Théophraste, Suidas et Arrien. Paris 1803. 21 S. 8.

Im zweyten Kapitel von dem Schmeichler: Ἀμέλει δὲ καὶ τὰ ἐκ γυναικείας ἀγορᾶς διακονῆσαι δυνατὸς ἀπνευστί übersetzt Hottinger im Attischen Museum: „Er macht sich nichts daraus, irgend etwas vom Weibermarkt für euch herbey zu holen, und dabey läuft er sich außer Athem.“ Der Her., nicht zufrieden mit diesem dem ersten Blick sich darbietenden Sinn, sucht eine verstecktere Anspielung auf einen unanständigen Dienst, den dieser parasitische Schmeichler einem Herrn erzeigt: „Er ist im Stande ein gewisses Geschirr zu präsentiren, das man auf dem Weibermarkt kauft.“ Hier wurde allerley Geschirr und Töpfe verkauft, also auch derjenige, den die Sklaven ihren zechenden Herren unterhalten mußten. Ἀμίδα παρακρατεῖν, nennt es Arrian.

Sinnreich ist des Her. Vermuthung zu K. 4., wo der Tölpel, der in die Stadt geht und sich schon nach dem Preis von dem und jenem erkundigt hat, fragt: εἰ σήμερον ὁ ἀγὼν νουμηνίαν ἄγει, daß hier ἀγὼν von der Versammlung der Menschen auf dem Markt und νουμηνία von dem Markttag, der am

ersten des Monats gehalten wurde, die Rede sey. Es fällt ihm also erst itzt ein, zu fragen: „ob die Versammlung heut etwa Markttag halte." Das Lächerliche, meynt der Her., bestehe eigentlich darin, daß er nach etwas frage, was er schon zu Hause hätte wissen müssen, bevor er sich auf den Weg begeben. Vielleicht veranlaßt ihn auch erst das Getümmel, welches er auf dem Markt erblickt, zu der Frage: Ob es denn etwa Markttag sey, weil der Zulauf von Menschen so groß sey.

K. 5. zieht der zuvorkommend Höfliche oder Höfling, wie es Hottinger im zweyten Stücke des neuen Att. Mus. ausdrückt, die Kinder des Mannes, bey dem er zu Tische ist, an sich, spielt mit ihnen, und sagt: Ἀσκὸς, Πέλεκυς, welches man gewöhnlich so versteht, als zeige er ihnen allerhand Spielzeug, kleine Schläuche, Aexte. Der Her. bemerkt, daß Visconti im Mus. Pio-Clement. Vol. 3 pl. 22 die Bildsäule eines kleinen Kindes erläutere, welches eine mit lauter solchem kleinen Spielzeug, worunter auch ein Beil, umgebene Schärpe trage, welches Visconti auf den Dienst der Cabiren deute. Beym Theophrast hingegen vermuthe Visconti, daß von bacchischen Symbolen die Rede sey. Hr. Schw. selbst meynt, jene beyden Worte könnten auch wohl in einem Kinderspiel gebräuchlich gewesen seyn. Hottinger hat auch einige gute Einfälle über diese Stelle. Zu demselben Kapitel theilte Visconti dem Her. eine schätzbare Er-

läuterung über die Θυρικαὰς (oder, welche Lesart er vorzieht, Τυρικὰς) τῶν στρογγύλων ληκύθους mit, die er für Gefäße von tyrischem Sand, d. h. von Glas nimmt, „zu welchem man sich damals ausschließend dieses Sandes bediente, welches ihm einen sehr großen Werth gab. Man kennt keine berühmte Vasen-Fabrik in den verschiednen Städten, welche den Namen Thurium (nach der Lesart Θυρικαὰς) führten. Erst zu den Zeiten der Römer hörten die gläsernen Gefäße auf kostbar zu seyn, und man konnte sie um einen sehr niedrigen Preis haben (s. Strabo B. 16 nach Casaubonus gewisser Verbesserung).“ Hottinger übersetzt: „runde, Thyrische Balsamfläschchen.“ Der Höfling räumt seine Palästra, nach dem Schlusse des Kapitels, den Philosophen, Sophisten, Fechtmeistern und Tonkünstlern zu ihrer Epideixeis ein. „Er selbst (so übersetzt Hottinger nach den Verbesserungen von Nedham und Schwarz) kömmt erst, nachdem die Uebungen angefangen haben, damit etwa der eine und andre von den Zuschauern seinem Nachbar sage: Seht, da kömmt der Besitzer der Palästra“ ὅτι τούτου ἐστὶν ἡ παλαίστρα. Der Herr. ändert nur τούτου in τούτων um, und folgt übrigens der gemeinen Lesart: ὕστερον εἰπεῖν ἐπὶ τῶν θεωμένων πρὸς ἕτερον, ὅτι τούτων u. s. w. Er sagt während der Vorstellung zu seinem Nachbar von den Zuschauern: „Die Palästra ist für sie;“ d. h. für ihr Vergnügen bestimmt. Einer glücklichen

Correction einer Stelle dieses Kap. von Hottinger gedenken wir noch, weil sich in den Abdruck im Att. Mus. ein Druckfehler eingeschlichen hat. Theophrast sagt, der Höfling καὶ πίθηκον θρέψαι δεινὸς, καὶ τίτυρον κτήσασθαι, καὶ Σικελικὰς περιστεράς. „Er hält sich einen Affen, kauft einen Satyr.“ Dieß ist nach Hottingers Meynung eben so, als wollte Jemand sagen: „Er hält sich ein Pferd und einen Schimmel.“ Da sich in Handschriften bey τίτυρος ein Glossem findet: πίθηκος μικρὰν ἔχων οὐράν, so hält H. πίθηκος für Glossem von τίτυρος und liest: καὶ τίτυρον (so wollte er offenbar schreiben, es steht aber πίθηκον) θρέψαι δεινὸς, καὶ κτήσασθαι Σικελικὰς περιστεράς.

Der Ehrlose tanzt, nach K. 6., nüchtern und ohne Maske den Kordax im komischen Chore. Gegen la Bruyere's Ableitung des Wortes Kordax von χορδὴ, wird erstlich eingewendet, daß es dann heißen müßte Chordax; allein der griechische Name Kronos kommt auch von χρόνος her; ferner: χορδὴ werde blos von den Darmsaiten gebraucht. Wahr; aber wie wenn die Kordaxtänzer sich gewöhnlich oder ursprünglich an Darmsaiten, oder vielleicht bey den Dionysien an langen Därmen und Schläuchen, die bey diesen Festen eine Rolle spielten, angefaßt hätten? Allein Visconti leugnet in der beygebrachten Anmerkung, daß man sich überhaupt bey diesem unzüchtigen Tanz eines Strickes oder einer Saite bedient habe, und erklärt die Aus-

drücke des Aristophanes „den Kordax ziehen“ und des Terenz Brüder 4, 7 „restim ductans saltabis?“ uneigentlich vom bloßen Reihen der Hände. Er will sich dieser Bemerkung in einem noch ungedruckten Mémoire über ein Basrelief von Tänzerinnen in der Villa Borghese bedienen, um die berühmte Stelle des Livius 27, 37 zu erklären, wo sich der Verf. von einem heiligen Tanze des Ausdrucks bedient: restim dare. Vielleicht könnte auch der Kureten-Tanz beym Lucrez 2, 630 f. hieher gezogen werden: Heic armata manus — inter se forte catenas Ludunt in numerumque exsultant. Warum man leugnen will, daß man sich beym Kordax eines Seiles bedient, will uns indeß noch nicht einleuchten, da dieß etwas so ganz natürliches ist, und auch heut zu Tage Tänze üblich sind, wo man sich an Bändern und Tüchern anfaßt. — Wenn Gaukler ihre Künste auf der Straße sehen lassen, so läßt sich der Ehrlose dazu brauchen, Geld dafür von den Zuschauern einzusammeln, und er zankt sich mit denen herum, die gratis sehen wollen und keine Marke oder kein Billet aufzuweisen haben. Richtig scheint uns der Hernach Coray übersetzt zu haben, welcher die Negation den Worten hinzugesetzt hat: μάχεσθαι τοῖς τὸ σύμβολον οὐ φέρουσι, wenn gleich Schneider bekennt, den Grund davon nicht einzusehen. An den Worten: τὴν μητέρα μὴ τρέφειν, welche mitten unter entehrenden Gewerben und Beschäftigun-

gen des Ehrlosen stehen, hat weder Uebersetzer noch Her., überhaupt kein Gelehrter bis auf Hottinger, Anstoß genommen, der diese Worte entweder für eine unpassende Interpolation oder für verdorben hält, und sehr passend zu lesen vorschlägt: μητραγυρτεῖν, unter den Bettel-Priestern am Feste der Cybele Almosen sammeln. Wem diese Veränderung zu kühn dünkt, der würde vielleicht weniger Anstoß an folgender Conjectur nehmen: θηριοτροφεῖν, welches Wort im Aristänetus 2, 20 und im Alciphron fragm. 5 vorkommt. Ein Thierwärter in einer Menagerie oder einem Park zu seyn, gehörte vermuthlich nicht unter die geachteten Professionen.

K. 7. vom Schwätzer, bezieht der Her. die Worte: προσδιηγήσασθαι — τὴν ἐπ' Ἀριστοφῶντός ποτε γενομένην τοῦ ῥήτορος μάχην nach Casaubonus Vorgang, dem auch Hottinger beypflichtet, mit Recht auf den Streit des Demosthenes gegen den Aeschines über die Krone und die deshalb gehaltenen Reden. Unnöthig ist wohl Casaubonus Vorschlag τῶν ῥητόρων. Dagegen glauben wir mit Hottinger, daß die nächstfolgenden Worte καὶ τὴν τῶν Λακεδαιμονίων ἐπὶ Λυσάνδρου als ein fremdes Einschiebsel ausgestrichen werden müssen, worauf sich denn das Ganze so hübsch rundet, wie es Hottinger übersetzt hat: „Zuweilen recensirt er die Streitreden, welche die beyden großen Redner unter dem Archontate des Aristophon gehalten haben, und geht von da auf die Reden über, welche er selbst et-

wa, nicht ohne Beyfall, in der Volksversammlung vorgetragen habe.«

K. 8. erzählt der Zeitungs- oder Neuigkeitsträger, Kassander sey aufs Haupt geschlagen worden: »Unglücklicher Kassandros!« (ruft er aus,) »Bedauernswürdiger Mann! Wie das Glück sich so schnell wendet! War er doch ein so mächtiger Fürst! Allein,« setzt er hinzu, »das bleibt unter uns!« So übersetzt Hottinger. Ganz anders Hr. Schw., der ἀλλ' οὖν ἰσχυρὸς γενόμενος u. s. w. so erklärt: Nachdem er es durchgesetzt hatte, daß man ihm glaubte (alors étant devenu fort, d. h. ayant fini par se faire croire), so setzte er hinzu: das muß unter uns bleiben. Aehnlich drückt sich Maro von der Fama aus:

Mobilitate viget viresque acquirit eundo,
Parva metu primo, mox sese attollit in auras.

Kap. 14 sagte der Stupide nach der alten Lesart, wenn es regnet: Ἡδύ γε τῶν ἄστρων νομίζει, ὅτι δὴ καὶ οἱ ἄλλοι λέγουσι πίσσης. Sinnreich war der Einfall des Her., mit einem nach der Analogie geprägten Worte zu lesen: Ἡδύ γε τὸ ἀστρονομίζειν; Quand il pleut, il dit, ah! qu' il est agréable de connoître et d' observer les astres! Die nächsten Worte schreibt er einem Glossator zu, in dem Sinne: lorsque d' autres di-

sent que le ciel est noir comme de la poix. Wir sehen nicht ein, warum dieser Gedanke nicht vom Theophrast selbst seyn könnte, wenn er ihn anders deutlicher ausgedrückt hätte, etwa: ὅτε δὴ κ. οἱ ἀ. λέγουσιν, οὐρανὸς ὡς πίσση. Indessen haben Coray und Schneider diese Stelle bereits berichtigt. Beyde lesen zu Anfang: Ἡ. γε τῶν ἄστρων ὄζει, und am Ende ist mit Schneider für πίσσης zu lesen: τῆς γῆς, für welche Lesart der junge Schweighäuser selbst hernach die sicherste Bestätigung in einer Pariser Handschrift des Athenäus fand, wie dieses sein Vater in den Animadvv. ad Athenae. T. 7, p. 682 selbst berichtet. — Am Schlusse dieses Kap. ist vom Hinaustragen der Todten κατὰ τὰς ἱερὰς πύλας die Rede. Da die Leichen aber nicht durch das heilige Thor getragen wurden, so nimmt auch der Her. Meursius Verbesserung Ἠρίας an. „Barbié du Bocage, bemerkt er, glaubt, daß es kein eignes Thor dieses Namens gegeben, sondern, daß man diesen Namen bisweilen der porta δίπυλος gegeben habe, die er in seinem Plan von Athen in der Voyage du jeune Anacharsis an diese Stelle setzt; und die eben so gelehrten als ausgedehnten Untersuchungen, die er seitdem über diesen Plan angestellt hat, haben diese Meynung bestätigt. Vielleicht war dieses Thor doppelt, wie sein Name anzeigt, und einer von den Ausgängen wurde Eria genannt und insonderheit zu Leichenbegängnissen bestimmt.“

Im Kap. 16. von dem Abergläubischen kommt in einem aus der Vaticanischen Handschrift gewonnenen Zusatz eine merkwürdige Notiz von Verehrung der Hermaphroditen im Hause am vierten und siebenten Tage vor, welche neulich Heinrich in der Monographie über die Hermaphroditen, Hamb. 1805. 4., die wir in unsrer Bibliothek Bd. 70, S. 289 ff. angezeigt haben, beleuchtet und erläutert hat. Die schätzbaren Bemerkungen des Hn. Schw. theilen wir im Auszug mit: „Die vierten Tage des Monats, oder vielmehr der Decade, waren dem Merkur geweiht. (Noch mehr gehört hieher das Zeugniß des Philochorus bey Heinrich S. 10, daß der vierte dem Hermaphrodit heilig sey.) Die Hermaphroditen sind Hermen mit Venus-Köpfen (nach Heinrich, Hermen-Säulen, auf welchen eine männliche Venus oder Aphroditos stand). Die Verehrung der Venus war oft mit der des Merkur verbunden. S. Arnaud de diis synedris C. 24. Der siebente Tag, wenn anders die Zahl richtig ist, kann nicht der siebente des Monats seyn, welcher, wie der erste, nicht der Venus, sondern dem Apollo geweiht war. Man muß daher annehmen, daß dieses Opfer alle sieben Tage gebracht wurde, und diese Stelle wird daher, wegen der Heilighaltung des siebenten Tages, bey den Profan-Völkern wichtig. Ich bemerke zur Bestätigung dieser Meynung, welche von Visconti ist, daß auf den ersten heidnischen Denkmälern seit der Einführung der pla-

netarischen Woche in den R. Kalender, welche sich aus dem zweyten Jahrh. der christlichen Zeitrechnung herzuschreiben scheint, Venus die siebente Stelle unter den Gottheiten einzunehmen scheint, welche den Tagen dieser Periode vorstehen (Les peintures d'Herculanum T. 3, pl. 50); daß der geheiligte Tag der Muhamedaner der Freytag ist, und daß dieser Tag im Alterthum von den Ismaelitischen Völkern zur Ehre der Venus Urania gefeyert worden (Selden. de diis Syris, S. 2, c. 2. 4.); endlich, daß die Venus, von welcher Pausanias spricht, als Herme eine Venus Urania war, die zu Athen eine besondre Verehrung genoß. Die wöchentliche Verehrung dieser Göttinn kann durch Alexanders Eroberungen nach Griechenland gekommen seyn, so wie die Beobachtung des Sabbats zu Rom durch die Einnahme von Palästina eingeführt worden zu seyn scheint. (S. außer Ovid, Horaz, Tibull, Augustin C. D. 6, 11.) Aus Athenäus 12, 4 ist es beynah gewiß, daß die Perser in sehr alten Zeiten eine Wochen-Verehrung hatten; und, nach Herodot 1, 130, hatten sie die Verehrung der Urania von den Arabern und Assyrern bekommen, und hatten diese Göttinn Mitra genannt, welches zu beweisen scheint, daß sie sie mit dem Mitras, ihrer Haupt-Gottheit, in Verbindung gesetzt haben. (Vergl. was wir in dieser Bibliothek Bd. 70. S. 296 f. über die Verehrung des siebenten Tages in den Morgenländern und nach den alten

Philosophen gesagt haben.) Vielleicht ist aber der Text des Theophrast verstümmelt, und es kann in demselben vom sechsten Tag des Monats oder der Dekade die Rede gewesen seyn, welcher der Venus heilig war (Iamblich. vit. Pythag. c. 28 s. 152). In diesem Fall ist es merkwürdig, daß die Tage der Sonne, des Merkur und der Venus in unsrer Woche denselben Platz einnehmen als die Tage, welche durch die Religion der Griechen den Gottheiten geweiht waren, welche diesen himmlischen Körpern entsprechen, in dem Monat zu Athen einnahmen, oder in jedem der drey Theile, in welche der Monat eingetheilt war; d. h. daß die einen und die andern in die ersten, vierten und sechsten Tage dieser Perioden fallen. Diese griechischen Superstitionen haben ihren Ursprung unstreitig in der Aegyptischen Sitte, jeden Tag einer Gottheit zu widmen (Herodot 2, 82); und dieser alte Gebrauch ist wahrscheinlich allmählig zu Alexandria zusammengeflossen mit der Mond- oder planetarischen Woche, welche die andern Nationen des Morgenlands verehrt zu haben scheinen, mit der Heilighaltung des Sabbats bey den Juden und mit der des Sonntags bey den Christen."

Der Schmutzige, Kap. 19. ἐλαίῳ σαπρῷ ἐν βαλανείῳ χρώμενος σφύζεσθαι. Das letzte Wort ist aus der Vaticanischen Handschrift, giebt aber, so wie es hier steht, keinen schicklichen Sinn.

Visconti liest beym Her. σφίγγεσθαι, in dem Sinne se serer dans ses habits. Er salbt sich mit ranzichtem Oel, und ohne es erst an der Sonne eintrocknen zu lassen, wie man zu thun pflegte, hüllt er sich sofort wieder in seine Kleider. Aehnlich wäre dem griechischen Wort in der angeführten Bedeutung constringere. Beym Statius Wälder 2, 1, 129 brevibus constringere laenis Pectora. Von den vier letzten Charakter-Zügen dieses Kap. muthmaßt der Her., daß sie dem folgenden Kapitel angehören, wogegen sich einige andere, die hieher gehörten, ins folgende Kap. eingeschlichen hätten.

Im folgenden Kap. ist ein verdorbner Zusatz der Vaticana, in welchem der Ueberlästige seine Mutter fragt: „wie ihr der Tag vorgekommen wäre, da sie Geburtsschmerzen gehabt und da sie ihn gebohren hätte?" (nicht, wie Schneider sagt: qua se conceperit et deinde qua se pepererit) und er antwortet in ihre Seele: ὡς ἡδύ ἐστι· καὶ ἀμφότερα οὐκ ἔχοντα οὐ ῥάδιον ἄνθρωπον λαβεῖν. Der Her. glaubt, Theophrast wolle den unzeitig Scherzenden folgendes im Namen seiner Mutter sagen lassen: Un moment bien doux a dû précéder celui-là; et sans ces deux choses il est impossible de produire un homme. Theophrast müßte sonach etwa geschrieben haben: ὡς ἡδύ ἐστι συλλαβεῖν· καὶ ἀμφότερα οὐκ ἔχον-

σαν οὐχ οἷόν τε ἐστι ἄνθρωπον γεννᾷν. Auch in diesem Kapitel sind verschiedene Züge, welche sich aus verschiednen andern Charakteren hieher verirrt zu haben scheinen.

Die Definition der ἀνελευθερία Kap. 22: ἐστι περιουσία ἀποφιλοτιμίας δαπάνην ἔχουσα kann nicht richtig seyn, und der Her. scheint uns die wahre Verbesserung ausfündig gemacht zu haben: ἀπουσία φιλοτιμίας δαπάνην ἐχούσης. — Der Geizige miethet, nach einem Zusatz der Vaticana, seiner Frau zur Begleitung beym Ausgehen ἐκ τῆς γυναικείας παιδίον συνακολουθῆσον. Bey γυν. denkt Schneider ἀγορᾶς hinzu, aber auf dem sogenannten Weiber-Markt waren keine Sklavinnen zu haben, sondern, wie Hr. Schw. aus dem Menander beym Pollux bemerkt, Töpfe. Letzterer stimmt daher vielmehr für die Emendation von Visconti: ἐκ τῶν γυναικείων παιδίων, il loue une jeune fille pour la suivre dans ses sorties. Die letzten Worte dieses Kap. καθεζόμενος παραστρέψαι τὸν τρίβωνα, ὃν αὐτὸς φορεῖ erklärt der Her. auf eine eigne Art davon, daß sich der Geizige nicht, nach der Weise der Reichen, einen tragbaren Stuhl (ὀκλαδίας, θρόνος πτυκτός) durch die Sklaven in die Versammlung bringen lasse, sondern seinen Mantel selbst zusammenlege und sich darauf setze: pour s' asseoir il roule le vieux manteau qu'il porte lui-même.

Kap. 23. heißt es vom Prahler: ἐπὶ τὰς κλίνας ἐλθὼν ἱματισμὸν ζητῆσαι. Der Her. billigt eine Verbesserung Visconti's κλισίας statt κλίνας. Schneider erklärt aber die gemeine Lesart von demjenigen Theile des Marktes, wo Polster zu den Ruhebetten, nebst den Decken über dieselben verkauft worden.

Der Stolze Kap. 4. entscheidet Streitigkeiten laut auf öffentlicher Straße: καὶ βιάζειν ἐν ταῖς ὁδοῖς τὰς διαίτας κρίνειν. Sehr annehmlich ist die Verbesserung des Her. καὶ βαδίζων. Il juge la cause en marchant dans les rues.

In Kap. 26. sagt der Oligarch, über die plebejischen Richter aufgebracht: Ich wundre mich, wie noch Jemand an Staatsämtern Theil nehmen mag: καὶ ὡς ἀχάριστόν ἐστι τοῦ νέμοντος καὶ διδόντος sc. ἕνεκα. Daß dieses Wörtchen zu der dunkeln Redensart hinzugedacht werden müsse, scheint der Her. gefühlt zu haben, weil er glaubt, die Stelle so erklären zu müssen: tandis que les fonctions publiques sont si désagréables à cause de l'espèce de gens qui les confere et en dispose. Oder hatte er Schneiders freyeren Vorschlag im Sinn: ὡς ἀχ. ἐστι τὸ πλῆθος τοῦ δήμου τὰς ἀρχὰς διανέμοντος κ. δ.

Kap. 27. wird von dem Alten, der noch immer lernen will, was er versäumt hat und sich dabey sehr verkehrt benimmt, unter andern gesagt: ἕνδεκα λίτραις (so liest Schneider statt λιταῖς) συν-

ἄγειν τοὺς μετ' αὐτοῦ συνάξοντας, welches der Her. giebt: il fait des pique-niques de onze oboles. Ueber das hierin liegen sollende Lächerliche theilt er folgende Vermuthung mit. In einem Bruchstück aus Sophrons weiblichen Mimen beym Pollux 4, 174 kommen die Worte vor: „der Preis ist zehn Litren.“ (Ὁ μισθὸς δεκάλιτρον). Dieß sey vielleicht der Preis für eine Umarmung bey den gemeinen Hetären gewesen, die davon wohl gar den Spottnamen Dekalitren bekommen haben möchten. Nach diesem könne man vielleicht im Theophrast lesen: ἐν δεκαλίτραις; Il fait des pique-niques chez des danseuses. Witzig ist diese Vermuthung, aber sie beruht auf zu gewagten Combinationen, als daß man etwas darauf bauen dürfte. Auch sieht man ja darin gar keine Spur von ὀψιμαθία. Die Redensart: μακρὸν ἀνδριάντα παίζειν πρὸς τὸν ἑαυτοῦ ἀκόλουθον vergleicht der Her. mit dem modernen Ausdruck: Il tire au mur avec son esclave und führt zur Erläuterung eine antike Lampe an, auf welcher Visconti den Pfahl erblickt, gegen welchen die R. Gladiatoren zur Uebung kämpften.

Der Medisirende Kap. 28. spricht übel von den Weibern in einem Zusatz aus der Vaticana. Diese Weiber, sagt er, τοὺς παριόντας συναρπάζουσι, wo Bernard Ep. ad Reisk. p. 223 nicht glücklich σαρκάζουσι lesen wollte; ὥσπερ αἱ γυναῖκες ἐν ταῖς ὁδοῖς συνέρχονται: der Her. übersetzt

im Allgemeinen: elles se prostituent dans les rues, wo vielleicht zu lesen ist: ὥσπερ αἱ κύνες — συνερχονται oder συνέχονται. Eben so sehr hält er sich, im Allgemeinen bey Folgendem: καὶ τὸ ὅλον ἀνδρόλαλοι τινες, sont toujours à la poursuite des hommes, wo Schneider vorschlug ἀνδρόλαγνοι. Eben soviel Grund hätte man zu vermuthen: ἀνδρόμαχλοι.

Kap. 29 glaubt der Her., der Zusammenhang erfordre φυλάττειν γὰρ αὐτὸν τοὺς ἀδικουμένους f. ἀδικοῦντας zu lesen: Je garde ceux qui essuient des injustices. Nicht übel ist des Her. Vermuthung, daß die diesem Kapitel angehängte Moral: Καὶ τὸ ὅλον u. s. w. Zugabe eines Glossators seyn möchte.

Die Definition der αἰσχροκερδία zu Anfang des 30sten Kap. wird mit Recht für verstümmelt angenommen. Schrieb etwa Theophrast: ἐστὶν ἔρως οὐσίας αἰσχρός? Der Her. ist der Mangelhaftigkeit des Textes durch folgende Paraphrase zu Hülfe gekommen: L' homme qui aime le gain sordide emploie les moyens les plus vils pour gagner ou pour épargner de l' argent.

Eine angenehme Zugabe hat die Uebersetzung des Theophrast durch Beyfügung einiger Charakter-Schilderungen aus andern alten Schriftstellern vom Her. erhalten. Aristoteles hat dazu aus der Ethik an den Nicomachus den Charakter der anständigen Prachtliebe und des Muthes, der Peripatetiker

Lycon den Charakter des Trunkenbolds beym Rutilius Lupus, der Verf. der Schrift an den Herennius den Charakter des Windbeutels, und Dio Chrysostomus den des Geizigen, des Wollüstigen und des Ehrgeizigen beygetragen. Die Schilderungen aus dem Aristoteles und Dio sind nur frey und Auszugsweise, die des Lycon und des Ungenannten an den Herennius aber in einer treuen Uebersetzung geliefert worden.

Der gelehrte Hr. Rect. Görenz in Zwickau, von dem wir eine neue Bearbeitung der Charaktere des Theophrast zu erwarten haben, wird gewiß den Schweighäuserschen Bemühungen um diese Schrift volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Wir bemerken noch in Bezug auf die Kritik des Theophrast, daß Burgeß im Conspectus lit. Mus. Oxon. 1792. p. 4 erzählt, er sey im Besitz von Lesarten der Charaktere, die aus einer alten Handschrift, aus seltnen Ausgaben und aus dem Stobäus von M. Maittaire ausgezogen worden.

V.

Kürzere Anzeigen.

Hymnus auf Gott, ein musikalisches Gedicht; nebst einigen geistlichen Liedern. Magdeburg, bey Keil 1804. 80 S. 8.

Skolien. Magdeburg, 1805. 62. S. 8.

Der Verfasser dieser Poesieen ist H. von Köpken, ein unter unsern lyrischen Dichtern nicht unbekannter Nahme. In einem kleinen Vorberichte, der vor seinem Hymnus steht, äußert er über die dem Singgedichte zu gebende Form einige Gedanken, die unsern Lesern mitgetheilt zu werden verdienen.

Es giebt, sagt er, dreyerley Singedichte: bloß lyrische, lyrisch-dramatische und lyrisch-epische. Bloß lyrische Singedichte können sich, wenn sie von Umfange sind und einige Stunden ausfüllen sollen, schwerlich in der leidenschaftlichen Begeisterung und in dem hohen Odenschwunge erhalten, welche die lyrische Poesie erfordert, und würden, wenn das auch möglich wäre, den Zuhörer ermüden. Sie gehen daher gewöhnlich in Cantaten (das Wort im engern Sinn für recitirendes Gedicht genommen)

über. Aber bey diesen fragt man gemeiniglich, wie bey dem Tode Jesu von Ramler: Wer spricht? wer singt? Der Dichter? Woher dann die Veranlassung zu Duetten, Chören u. s. w.? die eingemischten erzählenden Personen? woher bey diesen der Ausbruch in den stärkern Affect und dessen musikalische Darstellung? — Lyrisch-dramatische Singstücke verlieren, bey der Aufführung in Kirchen und Concerten, zu viel, wegen der fehlenden Pantomime und des gänzlichen Mangels der theatralischen Decoration und Vorstellung. — Die erzählende oder epische Ode endlich, die Brown in Bezug auf Drydens und Popens bekannte Arbeiten und auf sein eignes Stück, die Heilung Sauls, in Vorschlag brachte, treffen meistentheils die Erinnerungen, die sich gegen die Cantate erheben. Wenigstens ist gewiß, daß eine sich vor unsern Augen entwickelnde Handlung an sich schon mehr Interesse erregt, als die Erzählung einer bereits vorgegangenen Begebenheit.

Diese Beobachtungen, die der Verfasser bey den meisten Singestücken machte, veranlaßten ihn, die Einrichtung derselben genauer zu erwägen, und so dachte er sich, um wenigstens einige der angeführten Unschicklichkeiten zu vermeiden, eine Mittelgattung musikalischer Gedichte, für unsere Concerte und Kirchen-Musiken, bestehend aus einer Nachahmung des Hymnus der Alten und der Chöre in den frühern griechischen Trauerspielen. Man

mache," sagt er, (um seine eignen Worte zu brauchen) „den Hymnus zum Hauptsujet des Stücks. Um diesem mehr Umfang, Mannigfaltigkeit und Interesse zu geben, und den Ausdruck der Empfindungen durch Individualität zu verstärken, bestimme man die Situation, worin gesungen wird, verwebe irgend eine Art von Handlung damit, lasse das Volk und einzelne Personen daran Theil nehmen, durch sie den daraus natürlich entstehenden Affect ausdrükken, und so F. - de, Klage, Trost, Belehrung, nach den Umständen, abwechseln. Weil aber das Lyrische hier die Hauptsache ist, und die Fülle der Empfindungen gewisse Unordnungen, Sprünge und Lücken macht: so dürfte die Handlung nur sehr einfach, und nach Art der ältesten griechischen Schauspiele mehr episodisch, die Verbindung also nicht strenge seyn, und der Plan nur durchschimmern. Das Ganze aber müßte im hohen, begeisterten, leidenschaftlichen Tone gehalten werden. — Zwar nähert man sich durch diese Einrichtung etwas der dramatischen Form. Wenn man aber eigentlichen Dialog ganz vermeidet, die singenden Personen nicht zu genau bestimmt, sondern es dem Zuhörer überläßt, sie sich nach seiner besondern Stimmung und der Lokalität zu denken, und das Lyrische der herrschende Ton des Stücks bleibt: so verliert sich das Anstößige, was sonst hierin bey der Concert-Musik liegt. Dagegen gewinnt der Componist freyeres Feld, und wird durch den Ausdruck der

Empfindung im Augenblicke des Entstehens leidenschaftliches Mitgefühl bey den Zuhörern sicherer erwecken."

Es ist unläugbar, daß der Verfasser die Hindernisse, die der Vervollkommnung der höhern musikalischen Poesie entgegenstehen, sehr richtig gewürdiget hat. Aber wir zweifeln, ob für Singestücke, die mehrere Stunden hindurch dauern sollen, irgend eine Form ausfindig zu machen sey, die ganz befriedige. Die Unwahrscheinlichkeit, die aus der dramatischen Einrichtung großer Oratorien entspringt, dürfte der Hörer zu übersehen sich wohl noch geneigt finden lassen; allein der Hauptton, der in allen Singstücken, mag die äußere Anordnung derselben beschaffen seyn wie sie will, vorwaltet, und nothwendig vorwalten muß, ist offenbar der lyrische, und in der lyrischen Stimmung, — der höchsten, in welche uns die Poesie versetzen kann, — sich ununterbrochen und mehrere Stunden zu erhalten, dürfte wohl selbst dem entschiedensten Musik-Freunde unmöglich seyn. Es bleibt also, um der Ermüdung, der Feindinn alles Genusses zu begegnen, nichts weiter übrig, als das Vergnügen abzukürzen und die Dauer der Singestücke auf einen kleinern Zeitraum zu beschränken, — eine Foderung, die hier um so mehr an ihrer Stelle ist, da nicht nur die Musik, als Kunst, zwischen den angenehmen und schönen Künsten in der Mitte schwebt, und den Sinnen vielleicht noch mehr ange-

hört, als dem Verstande, sondern auch die Mittel, die der Tonkünstler in seiner Gewalt hat, um auf den Hörer zu wirken, allmählig ihre Gränzen erreichen und sie im Recitative beynahe erreicht haben.

Von diesem Vorwurfe einer zu großen Ausdehnung können wir dann auch den Hymnus des Verfassers und vorzüglich einige Recitative nicht frey sprechen. Als musikalisches Ganzes, fürchten wir, wird er, seiner guten Anlage ungeachtet, dem Schicksale ähnlicher ausführlicher Singestücke schwerlich entgehen; als poetisches Ganzes hingegen bleibt ihm, so wie den meisten der angehängten geistlichen Lieder, das Verdienst einer edlen kraftvollen Sprache und eines leichtfließenden und doch volltönenden Rhythmus unbestritten.

„Zum Lesen," sagt der Verfasser von seinen Skolien, „ist keine einzige derselben gemacht, und billig sollten alle fröhlichen Lieder nur gesungen werden: denn der Buchstabe tödtet zu oft ihren lebendigen Geist." Unstreitig eine wahre Bemerkung, die wir aber nur dann gern unterschreiben und unbedenklich gelten lassen, wenn der Dichter, was hier der Fall ist, ihrer nicht bedarf, um die Kritik zu entwafnen. Die meisten der gelieferten Skolien sind recht artig, und lassen sich nicht bloß singen, sondern auch lesen.

Ruth. Ein Gedicht in vier Gesängen. Von Karl Streckfuß. Wien, bey Schaumburg und Comp. 1805. 8. 133 Seiten.

Ob die Geschichte der Ruth ein dankbarer Stoff für ein Gedicht ist, daran zweifeln wir aus mehr als Einem Grunde. Allein Hr. Streckfuß hat ihn einmal gewählt, und wir wollen daher, ohne für oder wider diese Frage zu entscheiden, uns bloß auf die Untersuchung einschränken, wie ihm sein Bestreben, einem Voß und Göthe nachzueifern, gelungen ist.

Naemi, nachdem sie ihren Gatten Eli-Melech und ihre beyden Söhne Mahlon und Chilion verloren hat, will nach Bethlehem, ihrer Vaterstadt, zurückkehren; denn in Moab, dem Ort ihres bisherigen Aufenthalts, ist ihr, wie sie sagt,

„so öd und so leer, ein jegliches Plätzchen
Trägt der theuren Erblichenen Spur; dort kniet' Eli-Melech,
Sonst aufflehend zum Herrn, bey den ersten Strahlen der Sonne;
Hier stand das Bett, wo mein Chilion starb, und es zeiget die Stelle
Immerfort mir den theuren Sohn im Kampfe des Todes,
Zeiget mir Mahlons Bild, der bey dem sterbenden Bruder
Da stand, tief gebeugt, das eigene Schicksal nicht ahnend.

Ach, und so mahnet jegliche Stell' und jedes Geräthe
An die Erblichenen mich, und öffnet neu mir die Wunden."

Und, redet sie ihre beyden Schwiegertöchter, Arpa und Ruth, an:

„Ihr auch, denk' ich, vermißt in der leeren Hütte den Gatten,

— — — — — —

Darum wär' es euch gut, zu verlassen die Hütte des Unglücks."

Die Reise wird beschlossen und wirklich angetreten. Kaum aber sind die Wandernden zu einem nahen Hügel gelangt, als Naemi eine lange Rede an die Schwiegertöchter hält, und sich zur Rückkehr erbietet, im Fall Reue über ihren Entschluß sie angewandelt hätte. Ruth erklärt, ohne sich zu bedenken, ihren festen Willen, zu gehen, wohin die Mutter das Herz rufe. Arpa erklärt das nämliche; aber auf eine Art, die von schweren Kämpfen im Innern zeugt. Naemi nimmt ihre Zuflucht zum Gebet, und dieß hat Arpa's Rückkehr zur Folge. Dieß ist der Inhalt des ersten Gesangs. Der zweyte beschreibt die Ankunft in Bethlehem; Naemi's Empfindungen beym Anblick der Vaterstadt, und eines neu aufgeblühten, ihr ganz fremden Geschlechts; die Armuth, die sie mit der Schnur erduldet; ihre Reue, der innern Ahndung, die ihr die Reise mißrieth, nicht gehorcht zu haben, und eine Unterredung mit Ruth, worin

sie dieser aufs neue zur Rückkehr räth. Im dritten Gesang führt Ruth ihren Entschluß, Aehren auf dem Felde zu sammeln, aus. Sie wird bey dieser Gelegenheit mit Boas bekannt, der sich wohlthätig gegen sie erzeigt. Bald entdeckt er ihr die Neigung, die sie ihm beym ersten Anblick einflößte, und die mit jedem Tage zugenommen hat. Zugleich verhehlt er ihr aber auch nicht, daß, wenn der nähere Erbe ihres Mannes des Ackers und ihrer begehre, er nach der Sitte seines Volks sie diesem überlassen müsse. Im vierten Gesang entsagt der nähere Verwandte dem Erbtheil; die Heurath geht vor sich, und die Nachricht von der Geburt eines Söhnleins, aus dessen Geschlecht David und der Messias entsproßte, beschließt das Gedicht.

Das Erste, was Bedenklichkeiten bey uns erregt, ist der Grund, aus welchem Naemi sich zu der Auswanderung entschließt. Eine empfindsame Romanleserinn aus unsern Zeiten klagt vielleicht, daß jede Stelle, jedes Geräthe sie an eine verstorbene Person erinnere. Aber schwerlich wird sie es so weit treiben, daß sie aus diesem Grunde nicht etwa bloß die Wohnung, sondern sogar Stadt und Land verläßt. Und nun vollends eine verständige, gesetzte, bejahrte Matrone des alten Testaments. Nichts davon zu gedenken, daß die Trauer über den Verlust geliebter Personen nicht sehr tief seyn kann, wenn man dem Angedenken an dieselben zu

entfliehen sucht. Aber nicht genug, daß wir der Flucht der beyden Damen — vor ihrem Hausgeräthe — unsern Beyfall nicht schenken können, wir wissen uns zugleich auch in die sie begleitenden Umstände nicht zu finden. Es ist eine sehr löbliche Sache um das Gebet, besonders wenn es zur rechten Zeit geschieht. Wir würden es daher auch recht erbaulich finden, wenn Naemi sich die göttliche Leitung bey ihrem Vorhaben vor der Ausführung desselben erbeten hätte. Aber sie erfüllt diese fromme Pflicht erst, da sie sich bereits auf der Reise befindet, und daher wird sie es uns nicht übel nehmen, wenn wir sie für eine Frau halten, welche die Etikette gegen den Himmel nicht gehörig zu beobachten weiß. Im Ernst, Naemi giebt uns weder von ihrem Verstand, noch von ihrer Gottesfurcht einen sonderlichen Begriff; wenn sie zwar überzeugt ist, daß ein für ihr ganzes Leben wichtiger Schritt auf eine Entscheidung von oben ausgesetzt werden müsse, dieser Ueberzeugung aber erst dann gemäß handelt, nachdem ihr Entschluß zur That geworden ist. Und wodurch wird dieses Gebet veranlaßt? Nicht durch irgend einen Zweifel an dem glücklichen Erfolg der Reise, sondern bloß durch Arpa's innern Kampf zwischen der Liebe zur Schwiegermutter und der Liebe zur Heimath. Weisheit ist es, was Naemi sich erbittet. Aber diese wird, vermuthlich weil ein Kampf zwischen Liebe und Liebe sich schwer durch Vernunftgründe entscheiden läßt, weder ihr noch

den Schwiegertöchtern zu Theil. Bloß von neuen Kräften gestählt (was das wohl für Kräfte seyn mögen?) raffen sie sich auf, und die plötzlich zurückkehrende Arpa scheint sich der Gründe ihres Entschlusses selbst nicht bewußt zu seyn, weil sie sonst zuverlässig der Schwiegermutter Rechenschaft davon gegeben hätte. Ueberhaupt ist diese Arpa eine sehr überflüßige Person in dem Gedicht. Soll sie etwa dazu dienen, um Ruths treue Anhänglichkeit an die Schwiegermutter noch mehr herauszuheben? Unmöglich kann der Dichter sich diesen Vortheil von ihr versprechen. Sie bringt kein geringeres Opfer als jene. Je mehr es sie kostet, desto verdienstlicher ist es; und was ihre Rückkehr betrifft, so ist ja diese nicht Folge des Mangels an Liebe zur Schwiegermutter, sondern einer göttlichen Eingebung. In Bethlehem leben die Ankömmlinge in großer Armuth. Wir verlangen billig zu wissen: woher diese Armuth kommt? Um ihretwillen bereut Naemi, daß sie Moab verlassen hat. Dort kann sie also unmöglich ihr Loos gewesen seyn. Bey dieser Gelegenheit dringt sich uns noch die Frage auf: Wie läßt sich Naemi's Bekenntniß im zweyten Gesang:

„Schwerer als alles drückt mich der Vorwurf, die warnende Stimme,
Die in der Brust mir ertönt, als wir aus Moab gezogen,
Ihrer nicht hab' ich verblendet geachtet;“

wie läßt sich dieses Bekenntniß mit dem, was wir im ersten Gesang von den Wirkungen ihres Gebets erfahren, vereinigen? Zwar hat der Dichter allerdings den Fehler begangen, diese Wirkungen ziemlich unbestimmt anzugeben. Aber er spricht doch von göttlichen Flammen, die aus dem reinen Gebet entströmten; er berichtet uns, die Betenden hätten, von neuen Kräften gestählt, sich aufgerafft, und sagt uns also mehr als genug, um die Nachricht von einer warnenden Stimme, welche Naemi nicht geachtet habe, höchst unerwartet zu finden. Der wichtigste Vorwurf, der unserm Bedünken nach das Gedicht trifft, ist der gänzliche Mangel eines Interesse, wodurch der Leser am Ende des ersten Gesangs festgehalten wird. Naemi und ihre Schwiegertochter ziehen nach Bethlehem. Daß jene dort durch kein Geräthe mehr an ihren Verlust erinnert wird, daß sie also den Zweck ihrer Reise glücklich erreicht, dieß zu errathen, muß der Dichter nothwendig dem eigenen Scharfsinne seiner Leser überlassen. Wen also nicht die bloße Neugierde, welches Schicksal der Zufall den beyden Damen etwa in ihrem neuen Wohnorte bereiten möchte, fortzulesen bewegt, mag immer das Buch aus der Hand legen. Und selbst der Neugierige, wie wenig findet dieser seine Rechnung! Alltäglicher und langweiliger kann nichts seyn, als die Liebes- und Heurathsgeschichte, welche den Inhalt des dritten und vierten Gesangs ausmacht. Denkt der Dichter et-

wa sich hinter die Einfachheit der biblischen Geschichte, oder das Wesen einer Idylle zu verstecken, wenn man bey seinem Gedicht innern Zusammenhang und fortschreitendes Interesse vermißt? Diese Eigenschaften dürfen keinem Werke fehlen, wenn es auf den Namen eines Gedichts, und nicht bloß auf den Titel eines schalen Histörchens Anspruch machen will.

Es ist noch übrig, daß wir über einige einzelne Punkte unsere Meynung sagen. Im folgenden Anruf der Muse:

„Wende sinnend den ernsteren Blick nach heiliger Vorwelt,
Nach der beseligten Stadt, der kleinsten einer Judäa's,
Aber vor allen geliebt von Jehovah, mit Ehre gekrönet,
Denn sie gebar uns den Heiland, den liebenden, göttlichen, großen;“

ist die Vermischung der christlichen und heydnischen Mythologie von einer um so unangenehmern Wirkung, je leichter sie zu vermeiden gewesen wäre. Man mag zur Vertheidigung dieser Freyheit sagen, was man will, wir werden uns nie mit der Zusammenstellung einer Muse mit dem Heiland der Christen aussöhnen. Daß das Kostüme weder in den Charakteren, noch in den Sitten, noch in der Sprache der handelnden Personen mit Strenge beobachtet

ist, wollen wir nicht rügen, obgleich man kaum ernsthaft bleiben kann, wenn Boas von

„der Scherze gaukelnden Schar“

spricht. Die seltsame Behauptung S. 10. daß die Schönheit schnell der Schöne erkennt, mag Hr. Streckfuß beweisen, wenn er kann. Ein Muster einer fehlerhaften Metapher enthält folgende Stelle:

„Doch gießt in die Wellen der Freude
Bittre Tropfen mir die Sorg' und der Zweifel.“

Von einem Becher der Freude, in welchen zuweilen bittere Tropfen fallen, haben wir wohl gehört. Aber Wellen, die durch Tropfen bitter gemacht werden, sind uns eben so fremd, als Wellen, die man trinkt. Im höchsten Grade gezwungen und unpassend ist folgende Vergleichung. Es ist von den Weibern die Rede:

„Gleicht doch ohne sie der Mann dem Baume. Des Sommers
Gift'ges Gewürm verzehrt ihm die Blätter, die trauernden Aeste
Strecken schmucklos den Lüften sich zu; es wurzelt in dumpfer
Ruh' am Boden der Stamm, und trotzt den wüthenden Stürmen.
Aber des Weibes liebende Hand, sie zaubert die Blätter
Und die Blüthen des Lenzes hervor, und das innere Leben
Kehrt dem Erstorbenen zurück und der Kräfte herrliches Treiben.“

Ein Baum hat Blätter, die zuweilen von Gewürm verzehrt, er hat Aeste, die zuweilen ihres Schmukkes beraubt werden; aber was sind Blätter des Lenzes, welche die liebende Hand des Weibes bey dem Manne hervorzaubert! Wenn es noch bey den Blüthen geblieben wäre. Aber Blätter und Blüthen! Sonderbar ist es auch, daß hier nicht von Einem Baume, sondern von dem Baume überhaupt gesprochen wird. Als ob jedem Baum im Sommer die Blätter von giftigem Gewürm verzehrt würden. Die Stelle:

„— — es wurzelt in dumpfer
Ruh' am Boden der Stamm, und trotzt den wüthenden Stürmen,“

paßt offenbar gar nicht zu den vorhergehenden Versen. Diese schildern uns den Baum in einem sehr kläglichen Zustande. Aber daß er am Boden wurzelt und den wüthenden Stürmen trotzt, dieß hat er auch mit nicht entblätterten Bäumen gemein. Wir ahnden wohl, der Dichter will sagen: der Mann entbehrt ohne das Weib die Anmuth, und nur die Stärke, oder vielmehr der rohe Trotz ist, was er behält. Aber eben, daß wir dieß bloß ahnden müssen, verdient Tadel.

Wir schließen hier die Beurtheilung eines Gedichts, das zu einem neuen Beweise dient, daß für die meisten unsrer heutigen Dichter selbst die gewöhnlichsten Gesetze des Denkens und des Schreibens — Geheimnisse sind.

Ruth. Ein biblisches Gemälde in drey Idyllen. Von Karolina Pichler, gebornen von Greiner. Wien, bey Anton Pichler 1805. 8. 96 S.

Wenn gleich Madam Pichler nicht, wie Herr Karl Streckfuß, ihr Gedicht mit einem Compliment an die Muse beginnt, so ist diese ihr doch ungleich günstiger gewesen, als jenem. Die flüchtigste Vergleichung beyder Gedichte muß für die weibliche Feder entscheiden. Zwar können wir auch diese Ruth nichts weniger als ein Meisterstück nennen, zwar bemerkt man auch bey ihr einen Mangel an Interesse, der in dem Stoffe liegt, und also nicht gehoben werden kann. Aber wenn auch das Gedicht sich nicht eben durch große poetische Schönheiten auszeichnet, so finden wir doch manche Spuren, daß die Verfasserinn mit Liebe und Besonnenheit arbeitete; finden eine durchaus reine und natürliche, obgleich nicht immer kräftige Sprache, eine nicht selten hinreissende Wärme der Empfindung; finden endlich, daß die Dichterinn manche Klippen vermieden hat, an welchen ihr Mitstreiter gescheitert ist.

Sie theilte ihr Gedicht nicht in Gesänge, wie Hr. Streckfuß, sondern in drey Idyllen, ohne Zweifel, weil es ihrer Aufmerksamkeit nicht entging, daß Naemi's Rückkehr nach Bethlehem und die Heurath zwischen Ruth und Boas Handlungen sind, die unter sich in keiner solchen Beziehung stehen,

um zu einem Ganzen verbunden werden zu können. Dem Vorwurf, der Hrn. Streckfuß trifft, entging sie also zum Theil. Wir sagen, zum Theil. Um ihm ganz zu entgehen, müßte jede der drey Idyllen ein für sich bestehendes Ganzes ausmachen. Dieß ist aber keineswegs der Fall. Denn wenn gleich die folgende die vorhergehende nicht erläutert, so setzt doch immer jene eine Bekanntschaft mit dieser voraus; das heißt, man kann zwar die erste Idylle ohne die zweyte, aber nicht umgekehrt die zweyte ohne die erste lesen. Alle drey Idyllen sollen also nach der Absicht der Dichterinn unter einander in Verbindung stehen, ohne jedoch ein eigentliches Ganzes auszumachen. Daß aber ein Plan dieser Art ein Unding ist, bedarf wohl nicht erst umständlich dargethan zu werden. Besser, als beym Hrn. Streckfuß, ist die Rückreise nach Bethlehem motivirt. Was soll Naemi nach dem Tode des Gatten und der Söhne länger in dem öden Hause, in einer ihr fremden Stadt, unter einem ihr fremden Volke? Und was ist natürlicher, als daß die Einsame sich nach der Vaterstadt zurücksehnt? Bey Hrn. Streckfuß werden die Schwiegertöchter von Naemi aufgefordert, die Heimath mit ihr zu verlassen. In dem vor uns liegenden Gedicht handelt diese weniger selbstsüchtig. Die Entschließung der Schwiegertöchter entsteht aus eigener Bewegung. Auch wird Arpas Rückkehr durch verständige Vorstellungen der Schwiegermutter bewirkt. Die Einführung der

Thamar, einer Tochter der Jugendfreundinn Naemi's, von welcher diese, als sie vor ihrem Eintritt in Bethlehem an einem Felsenquell ausruht, erkannt wird, ist keine unglückliche Erfindung. Der nähere Verwandte endlich entsagt hier seinem Anspruch auf den Besitz des Ackers und der Ruth, weil sein Herz schon anders gewählt hat, und also aus einem ungleich natürlicherm und anständigerm Grunde, als bey Hrn. Streckfuß, in dessen Gedicht die Entsagung darum erfolgt, weil der Erbe die Fremde nie gesehen hat, und weil ihm ihre Abkunft und der Glaube, zu dem sie sich bekennt, anstößig sind. Die Armuth der Ausgewanderten ist auch hier ein Umstand, in den man sich nicht recht finden kann, und der die Dichterinn selbst in Verlegenheit gesetzt zu haben scheint. Nicht am rechten Ort scheint uns die umständliche Rede der Thamar an ihre Gespielinn, als sie in Naemi die Jugendfreundinn ihrer Mutter erkennt. Unter andern sagt sie:

„Wohl erkenn' ich sie noch, und sie auch wird mich erkennen.
Hat sie doch oft als Kind mich auf dem Schooße geschaukelt,
Hat mir süße Datteln geschenkt, und allerley Spielzeug,
Was die Kinder erfreut! Denn Freundinn war sie der Mutter.
Ach, wie würde die Gute sich freu'n, die theure Naemi

Zu umarmen, wenn ihr des Herren heiliger Wille
Hätte vergönnt, den Tag des Wiedersehens zu schauen!"

Uns dünkt, die Situation hätte sehr an Lebhaftigkeit gewonnen, wenn Thamar Naemi selbst an diese Umstände erinnert hätte, und also erst jetzt redend eingeführt würde, statt daß hier die Dichterinn das Wort nimmt, und ziemlich trocken so fortfährt:

„Also sagte bewegt das Mägdlein, trat zu Naemi
Dann mit freundlichem Gruß und Thränen im lächelnden Auge,
Nannte vertraulich sie beym Nahmen, rief ihr die Tage
Ihrer Jugend zurück, der Mutter theures Gedächtniß,
Und hieß, innig gerührt, sie in der Heimath willkommen."

Nur wenige Dichter besitzen Schärfe und Feinheit des Urtheils genug, um nie auf eine ähnliche Art zu fehlen, um nicht zu erzählen, wo man die handelnden Personen lieber selbst reden hörte, und umgekehrt, diese nicht reden zu lassen, wo eine bloße Erzählung zugereicht hätte. Das Hauptschütteln der Ruth S. 16. ist nicht nur ein höchst unbedeutender Umstand, sondern er wird auch in der Erzählung beynahe zu einer Plattheit. Zum Ueberfluß wird uns dieselbe Bewegung auch im zweyten Gesang von der Naemi nicht verhalten. In der Stelle:

„von zwey herrlichen Söhnen gefolgt, zwey sprossenden Cedern."

passen die ihrer Mutter folgenden Söhne nicht zu dem Bilde der Cedern, das uns überhaupt auch aus dem Grunde nicht recht gefällt, weil zwey unsinnliche Gegenstände, die künftige Größe der Cedern und die künftige Größe der Knaben, unter einander verglichen werden, und also durch das Bild selbst nicht versinnlicht wird. In dem Verse:

„Aber dies' erhuben die Stimmen und weinten"

ist nicht nur die Elision dies' statt diese unerträglich, es ist auch lächerlich zu sagen, sie erhuben die Stimmen — und weinten. Soviel wir wissen, bedarf man zum Weinen, in so fern es von Geheul und Geschrey verschieden ist, nur der Augen, und nicht der Stimme. Der Begriff, der Herbst war längst vorüber, konnte kaum auf eine unglücklichere Art ausgedrückt werden, als in folgender Stelle geschieht:

„Längst schon hatte der Traube Blut des Winzers Gewande
Purpurn gefärbt."

Daß Ruth den Gedanken, Aehren auf dem Felde zu lesen, das doch nach Thamars Versicherung auch in Bethlehem bey den Armen eine ganz gewöhnliche Sache war, für eine göttliche Eingebung hält, kann man nicht anders als sonderbar finden. Ueberhaupt wird dieser Umstand mit zu vieler Wichtigkeit behandelt. Zu welchem Ende wird uns Seite 42 berichtet, daß der Nachtwind kältend und feucht über die Fluren gefahren sey, und reichlicher Thau der

Erde heiß durchglühten Schooß benetzt habe? Muß man, um von Jemand zu sagen, er habe sich wegen der einbrechenden Nacht nach Hause begeben, ein vollständiges Gemälde der Nacht selbst liefern? Ueberhaupt enthält die zweyte Idylle eine Menge nichts bedeutender Umstände und müßiger Beschreibungen. Seite 59 sagt Boas:

„Meine Tochter! Es freut mich sehr, daß vor anderen Feldern
Du das meine gewählt, und mir Vertrauen bewiesen.“

Abgesehen, daß man sich unmöglich matter und prosaischer ausdrücken kann; woher weiß Boas, daß Ruth durch Wahl und nicht durch Zufall auf sein Feld gekommen ist? Es fehlt nicht an Stoff zu mehreren ähnlichen Bemerkungen. Aber es mag an diesen genug seyn. Die Charaktere sind nicht die vorzüglichste Seite des Gedichts. Besonders fehlt es dem Charakter der Ruth beynahe ganz an Eigenthümlichkeit. Am wenigsten ist der Dichterinn die Darstellung der Naemi mißlungen.

Mährchen nach Gozzi. Von Karl Streckfuß. Berlin, bey Johann Friedrich Unger 1805. 8. 173 Seiten.

Herr Streckfuß stiftet mehr Unheil, als irgend ein Zauberer in den von ihm bearbeiteten Mährchen. Sein Kiel verwandelt die lebendigen Schöpfungen einer warmen italiänischen Dichterphantasie in kalte

Bildsäulen. Man sehe einmal, welche Sprache die Liebe bey ihm redet.

Zelica.

„Soll ich ihn nennen, den geliebten Nahmen?
Alcouz — ja nicht länger berg' ich dir,
Was diese bange Brust für dich verschließet,
Ich liebe dich, wie noch kein Weib geliebt.

Alcouz.

Du liebst mich Zelica? Welch neue Welt,
Wird plötzlich mir aus diesem Wort entfaltet!
Entzaubert bin ich meinem langen Harme.
Doch zweifelnd blick' ich noch um mich herum.
Ists wahr, was ich gehört? Ich liebe dich,
Ist's süße Täuschung? Sprichs noch einmal aus
Das Zauberwort.“

Was ist frostiger und alltäglicher, als ein Liebhaber, der das Geständniß der Geliebten für eine süße Täuschung hält, und die Schöne bittet, ihm aus dem Traume zu helfen? Wundern muß man sich übrigens sowohl über das plötzliche Entfalten der neuen Welt des Liebhabers, als über ihr plötzliches Verschwinden; und zugleich bedauert man seine vergebliche Mühe, sich von der Wahrheit des Gehörten — durch umhergeworfene Blicke zu überzeugen.

Neun Verlegenheiten, in ernsthaften und launigen Erzählungen. Herausgegeben von G. F. Fischer. Erstes Bändchen. Leipzig, bey Friedrich Schödel 1805. 8. 270 Seiten.

Eine Kinder- oder eine Spinnstube ist ohne Zweifel die Schule, in welcher dieser Herr Fischer sich zum erzählenden Schriftsteller gebildet hat, und er war ein so gelehriger Schüler, daß in der unseligen Kunst, die armen Leser auf der Folter der Langeweile zu martern, sich keine Amme des heiligen römischen Reichs mit ihm messen darf. Dieses allzu gelinde Urtheil gilt aber bloß seinem Vortrag, und keineswegs seinen Erfindungen, die noch ungleich elender als jener sind, und zuverlässig das Schicksal haben, selbst in den Bierschenken ausgezischt zu werden. Lohnte es sich der Mühe, bey einem Schriftsteller dieses Schlags Kleinigkeiten zu rügen, so würden wir ihm sagen, daß seine Stümperey schon mit dem Titel seines Buchs beginnt, der ein zweytes Bändchen von neun bereits vollständig im ersten enthaltenen Erzählungen ankündigt.

Hoffentlich wird die zehnte Verlegenheit die eigene Person des Verfassers betreffen, und darin bestehen, daß für seine künftigen Armseligkeiten sich der durch Schaden klug gewordene Verleger bedankt.

Malven. Von Friedrich Kind. Zwey Bändchen. Züllichau und Freystadt, in der Darnmannischen Buchhandlung 1805. 8. 447 S.

Diese Malven, zu welchen auch ein ungenannter Freund des Herrn Kind einige Beyträge geliefert hat, bestehen aus prosaischen Erzählungen und Gedichten. Die Sammlung gewährt im Ganzen eine sehr angenehme Lectüre, und die Talente beyder Verfasser lassen das Publikum dereinst noch vollendetere Arbeiten hoffen. Unter den Erzählungen scheinen uns die Bilder der Ahnen von dem Ungenannten den Vorzug zu verdienen, obgleich das Ganze nur eine Gespenstergeschichte ist. Die Erzählung des Herrn Kind, die Treibhausblumen, ist ebenfalls nicht ohne Werth, obgleich gegen den Plan und die Charaktere nicht unbedeutende Einwendungen statt finden möchten. Was soll man z. B. von einem Liebhaber sagen, der seine Braut vernachlässigt, weil sie den Blumen, die er ihr an ihrem Geburtstage zum Geschenk gemacht hat, nicht Aufmerksamkeit genug widmet, und — weil ihm die funfzehnjährige Tochter des Gärtners, bey dem er die Blumen kaufte, besser gefällt? Was sonst, als daß er weder als ein redlicher, noch als ein vernünftiger Mann handelt? Ueberhaupt kann man sich in das Verhältniß dieses Paares nicht finden. Sie sind verlobt. Man weiß von keinem Hinderniß ihrer Verbindung, und doch wird sie nicht vollzogen.

Den Bräutigam macht seine neue Liebe zerstreut und tiefsinnig. Die Braut und ihre Anverwandten bedienen sich eines gemeinschaftlichen Freundes, um ihn über diese Stimmung zur Rede zu stellen. Wie sonderbar! Was konnte die Braut abhalten, selbst eine Erklärung zu verlangen? Aber noch auffallender ist das Benehmen des Bräutigams. Auch er erklärt sich nicht selbst gegen die Braut, sondern antwortet dem sogenannten Vermittler. Und was antwortet er ihm? Er habe nie aufgehört, die Verbindung mit Julianen zu wünschen, und sey zu jeder Zeit, deren Bestimmung einzig und allein von ihr selbst abhänge, bereit, ihr seine Hand zu geben. Von der Braut also erwartet der Bräutigam, daß sie, unaufgefordert von ihm, ihm sage: Morgen will ich zum Altar geführt werden! Und von dieser zärtlichen Gesinnung läßt er sie und die Ihrigen durch einen Dritten unterrichten! Die Leser erwarten ohne Zweifel, daß ein gänzlicher Bruch die unmittelbare Folge dieses Betragens ist. Aber nichts weniger. Die Trennung wird durch eine weit unbedeutendere Veranlassung, sie wird dadurch bewirkt, daß der Reitknecht des Bräutigams den Domestiken der Braut einen Besuch der Gärtners Tochter bey seinem Herrn entdeckt. Ein etwas gedrängterer Vortrag wäre dem Herrn Kind ebenfalls zu wünschen. Auch scheint ihm der ernstere Ton besser zu gelingen, als der launigte. Das sogenannte Reisegeschichtchen, das die Ueberschrift hat: wie

man sich irren kann, ist sehr unbedeutend, und die Entwicklung beleidigt alle Delikatesse. Unter den beyden Kriminalgeschichten, der Schwan und der Sonnenstaub, kann nur die erste sich Beyfall versprechen. Der zweyten gebricht es an psychologischer Wahrscheinlichkeit. Von den Gedichten ist keines ganz ohne poetisches Verdienst; aber es gebührt auch keinem das Lob der Vollendung. Die vorzüglichsten sind: der Korn-Engel, die Ballade Simonides (ob sie gleich den Kranichen des Ibykus von Schiller sichtbar nachgeahmt ist) und die beyden Windspiele. Die sogenannte Arabeske: das wunderthätige Grab, eine seynsollende komische Erzählung, ist gänzlich verunglückt, und dient zu einem abermaligen Beweis, daß Herr Kind für dieses Fach nicht geschaffen ist.

Taschenbuch für Damen. Auf das Jahr 1806. Herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel und andern. Mit Kupfern. Tübingen, in der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 16. 192 Seiten.

Auch für das Jahr 1806. ist den deutschen Damen durch die Bemühungen des Herrn Cotta großes Heil, und zwar in Prosa und Versen, in Holzschnitten und Kupferstichen wiederfahren. Giebt es Ungenügsame unter ihnen, die wohl gar glauben, es könnte des Guten mehr und des Mittelmäßigen

weniger seyn, so denke man darum nicht schlimmer von den Verfassern. Man weiß ja, wie schwer die Schönen zu befriedigen sind. Einer umständlichen Anzeige enthalten wir uns. Nur müssen wir die Leser im Nahmen des Herrn Christian Schreiber um Verzeihung bitten. Er hat auch hier wieder, wie gewöhnlich, Accorden und Worten, Accorde und Worte, Accord und Wort gereimt, und man kann also nicht länger zweifeln, daß dem armen Dichter durch eine höhere Gewalt diese Idee und dieser Reim aufgedrungen wird. Uebrigens fehlt es seinen hier gelieferten Gedichten nicht an einzelnen guten Stellen. Ob das Ansehen des Herrn von Göthe Zusammensetzungen wie bequemgesellig, und Worte wie sicherstellig, vollgehaltig und reichgestaltig in Aufnahme bringen wird, steht zu erwarten. Wenn die Damen die Hauslehren des Hesiodus und die Genesung aus Tibull hier nicht ganz an ihrem Platz finden, so müssen sie bedenken, daß ohne diese Stücke der Nahme Voß nicht im Kalender stände. Die Kupfererklärungen enthalten sehr schwerfälligen Witz, und wir wollten künftig beynahe lieber auf das Verstehen der Kupfer Verzicht thun, als sie uns auf diese Weise erklären lassen.

Molieres Lustspiele und Possen. Für die deutsche Bühne. Von Heinrich Zschokke. Dritter und vierter Band. Zürich, bey Heinrich Geßner 1805. 253 und 318 Seiten. 8.

Gern möchten wir von diesen beyden Theilen mehr Gutes sagen, als von den beyden ersten, wenn es uns nur die Gewissenhaftigkeit erlaubte. Aber Herr Zschokke ist gar zu unbekümmert um das, was man Eleganz des Styls nennt. Man glaubt, er suche absichtlich und mit Anstrengung für jeden Gedanken den gemeinsten Ausdruck, und bemitleidet ordentlich die handelnden Personen, daß sie sich einer so rauhen und ungebildeten Sprache zu bedienen genöthigt sind. Auch glauben wir im Ernst, daß dieser Dialog den Organen der Schauspieler wirkliche Beschwerden verursacht. Herr Zschokke hat zuverlässig als Schriftsteller seine guten Seiten. Desto mehr bedauern wir, ihn hier so ganz außer seiner Sphäre zu finden.

Heravine, oder Schönheit und Liebe. Roman. Braunschweig, bey Karl August Schröder 1805. 8. 111 Seiten.

Wenn die Leser die beyden ersten Seiten dieses Buches durchlaufen, so können wir ihnen die Bekanntschaft eines Mannes versprechen, der erstens seine Arme kreuzweise wild zusammen wirft; zwey-

tens sein nasses Auge auf die Wand richtet; drittens, es gen Himmel hebt; viertens, es wieder sinken läßt; fünftens, in ein wahnsinniges Lachen ausbricht; sechstens, heftig rasend (billig hätte er sanft rasen sollen) vom Stuhle aufspringt; siebentens, mit schnellen Schritten die Stube entlang geht; achtens, an der Thür plötzlich stehen bleibt; neuntens, die Hand an die Stirn legt; zehntens, sich rasch umdreht; eilftens — ins Tollhaus wandert? hören wir fragen. Nicht doch. Er trägt am Ende, obgleich sich immer gefährlichere Symptome einstellen, seine theure Heravine davon, die freylich seiner vollkommen würdig ist. Möchten doch gewisse Autoren, wenn je ihre göttliche Raserey sich nicht anders als auf eine dem Papier verderbliche Art zu äußern vermag, dasselbe lieber zerreißen, als beschreiben!

Julius und Julie, oder das unsichtbare Mädchen. Von Gottlieb Müller. Zwey Theile. Wien, bey Anton Pichler 1805. 8. 174 und 126 Seiten.

„Hohle der Teufel die Mädchen!“ Mit diesem einem Obersten in den Mund gelegten Ausruf beginnt Herr Gottlieb Müller seinen Roman. Die zahlreichen Flüche dieses Obersten, von welchen aber keiner eine so schreckliche Blasphemie als der erste ausdrückt, sind das Beste im ganzen Buch; denn

der übrige Theil desselben besteht aus Plattheiten und faden Reflexionen. Von einem mit Verstand angelegten Plan und einer nur halb erträglichen Charakterzeichnung ist gar die Rede nicht.

Romantische Gemälde und unterhaltende Erzählungen. Mit einem Titelkupfer. Leipzig, in der Sommerschen Buchhandlung 1805. 8. 243 Seiten.

Es ist uns nicht klar, wie die in diesem Buche der Lesewelt aufgetischten Histörchen zu dem vornehmen Titel: Gemälde, kommen. Schreiben kann der Verfasser freylich nicht. Aber daraus folgt keineswegs, daß er sich desto besser aufs malen versteht. Doch das erste seiner Tableaus mag den Lesern einen Begriff von der Kunst dieses Raphaels mit dem Gänsekiel geben. Man erblickt ein Posthaus; in diesem Posthause einen Grafen, der aus dem Fenster sieht; vor demselben einen Büttel mit einem Knittel, und einen Menschen in abgetragener durchlöcherter Kleidung. Zu diesem romantischen Gemälde gehört folgende unterhaltende Erzählung. Der Graf heißt Heilberg, hat seine Gesandtschaftsstelle im **schen aufgegeben, und ist eben auf dem Wege nach seinen Gütern, wo er den Rest seiner Jahre ungestört verleben will. Herzensgüte und Geistesstärke, zwey Eigenschaften, die nach der scharfsinnigen Bemerkung

des Verfassers selten vereinigt sind, leuchteten unverkennbar aus allen seinen Handlungen hervor. Daß er dieses rühmliche Zeugniß wirklich verdient, davon giebt er sogleich mehrere Beweise. Der Büttel ist nämlich ein Grobian, und will dem Menschen in der abgetragenen und durchlöcherten Kleidung seinen Nahmen, Stand und die Ursachen seines Aufenthalts abfragen. Aber in einer abgetragenen und durchlöcherten Kleidung kann zuweilen sogar ein Autor stecken, der romantische Gemälde und unterhaltende Erzählungen ans Licht stellt, und seinen Nahmen aus Gründen nicht sagen will, seinen Stand aber nicht sagen kann. Kein Wunder also, daß unser Unbekannter, den wir am Ende nicht als einen Autor, sondern als eine ungleich wichtigere Person kennen lernen, den Büttel mit spöttischen und unbefriedigenden Antworten abfertigt, und, als dieser droht, in noch häufigere Beleidigungen gegen ihn und die Orts-Obrigkeit ausbricht. Jetzt winkt der Graf, und fragt den sogleich vor sein Fenster gebrachten Fremden: Wer seyd ihr? Antwort: Ein Landstreicher. . . . .

Der Graf. Einen rühmlichern Stand hättet ihr wählen können.

Der Unbekannte, (mit einem verächtlichen Blick auf den Stern unterm Oberrock des Ministers). Ja wohl, ja wohl! Zum Beyspiel Landaussauger. Jeder hat aber so seine Grillen.

Der Führer des Unbekannten, ein Mensch ohne Herzensgüte und Seelenstärke, hob hier seinen Stock in die Höhe, und der Graf giebt durch einen finstern Blick, der sogleich den Arm des Büttels entwaffnet, den ersten Beweis seiner oben gerühmten Tugenden. Dabey läßt er es aber keineswegs bewenden. „Ueberlass' er mir den Menschen," sagt er zum Büttel, und der Unbekannte scheint den Platz im Wagen des Grafen nur angenommen zu haben, um die Herzensgüte und Seelenstärke seines Wohlthäters auf alle mögliche Proben zu setzen. Er erschöpft sich in Impertinenzen. Aber der Minister, weit entfernt, empfindlich zu werden, präsentirt bey der Ankunft auf seinem Gute seiner Tochter Emilie den Unhold mit den Worten: „Ich bringe dir einen Gast ins Haus, Schätzchen!" und hört zugleich eine scharfe Lection des Lumpenhundes, daß er sich herausnehme, ihn für seinen Gast zu erklären, ohne ihn zuvor gefragt zu haben, ob er es auch zufrieden sey, nicht nur mit Gelassenheit an, sondern bekennt sich auch der Verletzung einer Regel des Wohlstandes überwiesen. Was sagen unsere Leser zu dieser Menschendarstellung? Muß man nicht am Ende glauben, jedes deutsche Bedlam wäre zugleich eine Romanen-Fabrik?

Bella und Clarissa Fonti, Anführerinnen eines furchtbaren Räuberkorps im Kirchenstaate. Eine Geschichte wunderbar und seltsam. Seitenstück zur Seeräuberköniginn Antonia Della Roccini. Von demselben Verfasser. Braunschweig, bey Karl August Schröder 1805. 2 Theile. 8. 199 u. 197 Seiten.

Wie hungrige Raben um todte, so schwärmt ein zwar nicht befiedertes, aber doch bekieltes Geschlecht, das nur der deutschen Literatur eigen ist, um lebendige Räuber, Diebe und Spitzbuben, und gewinnt seine Nahrung von ihnen. Schriftsteller dieser Gattung sind eben so vogelfrey in der gelehrten, als ihre Helden in der bürgerlichen Welt. Nur hat es noch Niemand der Mühe werth gefunden, auch auf ihre Köpfe einen Preis zu setzen. Der Verfasser der gegenwärtigen Geschichte scheint die Banditen männlichen Geschlechts zu verachten, und sein glänzendes Talent blos dem Galgen und Rad verspottendem weiblichen Heroismus gewidmet zu haben. Nichts desto weniger dürften die Damen Bella und Clarissa Fonti ihren Biographen, wenn sie von ihm Kundschaft erlangten, zwar nicht ausplündern, aber doch zuverlässig — auszischen.

Der Lieutenant. Ein Gemälde aus den Verwicklungen des menschlichen Lebens. Mit einem Kupfer. Hildesheim, bey F. D. Gerstenberger 1805. 8. 423 Seiten.

Sollten auch die Generale, die Kanzleyräthe, die Doktoren und Pastoren, und selbst die Julien, Emilien, Amalien und Florentinen, denen der Verfasser dieses Romans eine Rolle zugetheilt hat, von den Lesern herzlich langweilig gefunden werden, ja sollte sogar der Herr Lieutenant so unglücklich seyn, ihnen zu mißfallen, so erwarten wir doch, sie werden dem Herrn D. M**, Postmeister zu C**, Gerechtigkeit wiederfahren lassen: denn dieser, sollen sie wissen, ist ein gar braver, rechtlicher Mann, der da glaubt, nur pflichtmäßig zu handeln, wenn er auf nüchterne Postillone und gute Pferde hält, und der sogar einst soweit ging, folgendes Glaubensbekenntniß abzulegen: „Der Postmeister muß für das Unglück verantwortlich gemacht werden, das sein Postillon anrichtet; denn er selbst bewirkt es dadurch, daß er liederliche und ungeschliffene Kerle in den Dienst nimmt, die er dann freylich wohlfeiler als ordentliche zuverlässige Leute haben und unterhalten kann.“ Es ist unverzeihlich, daß der Verfasser diesen wahren Phönix von einem Postmeister nur in einer Note seines Buchs aufführt, und daß er nicht einmal ihn selbst, sondern nur die Anfangsbuchstaben seines Nahmens unsterblich macht. Doch

ohne Zweifel erkennt er sein Unrecht, und schreibt einen zweyten Roman, worin wir die Freude erleben, daß der Herr Postmeister eine Frau Postmeisterinn bekommt.

Raimund der Unerbittliche. Oder schreckliche Folgen der Hartherzigkeit. Eine wahre Familiengeschichte. Leipzig, bey Karl Tauchnitz 1805. Erster Theil 228. Zweyter Theil 194 Seiten. 8.

Nicht genug, daß die deutschen elenden Scribenten mit den Geburten ihrer eigenen Armseligkeit dem Publikum zur Last fallen, sie setzen ihm auch noch fremde Fündlinge vor die Thür. Der Verfasser dieser Geschichte hat, wie er sagt, die vier starken Bände des französischen Originals in zwey mäßige verwandelt. Diese Abkürzung ist löblich. Aber wozu auch nur zwey Bände, wenn es schon an zwey Seiten zu viel ist?

Lyrische Gedichte von Rudolph Friedrich Heinrich Magenau. Anspach 1805., bey des Commissionsraths Haueisen Wittwe. 8. 136 Seiten.

Die Muse des Herrn Magenau heißt — Alltäglichkeit. Keines seiner Gedichte erhebt sich auch nur Stellenweise über das Gewöhnliche, oder zeich-

net sich durch irgend eine Eigenthümlichkeit aus. Da die Sammlung den Titel lyrische Gedichte führt, so begreifen wir nicht, wie die Stücke: Der Canzellist, Philoxen (eine Anekdote, die ohnehin schon unzähligemal und besser erzählt ist), das Mährchen Hallo, und einige andere einen Platz darin erhalten konnten. Sollte es mit der Dichtkunst des Herrn Magenau überhaupt einen bessern Fortgang gewinnen, so wird er ohne Zweifel auch mehr Fleiß auf die Versification wenden, und sich weder Reime wie Boden und Todten, Eisen und zerreissen, Schwerdte und werde, begannen und Fahnen, noch Härten wie war'n, woll'n, Kranch (Kranich) erlauben. Das Lied: der Osterbuch, dankt sein Daseyn einem Versprechen des Herrn Magenau, ein Einweihungslied für ein Haus zu dichten, das der Besitzer eines Guts dieses Nahmens zu bauen beschlossen hatte. Das Haus, sagt Herr Magenau, wurde zwar nicht erbaut, aber das Lied wurde gedichtet. Mancher Leser dürfte wohl wünschen, die Sache verhielte sich umgekehrt. Am Schluß seines Buchs hat den Herrn Magenau ganz unvermuthet eine satyrische Laune angewandelt. Er verfertigte unter dem Titel: Leichenkarmen auf Einen und Manchen, ein Gedicht, dessen Zweck Spott über einen verstorbenen Liebling der Lesewelt ist, und dessen Pointe darin besteht, daß das Publikum ein altes Weib sey. Wir wissen nicht, wie das Publikum diese etwas starke poetische Licenz auf-

nehmen wird. Aber schwerlich dürfte es den ihm beygelegten Charakter dadurch rechtfertigen, daß es den Herrn Magenau, wär's auch nur auf kurze Zeit, zu seinem Lieblingsdichter erhebt.

Bunte Reihe kleiner Schriften von Sophie Brentano. Frankfurt a. M., bey Friedrich Wilmanns 1805. 8. 387 Seiten.

Die Verfasserinn dieser Sammlung beschämt durch ihr standhaftes Bekennen der neuen poetischen Lehre einen großen Theil ihrer männlichen Glaubensgenossen. Wenn diese vor dem Hohn ihrer Verfolger sich, wenn nicht in Höhlen und Klüften, doch in Dachstuben verbergen, oder gar zu den alten Götzen zurückkehren, so ist sie kühn genug, sich, das Unaussprechliche verkündigend, unter den Tempel zu stellen, der leider schon jetzt wieder den Einsturz droht, ob er gleich bestimmt war der Vergänglichkeit zu trotzen. Schade, daß für diese große Sache nur Dinte und kein Blut verspritzt wird! Madam Brentano würde zuverlässig die Märtyrerkrone mit dem Lorbeerkranz vereinigen, und selbst auf dem Rost mit einem Sonnett im Munde sterben. Gegenwärtig erscheint sie als eine wahre Göttinn des poetischen Ueberflusses, und schüttet aus ihrem Füllhorn Sonnette und Romanzen, alte und neue Lieder, eine Legende, eine altdeutsche Geschichte und ein Bruchstück einer vergessenen Tragödie über das

Publikum aus. Sogar der Mann von vier Weibern, ein Roman aus dem alt-poetischen England, hat sich zur Sprache des neu-poetischen Deutschlands bequemen müssen. Der Held der Legende ist Johannes mit dem güldenen Mund. Er hatte das Unglück, einigen kleinen Schwachheiten zu unterliegen, die man außer den Legenden Bubenstücke nennt. Das dramatische Fragment hat den alten Andreas Gryphius, einen echten Vorläufer der heutigen poetischen Welterlöser, zum Verfasser, und Madam Brentano giebt uns die angenehme Hoffnung, daß nächstens ein junger und mächtiger Dichter unserer Zeit (also ein Napoleon in der Reimkunst) das ganze Bild mit aller seiner tragischen Herrlichkeit wieder hervorrufen werde. Dieser literarische Geisterbeschwörer heißt Ludwig Achim von Arnim. Die „drey schöne alte Lieder" sind köstliche Reliquien, und Madam Brentano verdient den Dank des Publikums für ihre Aufbewahrung, wär's auch nur wegen der Wörter: Anefang, Ungefälle, rumme und umme ꝛc. Die drey Sonnette, mit welchen die Sammlung eröffnet wird, heißen der neue Frühling, und sind der Triumph der göttlichen Kunst. Die Wolken sehen süßbewegt hernieder, und können sich der Thränen kaum enthalten; der Fluß erglänzt vor innigem Vergnügen; die frohe Erde träumt von grünen Bäumen und Blumen; Halm und Blüth wartet mit süßem Sorgen auf den Morgen; die Sonne lacht mit muntern

Augen herein, und schickt, neugierig, was die Nacht wohl still verborgen habe, den lichten rothen Morgen ins Thal. Der Bitte, mit welcher die Dichterinn schließt, daß der Frühling der Erde Herz mit grüner frischer Treue bestreuen möchte, fügen wir den Wunsch bey, daß diese grüne frische Treue, unsern Rindern und Schafen, die sie wahrscheinlich der Mutter Erde vom Herzen wegfressen dürften, nicht schlimmer bekomme, als gemeines Gras. Schließlich können wir, so leid es uns thut, um der Wahrheit willen nicht verschweigen, daß unserer Dichterinn, troß ihrem göttlichen Gemüth, zuweilen etwas Menschliches begegnet, und daß ihr dann Stellen entwischen, die auch von ungeweihten und bloß vernünftigen Leuten mit Beyfall gelesen werden können. Wir hoffen indessen, das bessere Publikum werde, eingedenk des Spruchs: Ubi plurima nitent etc. diese kleine Verirrung nicht zu streng ahnden. Madam Sophie Mereau hat zu lange die Fesseln des sogenannten guten Geschmacks getragen, als daß Madam Sophie Brentano gegen jeden Rückfall gesichert seyn könnte. Ueberdieß hören wir ja zuweilen auch aus dem heiligsten Munde ein unschickliches Wort, oder gar einen Fluch.

Bibliothek der Robinsone. In zweckmä…
Auszügen. Vom Verfasser der grauen Mappe. Erster Band 406. Zweyter Band 394 Seiten. Berlin, bey Joh. Friedr. Unger 1805. 8.

Die Robinsone waren die Lieblings-Lectüre unserer Väter, und sie hatten sich wahrlich ihrer weniger zu schämen, als die Söhne und Enkel der Ritter-Räuber- und Geister-Geschichten. Wenigstens finden zuverlässig Kopf und Herz ihre Rechnung mehr dabey, einem Unglücklichen, der, von jeder menschlichen Hülfe verlassen, mit der höchsten Anstrengung der körperlichen und der Seelenkräfte sich zuerst die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens, und dann auch die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten desselben zu verschaffen weiß, Gesellschaft zu leisten, als die Schinderhansen und Consorten von einer infamen Unternehmung znr andern, und am Ende zum Galgen zu begleiten. Schon in dieser Hinsicht verdient also die Idee des bereits durch mehrere Schriften vortheilhaft bekannten Verfassers den Beyfall des Publikums, und unsere überweise Jugend kann aus manchem Product, mit dem er sie bekannt macht, lernen, daß ein von ihr mit Unrecht verachtetes Zeitalter, wenn gleich auf einer niedrigern Stufe der Kultur, sich dennoch gegen Sittlichkeit, gesunde Vernunft, und selbst gegen den guten Geschmack unendlich weniger versündigte, als ihr eigenes. Schwerlich wird auch dem

besten Roman aus einer der genannten Klassen je die Ehre wiederfahren, gleich dem Robinson Crusoe von einem Wezel oder Campe der spätern Zeit in usum Delphini bearbeitet zu werden; und sollte je dereinst ein Mann von Geschmack eine Bibliothek der Mode-Lectüre unserer Zeit anlegen: so kann es nur darum geschehen, um die Verfasser und ihr Publikum dem gerechten Spott der Nachwelt Preis zu geben. Der Herausgeber hat sich übrigens eine weder sehr leichte, noch sehr angenehme Arbeit aufgelegt; denn es ist weder leicht, noch angenehm, selbst aus gutgeschriebenen Büchern Auszüge zu machen, und unter die gut geschriebenen Bücher gehören die Robinsone im Ganzen keineswegs. Er hat aber schon in diesen beyden ersten Bänden hinlänglich gezeigt, daß er seinem Unternehmen vollkommen gewachsen ist. Besonders verdient der Auszug aus dem Robinson Crusoe, dem Stammvater und zuverlässig auch dem vorzüglichsten aller Robinsone, bemerkt zu werden. Er ist gedrängt ohne trocken zu seyn, und indem der neue Erzähler die Geschwätzigkeit seines Urbilds glücklich vermied, die übrigen Gebrechen desselben aber theils zu heben, theils zu verstecken suchte, hat er dennoch seine Eigenthümlichkeit nicht verloren gehen lassen. Daß er überhaupt über sein Unternehmen gedacht hat, beweist die neunzehn Seiten lange Vorrede, in welcher er von dem Zwecke, dem Plan und den Gränzen desselben Rechenschaft ablegt. Er theilt die Werke,

denen seine Bibliothek gewidmet ist, in sechs Classen, wovon die erste die eigentlichen Robinsone, die zweyte solche Werke, die diesen Titel bloß als einen Aushängeschild benutzten (wie z. B. Gil-Blas, der als spanischer Robinson erschien), die dritte die Entdecker und Bevölkerer wüster Inseln, bey welchen jedoch mehr der rohe Anfang und die stufenweisen Fortschritte des gesellschaftlichen Zustandes, als das einsame Bewohnen von Inseln und Ländern das Wesentliche des Stoffs ausmachen, die vierte die Entdecker unbekannter Südländer, deren Zweck vorzüglich Darstellung der Sitten dort geträumter Völker ist, die fünfte die Abentheurer zu Wasser und zu Lande, und endlich die sechste die von der frühesten Kindheit an der Gesellschaft entrückten Menschen in sich begreift. Diese beyden Bände enthalten übrigens zuerst eine geschichtliche Einleitung, worin von der Insel Juan Hermandez, von Will, dem Moskiten, von Alexander Selkir, und von dem Engländer Daniel Defoe, dem Verfasser des Robinson Crusoe, Nachricht ertheilt wird; sodann: das Leben und wunderbare Begebenheiten des Engländers Robinson Crusoe, erster, zweyter, dritter bis fünfter Theil; der dänische Avanturier, oder wunderbare Begebenheiten und Reisen des Herrn von R. . ., eines Verwandten des Robinson Crusoe; Robinson Crusoe, neu bearbeitet. (Von Wezel.) Zwey Theile 1779; Robinsons Colonie (von ebendemselben); Friedrich Robinson, ein Lesebuch

für Kinder, von C. F. Sander, 1784; Robinson, der jüngere, ein Lesebuch für Kinder, von J. H. Campe, 1779; Robinsons, des jüngern, wunderbare und merkwürdige Schicksale zu Wasser und zu Lande, für den Bürger und Landmann, 1800; Robinsons, des jüngern, Beschreibung seiner Reise nach Otaheite und den Südsee-Inseln, ein nützliches Lesebuch für die Jugend, 1803; Robinson, der jüngste, ein Lesebuch für Kinder, vorzüglich in technologischer Hinsicht. Erster Theil 1797. Wir sehen der Fortsetzung des Werks mit Vergnügen entgegen, und glauben ihm eine gute Aufnahme bey mehr als Einer Classe von Lesern versprechen zu dürfen.

Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredtsamkeit. Von Franz Horn. Berlin, bey Johann Friedrich Unger. 1805. 8. 230 Seiten.

Wer bedauert, daß die ehemaligen Orakel sich nicht bis auf unsere Zeiten erhalten haben, den verweisen wir auf Herrn Franz Horn, Doctor der Philosophie in Berlin. Die Sprüche dieses modernen Priesters des delphischen Gottes sind zum Theil so dunkel, als die, welche einst die berühmte Pythia von ihrem Dreyfuß ertheilte; sie entbehren, wie jene, aller Beweise; sie widersprechen, wie jene, nicht selten dem gemeinen Menschensinn, und zeichnen sich endlich, wie jene, zuweilen durch eine ge-

wisse Kühnheit aus, die ihren göttlichen Ursprung beurkundet. Die gegenwärtige Schrift ist nichts anders, als eine Sammlung solcher Sprüche. Des Herrn Doctors glückliche Schüler in Berlin haben sie in seinen Vorlesungen mit eigenen Ohren gehört; aber das minder glückliche Publikum muß sich mit dem todten Buchstaben begnügen. Wir wollen unsere Leser nur über einige der merkwürdigsten — erstaunen lassen. Liscov verdient die Celebrität nicht, die man ihm in spätern Zeiten noch zuerkannt hat. Ihm fehlt, ob man ihm gleich eine ziemlich leichte Beweglichkeit des Geistes und einzelne witzige Einfälle und parodirende Laune nicht absprechen kann, doch zur echten Satyre jene tiefsinnige und vollkräftige Freyheit (eine tiefsinnige Freyheit!) des Geistes, die das Zeitalter kühn und ruhig übersieht, (übersieht das Zeitalter die Freyheit, oder diese jenes?) ohne von seinem irren Getriebe berührt zu werden rc. Rabener ist, wie billig, der Vergessenheit ziemlich nahe gekommen. Sein Witz ist der eigentliche Conversationsspaß eines nüchternen und frostigen Zirkels, dem es schon genug ist, wenn nur etwas der Polemik Aehnliches geschieht, damit die Gefahr des Einschlafens vermieden werde rc. Wir wissen nun, wie Herr Franz Horn von Liscov und Rabener urtheilt. Schade, daß wir nicht auch wissen, wie Liscov und Rabener von Herrn Franz Horn urtheilen würden! Lessing wird gegen sich selbst und andere, die ihm poetische Talente abge-

sprochen haben, in Schutz genommen, und recht rührend treuherzig sagt der Verfasser, es möchte doch etwas zu vorschnell gewesen seyn, dem Manne das poetische Talent ganz abzusprechen. Der glückliche Lessing — und der unglückliche! Glücklich durch die pfalzgräfliche Huld des Herren Franz Horn, und unglücklich, daß er sich ihrer nicht mehr erfreuen kann. Doch was ist an der Poesie gelegen, wenn man seine Stärke in der Polemik besitzt? Und, „was Lessings Polemik betrifft," sagt Herr Franz Horn, „so ist sie, wie mich dünkt, noch immer nicht in ihrer ganzen Größe und Würdigkeit anerkannt; denn es ist, meines Wissens, noch nie mit Bestimmtheit ausgesagt (man merke sich dieses Franz Hornsche kräftige Wort!) worden, daß er die Polemik zu dem erhoben habe, was sie wirklich werden konnte und geworden ist, zu einer Wissenschaft." (Werden konnte und geworden ist? Wird man etwas, das man nicht werden kann? Man sagt, ein Ding ist geworden, was es werden konnte. Aber wenn man den Satz, wie es hier geschehen ist, umkehrt, so wird er zum lächerlichsten Unsinn. Ueberhaupt möchte dem Herrn Franz Horn zu rathen seyn, Vorlesungen über den Styl nicht zu halten; aber — zu hören.) Zu den bedeutendsten Verdiensten Wielands — wir bitten unsere Leser, ihre Aufmerksamkeit zu verdoppeln; denn sie sollen ihre Wunder hören — zu den bedeutendsten Verdiensten Wielands also gehört insonderheit die

Anerkennung des — Hanns Sachs. Der gute Wieland! Hätte er doch von dem Augenblicke dieser Anerkennung an auf seinen Lorbern ausgeruht, und uns mit seinem Agathon, seiner Musarion, seinem Oberon und seinen übrigen vergänglichen Werken verschont, oder wenn sie ja unglücklicherweise schon geschrieben waren, sie verbrannt! Doch wer weiß, was jetzt noch geschieht, wenn ihm der Ausspruch des tiefsinnigen Kunstrichters zu Gesicht kommt? Auf alle Fälle wird aber das Gedicht: Geron der Adeliche, dem Auto da Fe entgehen; denn Herr Franz Horn sagt, er finde für gut, nur dieses in seinem Buche anzuführen. Es ist uns unmöglich, den Verfasser noch in einem glänzendern Lichte darzustellen, und wir sind es also ihm selbst schuldig, unsere Anzeige hier abzubrechen, soviel wir auch noch sagen könnten. Hoffentlich wird das Publikum ihm volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und wenn auch nicht seinen Kopf, doch wenigstens seine — Stirn bewundern.

Gottlieb Hillers Gedichte und Selbstbiographie. Erster Theil. Mit dessen Bildniß, von einem Landmann gezeichnet und gestochen. Cöthen 1805. Gedruckt und verlegt in der Aueschen Hofbuchhandlung. 8. 250 Seiten.

Es giebt Leute, die über alles die Nase rümpfen; Leute, die sogar sich herausnehmen, einen

Mann, der Taubennester, Ziegel, Besen und Verse verfertigt, statt durch ihn zum höchsten Erstaunen hingerissen zu werden, zum Ziel ihrer muthwilligen Einfälle zu machen. Und warum? Weil den eingebildeten Kennern seine Poesie nicht poetisch genug ist, und weil sie gewohnt sind, einem Unglücklichen, der sich der brodlosesten aller Künste befleißt, Dinge zuzumuthen, bey denen selbst einem Professor, und also noch mehr einem armen Nestflechter die Haare zu Berge stehen. Billig sollten wir diesen Leuten, durch deren Theorie, wenn man sie befolgte, das Dichten nicht viel leichter als das Hexen seyn würde, bey der Anzeige der Gedichte des Herrn Gottlieb Hiller die Köpfe zurechtsetzen, wenn sie dieselben sich nur zurechtsetzen ließen, und wenn wir nicht fürchten müßten, durch unsere Apologie die Sache noch schlimmer zu machen. Die Herren sind gar zu streitsüchtig, und leider haben ihre ketzerischen Grundsätze von dem wesentlichen Unterschied zwischen Reimen und Dichten gewisse Autoritäten für sich, die man nur heimlich verachten darf, wenn man nicht öffentlich ausgezischt werden will. Wir wollen uns also mit ihnen lieber gar nicht einlassen. Die Gedichte des Herrn Hiller sind einmal gedruckt, so gut als die Gedichte eines Voß, eines Bürger, eines Hölty, eines Matthisson; und dieß ist noch die geringste Freude, die er erlebt hat. Wenn andere der Pegasus nur auf den Parnaß bringt, so hat der seinige ihn nach Halberstadt, Berlin, Frankfurt an

der Oder, Wien und noch in eine Menge großer und kleiner Städte getragen. Er hat durch die Poesie Champagner und Punsch trinken, Eis essen und tanzen gelernt. Er ist in Kupfer gestochen und in Wachs bossirt. Er ist von Klamer Schmidt gekrönt, und von diesem, von Herrn Burgkardt, von Herrn Bäntsch und von Herrn Tilly besungen. Mit einem Wort, er ist berühmt; und wenn er mitunter, wie er klagt, getadelt wird, desto besser: denn dieß ist ein Unglück, das selbst den größten Dichtern, den lebenden wie den todten, noch täglich wiederfährt. Er kann also dem Momus und Zoilus kühn unter die Augen treten, und ihnen zum Troz nicht bloß einen zweyten, sondern auch einen dritten und vierten Theil seiner Gedichte herausgeben. Wir wünschen der Welt zum voraus Glück dazu, und schließen diese Anzeige mit einer Anekdote aus der Biographie des Herrn Hiller, die uns ausnehmend gefallen hat. Im Vorzimmer des Fürsten von Dessau, dem er vorgestellt wurde, sagte ein Bedienter zu seiner Frau: „Du, dieß ist der Dichter!“ Diese betrachtete ihn von unten bis oben, und sagte endlich spottweise: „Ja, das mag wohl ein rechter Dichter seyn!“

Gedichte von Friedrich August Ruhland. Erstes Heft. 1805. 110 Seiten. 8. (Ohne Druckort.)

Der arme Herr Ruhland! Hat er auf der Welt auch nicht Einen Freund, der ihm hätte sagen können, daß man sich durch Verse, wie die seinigen, nicht berühmt, sondern lächerlich macht? Billig hätte im Nothfalle der Setzer es thun sollen. Oder hat man es ihm gesagt, und er hat es nicht geglaubt? Man weiß, daß Dichter seines Schlags in diesem Punkt schwer zu überzeugen sind. Was sagen unsere Leser zu folgendem Anfange eines Gedichts:

„Auf Brüder auf! Lobsingt dem Herrn,
Vergesset eure Noth!
Laut schalle unser Lobgesang,
Wie Orgelton und Harfenklang
Dem Herrn Gott Zebaoth!“

„Singt Brüder! Gott ist gut mit uns,
Er ist der Tugend Lohn!
Wenn er uns will, so sprechen wir,
Auf dieser weiten Erde hier,
Verlarvten Teufeln Hohn.“

Würden sie wohl errathen, daß es Verse sind, die ein junger Ehemann an seinem Trauungstage gesungen hat? Mönche hatten ihm nachgestellt, deren Lockungen er glücklich entging. Er singt daher ferner:

„Kein Sclavenzwang engt meine Brust,
Wie herzlich froh ich bin.
Zwar köstlich ist des Mönches Fraß,
Fett ist sein Bauch, doch was nützt das
Zu einem frohen Sinn!“

Fast sollte man glauben, der Verfasser sey wegen eines schweren Verbrechens verurtheilt worden, dieses Zeug drucken zu lassen, und seinen Nahmen dabey Preis zu geben. Exemplarisch wäre die Strafe auf alle Fälle.

Gesänge zur Erhöhung geselliger Freuden. Gesammelt u. herausgegeben von C. F. Sachse. Eisenberg 1804. Auf Kosten des Herausgebers und in Commission bey J. W. Schöne und Comp. 8. 122 Seiten.

In einer Gesellschaft, worin die Lieder des Herrn Sachse gesungen werden, kann selbst ein Mann von Geschmack sich ziemlich leidlich befinden — wenn er sich die Ohren wohl verstopft hat.

Die Früchte meiner Muse. Zur Erziehung einer Waise geopfert, von E. Friedel. Breslau 1805. Bey Johann Friedr. Korn, dem ältern. 8. 184 Seiten.

Wir lassen es dahin gestellt seyn, ob diese Gedichte nicht auch ohne den auf dem Titel angegebenen

Zweck erschienen wären. Die Versicherungen der Poeten, daß sie ohne diese oder jene Veranlassung die Früchte ihrer Muse im Pulte behalten hätten, haben längst allen Glauben verloren. Hat der Verfasser seinen Zweck erreicht: so soll es uns freuen. Sonst pflegen mittelmäßige Gedichte zwar wohl das Mitleid, aber nicht eben die Wohlthätigkeit des Publikums rege zu machen.

Kleine Schriften von Christian Schreiber. Berlin 1806. Bey Heinr. Frölich. 8. 242 Seiten.

Eine Sammlung vermischter Aufsätze, die zwar auf keinen sehr ausgezeichneten Werth Anspruch machen, aber doch gelesen zu werden verdienen. In den ästhetischen Erörterungen des Verfassers vermissen wir das Talent, den Leser nicht bloß durch das Interesse der Sache, sondern auch durch scharfsinnige Entwicklung zu fesseln. Lessing ist von dieser Seite noch immer ein unerreichtes Muster. Unter den Aphorismen sind mehrere nicht unglückliche, aber auch nicht wenige, bey denen weder der Gedanke, noch die Wendung neu und anziehend genannt zu werden verdient. Das Gesellschaftsspiel kann unmöglich eine große Anstrengung der Einbildungskraft erfordert haben. Es ist eine Tändeley, die ihren Zweck durchaus verfehlt. Der Aufsatz: Etwas über die Unterhaltung in gebildeten Zirkeln,

sagt gar zu gewöhnliche Dinge, auf eine gar zu alltägliche Weise. Die Uebersetzung der Dithyrambe des Delille über die Unsterblichkeit, und das sogenannte musikalische Dramolet: Komala, nach Ossian, hätten wir am liebsten entbehrt.

Gedichte von K. Heinr. Leop. Reinhardt. Mit einem Titelkupfer. Berlin 1806., bey Heinrich Frölich. 12. 328 Seiten.

Wir wollen nicht behaupten, daß Herr Reinhardt gar nicht aus der Hippokrene getrunken habe. Aber uns dünkt, er hat der Züge zu wenig gethan. Unter seinen Gedichten verdienen die Lieder den Vorzug. Die Romanzen und die humoristischen und satyrischen Versuche sind von ungleich geringerem Werth. Die Epigrammen, die den Inhalt des sogenannten Panorama der modernen Welt ausmachen, zeugen ebenfalls von einem nur mittelmäßigen Talent für diese Gattung. Nicht selten stößt man auch auf Spuren eines noch nicht genug gebildeten Geschmacks. In der Romanze: Röschen, oder das Ideal, die überdieß äußerst gedehnt und voll müßiger Schilderungen ist, unterliegt eine Spröde — einem Pavian. Eine ärgere Plattheit läßt sich wohl kaum denken, und der Dichter hat Ursache, wirklich zu thun, was er am Schlusse versichert, die Hände zu waschen. Nicht viel besser, in jeder Hinsicht, ist die folgende Erzählung: Fi-

helis und Fidele. In der sogenannten häuslichen Idylle, der süße Tod, macht sich der Dichter die Lust, ein Paar sich gattender Fliegen mit einer Klatsche in das Reich der Schatten zu senden, um ihnen den Tod zu gewähren, den er oft sich selbst wünschte. Ist das nicht originell, und eben so fein als schalkhaft? Zuverlässig hat der witzigste Franzose sich keines so glücklichen Einfalls zu rühmen. Ausdrücke, wie: Na, dreyßig Jahre noch wie heute, und die Studenten-Floskel: „Sans Spaß" können sich ebenfalls gebildeten Lesern unmöglich empfehlen. Die Stücke: das Bad der Juno, Gespräch bey einer Trauung, Avertissement und einige andere, sind, so wie die Parodieen einiger fremden Gedichte, ihrer Stelle in der Sammlung am wenigsten würdig. Das Gedicht Seite 227 ist eine Apologie für den Herrn von Kotzebue gegen den Verfasser des Herodes vor Bethlehem. Bekehrt dürften die Verächter der Muse des Herrn von Kotzebue durch diese vier und zwanzig Strophen wohl schwerlich werden, obgleich sein Lob darin keineswegs gespart ist. Noch bemerken wir, daß Herr Reinhardt in seinen Gedichten sich mehrere Blasphemieen gegen den göttlichen-Jakob Böhm und seine Anbeter zu Schulden kommen läßt, und folgendes Epigramm beweist, daß er der poetischen Poesie selbst nicht besser mitspielt:

Das Federvieh der Neupoetik.

Claus.

„Sprich Veit, wie sieht dergleichen aus?

Veit.

Es hat bloß Federn, keine Schwingen.

Claus.

So gleicht es wohl dem Vogel Strauß?

Veit.

Ganz recht, mein guter Claus;

Denn weder fliegen kanns, noch singen.“

Amor und Hymen, ein Warngedicht, nebst hundert den Eh- und Wehestand beleuchtenden Epigrammen. Allen Hagestolzen geweiht von ihrem Kollegen X. Y. Z. Gedruckt in diesem Jahre. 70 Seiten. 12.

Nie hatte ein Schriftsteller mehr Ursache, sich in den Mantel der Anonymität zu verhüllen, als der Verfasser dieses kleinen Werkchens. Weder die Kritik, noch eine Staats-Inquisition, der Zorn, und zwar der gerechte Zorn der Schönen ist es, der diese Vorsicht ihm gebietet. Hundert Todsünden auf einmal gegen die Krone der Schöpfung, das ist mehr als die Sanftmuth selbst verzeihen kann! Ohne Zweifel wird ein Preiß auf seinen Kopf gesetzt; und da dieser Preiß schon durch die Hände, von denen er gegeben wird, einen hohen Werth er-

hält: so schätzen wir uns zum voraus glücklich, daß wir im Falle sind, ihn zu verdienen.

Iris. Ein Taschenbuch für 1806. Herausgegeben von J. G. Jacobi. Zürich, bey Orell, Füßli und Comp. 282 Seiten. 12.

Wer die Erscheinung eines Taschenbuchs von Herrn Friedrich Schlegel mit Seufzen vernommen hat, der tröste sich damit, daß auch wieder eins von Jacobi erschienen ist. Er lese es, und er wird sich überzeugen, daß das Talent für das, was man sonst Poesie zu nennen pflegte, daß Achtung und Gefühl für das wahre Schöne den Deutschen noch nicht ganz fremd geworden ist. Wären alle Taschenbücher und Almanache diesem gleich, so könnten ihrer nicht zu viele seyn. Aber freylich ist auch nicht jeder Herausgeber ein Jacobi, das heißt ein Mann, der durch anerkannte Verdienste um die Literatur, und durch die liebenswürdigsten Eigenschaften des Charakters die Achtung des bessern Publikums sich nun beynahe seit einem halben Jahrhundert zu erhalten gewußt hat, und mit dem in Verbindung zu treten sich die vorzüglichsten Köpfe mit Recht zur Ehre schätzen. Dem gegenwärtigen Jahrgang der Iris insbesondere gebührt das seltene Lob, daß er nichts ganz Schlechtes, wenig Mittelmäßiges, viel Gutes und manches Vortreffliche enthält. Gleich der erste Aufsatz, von dem Heraus-

geber selbst, Hagedorn überschrieben, gehört in die zuletztgenannte Classe, und ist eben so interessant als belehrend. Was darin von dem Werth unserer frühern Dichter, in Vergleichung mit manchem hochgefeyerten Neuling gesagt wird, ist ein wahres und treffliches Wort zu seiner Zeit. Freylich wird dadurch kein Klinggedichts-Fabrikant, kein tribus anticyris insanabile caput gebessert werden. Aber als Präservativ gegen die immer noch nicht ganz ausgerottete heillose Seuche, das gelbe Fieber der deutschen Literatur, wird und muß es wirken. Die nämliche Saite wird von dem würdigen Manne in seinem Aufsatze: Ueber Gelegenheitsgedichte, noch einmal berührt, und er erscheint ganz als ein zürnender Cato, der das berühmte: delenda est auf eine Secte anwendet, von der er besorgt, sie möchte, wenn ihr nicht Einhalt geschieht, mit der deutschen Sprache zugleich die wahre Dichtkunst zu Grunde richten. Das wolle der Himmel, die Kritik, der Ernst eines Jacobi, und der Spott aller noch unangesteckten deutschen Köpfe verhüthen! Vortrefflich ist auch das Tischlied; das Lied am St. Annen Tage; das Gedicht: An eine geliebte Hausmutter — doch was ist nicht vortrefflich von einem Jacobi? Die Beyträge von Conz waren uns außer ihrem eigenthümlichen Werth auch darum eine höchst angenehme Erscheinung, weil wir durch sie die Ueberzeugung erhalten haben, daß der treffliche Dichter nicht aufgehört hat, am Altare

der Musen zu dienen. Seine Ode: die Bäume, ist voll neuer, kühner und starker Gedanken, und man fühlt sich durch sie in die bessern Zeiten unserer Dichtkunst zurückgezaubert. Herr Haug hat sich auch in diesem Taschenbuche das Verdienst vorbehalten, die Stirnen der Leser zu erheitern. Von der geistvollen Verfasserinn der Reise von Freyberg nach Carlsbad, im vorjährigen Taschenbuche, liest man mit Vergnügen die kleine Erzählung: Hedwig von Schwaben. Die Ode von Kröger: An meine Vaterstadt, ist etwas kalt. In dem Lied des sonst trefflichen Salis: Abschied an die Harfe, scheinen uns die Ideen nicht klar genug, und das Ganze hat daher einen schwankenden und gezwungenen Charakter. Das Collectaneen-Buch enthält größtentheils zu sehr bekannte Anekdoten. Sonst findet man noch Beyträge von Pfeffel; dem Grafen Christian zu Stollberg; von Klamer Schmidt; (auch unter dem Nahmen: Franz Maßlieben;) Jos. Wagner; von Ittner; Hebel; Friederike Brun; Theone; Ecker; Kölle; Neveu; Büschenthal; Schnetzler; Buri und einigen Ungenannten. Daß die Menschenfreundlichkeit des Herausgebers auch einigen Anfängern, deren Nahmen man hier zum erstenmal liest, ihre zum Theil freylich noch schwachen Versuche in der Iris auszustellen erlaubt hat, wird das Publikum nicht mißbilligen. Wohl ihnen, wenn diese Ehre ein Sporn zu ihrer Vervollkommnung wird!

Freia. Dichtungen von Wilhelm Blumenhagen. Mit einem Kupfer. Erfurt bey Fr. August Knick. 1805. 8. 400 Seiten.

Herr Wilhelm Blumenhagen gehört zur neuen Schule. Aber sogar in dieser macht er eine traurige Figur, und zuverlässig hat er seinen Platz auf der letzten Bank. In seinen prosaischen Erzählungen geht es gar erbaulich her. Die Mädchen liegen ihren Liebhabern unaufhörlich in den Armen, und eine verbirgt sogar ihr Gesicht in den Busenstreif des ihrigen, daß ihr warmes Näschen sein klopfendes Herz berührt. Die jungen Herren machen es nicht besser. Einer z. B. küßt mit wilder Hast einen jugendlichen Busen, eine Freyheit, die sich kaum dadurch entschuldigen läßt, daß der jugendliche Busen zugleich ein glänzender Busen ist. Es fehlt auch nicht an Scenen, welche an die selige Lucinde erinnern. Einmal hat der Leser das Vergnügen, ein zärtliches Paar in einem Kabinett, und ein anderesmal ein Ditto in einer Akazienlaube zu belauschen. Ein sonst tugendhaftes Mädchen verliert ihre Unschuld an einen Unbekannten, den sie wenige Stunden vorher zum erstenmal gesehen hat. Wer da steht, sehe zu, daß er nicht falle! Die Helden sind meistens unglücklich. Einer erschießt sich selbst, und ein anderer läßt sich diesen Dienst in der Schlacht bey Koppenhagen erweisen. Den kläglichsten Tod aber stirbt Gustav von Unna, dem seine Geliebte

eine frühere Verbindung verschwiegen hätte. Lange trieb er in der Verzweiflung allerhand Unfug, und ritt besonders Pferde zu Schanden. Endlich schlug die Stunde der schrecklichsten Katastrophe. Er sieht die Wohnung seiner Geliebten in Flammen, und da er sie um Hülfe rufen hört, stürzt er sich zur Pforte hinein und nimmt das Mädchen in die Arme. Aber statt mit ihr das Haus zu verlassen, reißt er sie mit den Worten: „Hier, hier wollen wir sterben! Besitze ich dich nicht, so soll auch kein anderer dich sein nennen!“ in ein Kabinett, und weicht, troz der krachenden Decke und der Flucht des Mädchens nach der Thür, nicht von der Stelle, bis die herabstürzenden Balken ihn zerschmettern. Ist das nicht tragisch, und läßt der Verfasser nicht alle seine Vorgänger in diesem Fache zurück? Er schildert uns übrigens lauter gute Seelen, und auch nicht Einen Bösewicht, wenn wir nicht einen Weiberfeind in diese Classe zählen wollen, dessen Invectiven aber sehr kraftlos und also sehr verzeihlich sind. Der Schauplaz der Begebenheiten ist häufig ein Wald, eine Flur, oder ein Garten, und in diesem Falle unterläßt der Verfasser nie, den Himmel über seinen Helden, die Erde unter ihnen, und die Bäume und Felsen neben ihnen zu beschreiben. Die Gegenden sind meistens reizend, und was die Geschöpfe seiner Einbildungskraft leiden, das leiden sie — in einer schönen Welt. Wenn der Verfasser irgendwo sagt, die Kamönen, an die einer seiner Helden sich

mit Begierde gewandt habe, hätten ihm nicht lange genügt: so sollte man sich nach dieser Probe nicht viel von seinem Styl versprechen. Aber wenn auch hin und wieder der Ausdruck etwas platt und gemein ist, so ist er dafür an andern Orten desto kräftiger und origineller. Z. B. Von Falkoli, dem Helden der ersten Erzählung, des Schicksals Rache, wird gesagt: er drückte die Mütze auf das dunkle wüste Haar; es ward ihm so wunderlich wohl und wehwechselnd; er sprach unwirsch mit sich selbst; er zog unwirsch die Mütze tief in die Augen; (die arme Mütze! Kaum ist sie auf das dunkle wüste Haar gedrückt worden, und schon muß sie sich wieder tief in die Augen ziehen lassen!) er legte sich unwirsch neben die Andern; er warf sich in dem Gastzimmer unwirsch in den ersten Sessel. Wenn nur das Beyspiel dieses unwirschen Menschen die Leser des Herrn Wilhelm Blumenhagen nicht ansteckt, daß sie am Ende sein Buch unwirsch in einen Winkel werfen! Die Poesie des Verfassers ist seiner Prosa vollkommen würdig. Er möchte herzlich gern alte und neue Poeten nachahmen, wenn er nur könnte. Wie es ihm mit Bürger gelingt, mag folgende Probe beweisen:

„Mädel mit dem Wonneleib,
Möchte wohl ein trautes Weib.
An dem Berge wogen Saaten,
Hoffnung gebend, wohl gerathen.

Mädel mit dem Wonneleib,
Nicke schämig, sey mein Weib.“

In einem Gedicht, des Gefangenen Sehnen, bey welchem Matthisson zum Vorbilde gedient zu haben scheint, liest man unter anderem:

„Das Duftgebüsch, wo mich die Liebe drückte,“

und glaubt, der Dichter beklage sich, daß die Liebe ihn gedrückt habe, bis man durch die nächste Zeile:

„An Huldas Brust“

sich recht angenehm aus seinem Irrthum gerissen sieht. In folgender Strophe des nämlichen Gedichts:

„Den schmalen Steg, der über schwarze Fluthen
Mit Schwalbenflug
Zu ihr, der Lilienreinen, Seraphsguten
Den Jüngling trug“

ist der mit Schwalbenflug tragende Steg, und das neue Wort: Seraphsgute, zu bewundern. Daß ein solcher Dichter auch Sonnette macht, versteht sich; und in der That ist in dieser Gattung Herr Wilhelm Blumenhagen für einen andern Wilhelm und dessen Bruder ein höchst gefährlicher Nebenbuhler.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Zwey und siebenzigsten Bandes Zweytes St.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1806.

VI.

Ueber das Denkmal der Königinn Comosarye, von Herrn Hofrath von Köhler in Petersburg *).

Am Ufer des See's von Temrouk an der Spitze einer kleinen Landzunge, Andri-Atam, im Ange-

*) Der durch verschiedene archäologische Abhandlungen berühmte Verf. dieser Untersuchung, Aufseher der kais. Sammlung antiker Münzen zu Petersburg, machte eine antiquarische Entdeckungs-Reise nach Klein-Scythien, dem Taurischen Chersones und dem asiatischen Sarmatien, und kehrte, reich an archäologischen Schätzen, vorzüglich an Münzen und Marmorn mit Inschriften, von derselben zurück. Als Vorläuferinn eines gelehrten Werks über seine Entdeckungen gab er eine gehaltvolle Dissertation sur le monument de la Reine Comosarye. Petersburg de l'Imprimerie impériale 1805. 86 S. gr. 8. nebst 10 Blättern Inschriften, als Handschrift für Freunde heraus. Da diese nicht in den Buchhandel kommt, ihres Gegenstandes aber und der Behandlung wegen einer größern Verbreitung werth ist, so glaubten wir uns durch eine Uebersetzung um unsre Leser verdient zu machen. Durch des Verfassers verdienstliche Nachforschungen fängt an in Erfüllung zu gehen, was Mannert in der Geographie der Grie-

sicht einer langen Bay des schwarzen Meeres, erhebt sich ein Berg, dessen Fuß der See bespült. Auf dem Gipfel desselben hat zweytausend Jahre das Denkmal der Tochter des Gorgippus geruht. Da sich auf der Halbinsel Taman beynahe nirgends solche Ketten von Felsen befinden, welche die Ufer beschützen, und die letztern gewöhnlich nur aus Erde bestehen, so senken sie sich allmählig in das Meer oder in die Seeen hinab. Da die erhöhte Küste des See's von Temrouk immer von den Wellen angeschlagen worden, so ist sie endlich eingesunken und hat das Denkmal der Comosarye mit an das Ufer herabgezogen. Es besteht aus zwey Bildsäulen und einer großen, mit einer Inschrift versehenen Basis.

chen und Römer Th. 4 S. 317 f. sagt: „Der längere Besitzstand der Russen wird uns gewiß Berichtigungen und Aufklärungen über die innern Theile der fruchtbaren, aber lange vernachlässigten taurischen Halbinsel verschaffen, an welche unter der Regierung von Türken und Tatarn sich nicht denken ließ. Diese Aufschlüsse müssen desto reichlicher ausfallen, weil der Einbruch und selbst der längere Aufenthalt barbarischer Haufen zwar Verwüstungen anrichtet, aber die Denkmale des Alterthums nie so zerstört, als der Fleiß eines sitzenden thätigen Volks, welches der Erde jedes nach seiner Meynung unnützlich daliegende Ueberbleibsel entreißt, und die Stelle nebst den Denkmalen des Alterthums zu seinem Nutzen umbildet.“

Anm. des Uebersetzers.

Es ist mir wahrscheinlich, daß der Umsturz dieses Denkmals erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, kurz vor der Eroberung der Halbinsel durch die russischen Waffen, statt gefunden habe. Hier sind meine Gründe. Man hat das Piedestal mit einer der Bildsäulen am Ufer, und die andere Bildsäule in dem See selbst gefunden. Ginge nun ihr Umsturz weit über die von mir angegebene Epoche hinauf, so ist klar, daß die erste Statue und ihr Piedestal durch das allmählige Herabsenken des Erdreichs unter die Erde versunken wäre, und die andere Bildsäule würde sich so tief in den Schlamm hineingewühlt haben, daß sie den Augen gänzlich verschwunden wäre, selbst in den Zeiten, wo das Wasser am niedrigsten ist. Hätte sich dagegen der Einsturz des Berges erst nach Suwarov's Eroberung zugetragen, so ist kein Zweifel, daß alsdann das Denkmal der Comosarye würde bekannt worden seyn, man würde davon gesprochen, man würde es an einen besuchteren Ort gebracht haben, und die Ehre, ein für die Geschichte der Könige des Bosporus so schätzbares Ueberbleibsel zu entdecken, wäre mir nicht vorbehalten geblieben.

Beyden Bildsäulen fehlen die Köpfe, welche wahrscheinlich von den Tataren, den letzten Besitzern dieser Gegend, lange vor der Einsinkung dieses Berges abgeschlagen worden sind. Das Piedestal und die beyden Bildsäulen sind von Sandstein.

Man hat in das erstere Fugen gemacht, damit die Bildsäulen desto fester darin stehen sollten.

Vielleicht hatte die Königinn Comosarye in der Umgegend dieses Berges ein Landhaus, wo sie den Sommer zubrachte: denn der Berg selbst lag nur achtzehn Werste von der alten Stadt Phanagoria *). Es muß zur Zeit der Comosarye eine kleine Stadt oder wenigstens griechische Niederlassungen am Fuße des Berges gegeben haben, welches daraus erhellt, daß man alte Münzen an der Küste des See's Temrouk, vom Berge an bis zu der westlichsten Spitze des Ufers ausgegraben hat, während sich am entgegengesetzten Ufer nichts gefunden hat.

Die Inschrift belehrt uns nicht, bey welcher Gelegenheit Comosarye diese Bildsäulen zur Ehre ihrer Schutz-Gottheiten errichtet hat. Indeß will ich unten meine Vermuthungen darüber vortragen. Sie standen, nach dem Gebrauch des frühesten Alterthums, auf einem hohen Berg, vermuthlich, der Sitte jener Zeit gemäß, nach Morgen gewandt.

Die Inschrift des Piedestals besteht aus folgenden vier Zeilen:

*) Diese lag südlich der russischen Fortresse, welche gleichfalls Phanagoria genannt wird.

ΚΟΜΟΣΑΡΥΗΓΟΡΓΙΠΠΟΥΘΥΓΑΤΗΡΠΑΙΡΙΣΑΔΟΥΣΓ. ΝΗΕΥΞΑΜΕΝΗ

ΑΝΕΘΗΚΕΙΣΧΥΡΩΙΘΕΙΩΙΣΑΝΕΡΓΕΙΚΑΙΑΣΤΑΡΑΙΑΡΧΟΝΤΟΣΠΑΙΡΙΣΑΔΟΥΣ

ΒΟΣΠΟΡΟΥΚΑΘΕΥΔΟΣΙΗΣΚΑΙΒΑΣΙΛΕΥΟΝΤΟΣ . . . . ΩΝΚΑΙΜΑΙΤΩΝΠΑ

ΚΑΙΘΑΤΕΩΝ

d. h. nach einigen nöthigen Ausfüllungen und Verbesserungen:

Κομοσάρυη, Γοργίππου θυγάτηρ, Παιρισάδους γυνὴ, εὐξαμένη ἀνέθηκε ἰσχυροῖς θειοῖς Ἀνέργει καὶ Ἀστάρᾳ, ἄρχοντος Παιρισάδους Βοσπόρου καὶ Θευδοσίης, καὶ βασιλεύοντος Σύνδων καὶ Μαιτῶν πάντων καὶ θατέρων.

Hier eine lateinische Uebersetzung:

Comosarya, Gorgippi filia et Paerisadis conjux, ex voto posuit potentissimis Diis Anergi et Astarae, cum Paerisades Bosporo praeesset et Theudosiae essetque rex Sindorum, omnium Maeotarum, aliorumque populorum.

I. Die Geschichte erwähnt der Comosarye nicht und ihr Nahme ist sogar gänzlich unbekannt. Das Denkmal belehrt uns aber, daß sie Gorgippus Tochter und Gemahlinn des Párisades war. Letzterer war, wie ich unten beweisen werde, Párisades mit dem Beynahmen der Erste, um ihn von einem andern desselben Nahmens zu unterscheiden, der auch Herr des Bosporus war. Párisades war der Sohn des Leucon und folgte seinem Bruder Spartocus III., der fünf Jahre regiert hatte, Ol. 107, 4. vor Chr. J. 349, in der Regierung nach. Er regierte bis zu Ol. 117, 2. vor Chr. 311., in Allem 38 Jahr*). De Boze hat viel Licht über

*) Diodor 16, 52 p. 123, der ihn zum König von

die Geschichte des Bosporus in einer Abh. verbreitet, welche er in die Mémoires de l' Acad. des Inscr. et belles Lettres hat einrücken lassen. Er zeigt augenscheinlich daselbst, daß es Pärisades I. ist, auf den sich eine Stelle des Redner Dinarchus bezieht, in welcher Demosthenes darüber getadelt wird, daß er dem Pärisades, Satyrus und Gorgippus bronzene Bildsäulen auf dem öffentlichen Platz zu Athen habe errichten lassen *). Es ist kein Zweifel, daß der Tyrann Pärisades des Diodor und der des Dinarchus der nämliche sey, und die Erwähnung des Tyrannen Gorgippus bey letzterm wird für unsere Inschrift sehr merkwürdig und wird uns weiter unten Anlaß zu Bemerkungen geben.

Wesseling **), welcher Boze'n widerspricht, ist selbst in einen großen Irrthum gefallen, indem er behauptet, die von Dinarchus genannten Pärisades, Satyrus und Gorgippus seyen Tyrannen von Thracien gewesen. Er gründet sich auf eine Stelle des Demosthenes, der von drey Tyrannen Thraciens spricht, die er Chersobleptes, Pärisades

Pontus in der weitläuftigen Bedeutung macht, nach welcher es die ganze östliche Küste des schwarzen Meeres begreift. Bestimmter nennt ihn derselbe Diodor 20, 30 p. 421 König des Cimerischen Bosporus.

*) Contra Demosth. p. 34. Reisk.

**) ad Diod. 16, 52 p. 123 n. 78.

und Amadocus nennt*). Aber wenn man Demosthenes Stelle mit der des Dinarchus vergleicht, springt Wesselings Irrthum in die Augen, und es bleibt unbestreitbar, daß Pärisades, Satyrus und Gorgippus Tyrannen des Bosporus waren. Chersobleptes, Pärisades und Amadocus theilten Thracien unter sich Ol. 106, 4, und Pärisades, Tyrann des Bosporus, folgte seinem Bruder Spartocus Ol. 107, 4. Es wäre daher höchst unwahrscheinlich, daß, außer den vom Demosthenes genannten Tyrannen, die andern vom Dinarchus genannten, sich, vier Jahre nach der ersten Theilung, ebenfalls einige Theile Thraciens hätten zueignen können. Eben so unwahrscheinlich ist es anzunehmen, daß, vier Jahre nach der Theilung zwischen Chersobleptes, Pärisades und Amadocus, diese drey Fürsten von denen ersetzt worden seyn sollten, die uns Dinarchus angiebt. Aber Wesselings Meynung wird noch weniger annehmlich scheinen, wenn man erwägt, daß Pärisades, einer von den Tyrannen Thraciens, sehr bald nach jener Theilung Thraciens starb. Wenn Pärisades, der Tyrann von Bosporus, seinem Bruder Ol. 107, 4 folgte, und wenn man, wie es sehr wahrscheinlich ist, annimmt, daß die Athenienser nicht gerade im ersten Jahre seiner Regierung ihm, so wie dem Satyrus und Gorgippus, eine Bildsäule errichtet haben werden, so wird man mit

*) adv. Aristocrat. p. 430 B. Wolf.

Zuverlässigkeit schließen, daß Pärisades von Thracien wenigstens vier oder fünf Jahre todt gewesen seyn muß, als die Athenienser dieses Denkmal errichteten. Mithin vereinigt sich alles zu beweisen, daß es drey Fürsten des Bosporus waren, von denen Dinarchus spricht. Welche Bewegungsgründe hätten überdem den Demosthenes antreiben können, zu Ehren eines vor vier bis fünf Jahren verstorbenen Fürsten eine Bildsäule von den Atheniensern auf ihrem öffentlichen Platz errichten zu lassen; wogegen sich seine Anhänglichkeit für den Pärisades, Satyrus und Gorgippus auf die starken Pensionen gründete, die er von ihnen erhielt. Nimmt man noch den großen Kornhandel hinzu, den die Stadt Athen mit dem Bosporus unterhielt, so sieht man, daß sich alles vereinigt, uns zu überzeugen, daß Dinarchus die drey Fürsten des Bosporus im Auge hatte.

In der Inschrift der Comosarye ist der Nahme ihres Gemahls geschrieben ΠΑΙΡΙΣΑΔΗΣ. Eben so auf einer Münze dieses Fürsten, im Kabinet von Frankreich *). Man muß daher, nach diesen ächten Denkmälern, die Texte des Diodor **), Polyän ***), Demosthenes ****) und Dinarchus *****)

*) Boze Mém. des Inscr. T. 6 p. 530. Cary Hist. des Rois de Thrace et du Bosp. Cimm. pl. 1 f. 1.

**) 16, 52 p. 123.

***) Strateg. 7, 16 T. 1 p. 639. Maasvic.

****) p. 430 B.

*****) p. 34.

åndern, wo dieser Nahme Παρυσάδης, Παρισάδης und Βηρισάδης, geschrieben ist, unstreitig durch Nachlässigkeit der alten Abschreiber*).

Boze und Eckhel**) glaubten auf der goldnen Münze, die ich angeführt habe, den Nahmen des Königs geschrieben zu sehen Παιρισαδου. Aber da die Buchstaben, welche den Namen ausmachen, zu nahe am Rand stehen***), so war vielleicht kein Platz da für das Σ finale, das man auf der Inschrift der Comosarye im Genitiv dieses Nahmens findet. Vielleicht wird man einwerfen, daß, da die Münze, von der wir reden, in Panticapäum geschlagen ist, wie ihr Monogramm zeigt, der Nahme des Königs, aus diesem Grund, um desto ächter hat erhalten werden können. Aber dagegen spricht laut für das Σ am Ende die Inschrift der Comosarye und die unter der Regierung desselben

*) Wesseling hält Παρισάδης für den wahren Nahmen des Königs. Aber dieß wird vollkommen durch die angeführte Münze und durch die Inschrift der Comosarye sowohl als eine unten anzuführende des Mestorippus widerlegt. Er irrt sich auch darin, daß er Παιρισάδης und Βηρισάδης für zwey verschiedene Nahmen hält, da der letztere doch nur entweder einem Schreibfehler sein Daseyn verdankt oder auch der fehlerhaften Aussprache, nach welcher man bisweilen Π mit B, AI mit H verwechselte.

**) Doctr. num. P. I, V. 2, p. 361.

***) Mionnet Catal. d' une collect. d' Empr. N. 752 p. 38.

Pärisades verfertigte des Mestorippus. Indeß darf ich nicht verschweigen, daß der Genitiv, wie ihn Boze und Eckhel auf der Münze lasen und wie er sich auch beym Strabo und Diodor*) findet, ebenfalls auf einer Inschrift vorkommt, die jünger als die unsrigen ist, und die ich nahe bey der griechischen Kirche von Kertch gefunden habe. Hier ist sie in ihrer itzigen Verstümmlung:

ΒΑΣΙΛΕΥΟΝΤΟΣΠΑΙΡΙΣΑΔΟΥΣΠΑΡΤΟΚΟΥ
ΛΕΩΣΤΡΑΤΟΣ . ΠΕΡΤΟΥΑΔΕΛΦ.
. . . . . . ΙΤΟΣ . . . . Τ . . . . . . ΡΙΑ . . . .

d. h. Unter der Regierung des Pärisades, Sohnes des Spartocus, errichtet von Leostratus über dem Grabe seines Bruders u. s. w.

Der Pärisades, dessen diese Inschrift denkt, kann nicht Pärisades I. seyn, welcher ein Sohn des Leucon war, sondern es ist vielleicht der Sohn und Nachfolger von Spartocus IV, welcher Ol. 122, 4. König des Bosporus wurde und zwanzig Jahre regiert hat; oder vielleicht war es einer der Könige des Bosporus, welche in dem Zwischenraum von 170 Jahren regiert haben, die zwischen der Regierung Spartocus IV. und der Pärisades des II., der seine Staaten Mithradates dem Großen abtrat, verflossen sind.

*) Diod. 20, 22 p. 421. Strabo 7, p. 477. Indeß scheint der Letztre 17 p. 1132 denselben Nahmen wieder anders declinirt zu haben.

Wenn der Pärisades der Inschrift des Leostratus nicht Pärisades II. ist, so ist es schwer zu entscheiden, welcher Epoche diese Inschrift angehört. Nach der Aehnlichkeit der Schrift, vorzüglich der Buchstaben Π, Ο und Ω mit den zur Zeit Philipps und Alexanders üblichen Schriftzügen, scheint es, man könne diese Inschrift auf einen Fürsten denken, der kurz nach Pärisades I. lebte und der der Sohn Spartocus des IV. seyn könnte. Man kann, zur Unterstützung dieser Meynung, bemerken, daß die Inschriften des Tiberius Julius Sauromates, welcher König des Bosporus kurze Zeit nach dem Pärisades war, der seine Staaten an den Mithradates abtrat, weit entfernt von der Schönheit und Zartheit der Charaktere sind, wovon man zu den Zeiten Philippus und Alexanders Gebrauch machte. Zwar könnte man dagegen anführen, daß die griechischen Schriftzüge nach Spartocus IV. allmählig verunstaltet wurden und bis zu dem Grade, daß sie zur Zeit Augustus nichts mehr von ihrer ursprünglichen Schönheit hatten, woraus man schließen könnte, daß die Inschrift des Leostratus den Zeiten Pärisades des II. nicht angehören könnten, welche zu nahe an die von Sauromates I. gränzten. Aber diese Ideen werden durch die Bemerkung geschwächt, daß die Buchstaben Ο und Ω auf den Münzen des Mithradates, Pharnaces und Asander völlig dieselbe Gestalt haben, als diejenigen, deren man sich zur Zeit Alexander des Großen bediente, und daß

überdem die Nachbarschaft des Pontus den Bewohnern des Bosporus Gelegenheit gegeben haben kann, dieselben Schriftzüge zu brauchen. Wer weiß übrigens, ob nicht Sauromates, der, um dem Tiberius den Hof zu machen, die Vornahmen Tiberius Julius annahm, durch eine Folge dieses Strebens zu schmeicheln, auch die Schriftzüge annahm, deren man sich damals in Rom bediente?

Aus allem Angeführten ergiebt sich, daß wir nichts Entscheidendes über die Zeit sagen können, in welcher die Inschrift des Leostratus verfertigt worden. Die Form der Schriftzüge kann nicht immer als Beweis für das Alter der Inschriften angesehen werden, und die aus der Paläographie gezogenen Inductionen können nur mit der äußersten Vorsicht zugelassen werden, weil man oft zu derselben Zeit und in demselben Land verschiedene Schriftzüge gebraucht hat. So hat z. B. auf der angeführten goldnen Münze, welche ohne allen Zweifel Pärisades dem I. angehört, das Π eine neuere Gestalt, als man es dort erwarten sollte, die zwey perpendiculären Linien desselben haben einerley Höhe, während auf den Münzen des Mithradates und Asander die eine dieser beyden perpendiculären Linien des Π kürzer als die andere ist, und dieser Buchstabe seine alte Gestalt auf ihnen behauptet, obgleich diese letztern Münzen beynahe 200 Jahre nach der des Pärisades geprägt sind. Auf dieser letztern Münze haben

die Buchstaben Π, Β, Σ eine viel neuere Gestalt als diejenige, die man ihnen auf der Inschrift der Comosarye gegeben hat, auf welcher die Buchstaben Ο und Θ die nämliche Höhe wie die andern Buchstaben haben, und auch die alte Gestalt beybehalten. Die Inschrift des Mestorippus hingegen, welche, wie die der Comosarye, unter der Regierung Pärisades des I. gemacht ist, stellt uns die Buchstaben Ο und Ω in ganz verschiednen und sehr kleinen Schriftzügen dar, nach dem im Zeitalter von Philippus und Alexander herrschenden Gebrauche. Auf den Münzen des Mithradates hat das Ω dieselbe Höhe wie die andern Buchstaben. Auf den Münzen des Asander hingegen, welche später als die angeführte Epoche sind, ist dieser Buchstabe sehr klein. Das Θ hat bisweilen auf den Münzen des Mithradates dieselbe Höhe als die andern Buchstaben und bisweilen ist es sehr klein, ja manchmal so klein, daß es mehr einem Punkt als einem Buchstaben gleicht.

Diese Bemerkungen zeigen, wie vorsichtig man in Bestimmung des Alters der Inschriften nach der Gestalt der Schriftzüge seyn muß.

Da wir hier die Frage untersucht haben, ob nicht der Pärisades in der Inschrift des Leostratus der Sohn von Spartocus IV. sey, so will ich eine Inschrift aus der Zeit des letztern mittheilen, die ich im Garten der Kirche zu Taman gesehen habe,

und welche auf die marmorne Basis einer Bildsäule der Venus eingegraben ist:

. . . . . ΔΙΜΟΥΘΥΓΑΤΗΡΣ . . Ρ . . ΚΟΥ-
ΔΕΓΥΝΗΑΝΕ . . . . . ΡΟΔΙΤΗΙΕΥΞΑΜΕ
ΝΗΑΡΧΟΝΤΟΣ ΣΠΑΡΤΟΚΟΥΤΟΥΕΥΜ
. . . . ΚΑΙΒΑΣΙΛΕΥΟΝΤΟΣ

Die Lücke des Anfangs abgerechnet, die sich nicht ausfüllen läßt, wenn man nicht etwa die Abstammung der Gemahlinn des Spartocus aus andern Denkmälern noch kennen lernt, läßt sich das Uebrige also ergänzen: . . . . *διμου θυγάτηρ, Σπαρτόκου δὲ γυνὴ, ἀνέθηκε Ἀφροδίτῃ εὐξαμένη, ἄρχοντος Σπαρτόκου τοῦ Εὐμήλου καὶ βασιλεύοντος.* „Die Tochter des . . . dimus und Gemahlinn des Spartocus, hat zu Folge eines Gelübdes diese Bildsäule errichtet, als Spartocus, Eumelus Sohn, Archon und König war.“

Wir haben aus der oben angeführten Münze die wahre Schreibart des Nahmens Pärisades bey den Griechen gesehen, welche auch von drey alten Inschriften bestätigt wird; die bey dieser Gelegenheit angeführten Inschriften des Spartocus lehren uns auf gleiche Weise, daß der Nahme dieses Königs des Bosparus nicht, wie Diodor*) schreibt, Spartacus, sondern Spartocus, ist. Dieser Nahme findet sich eben so auf einer Inschrift geschrieben, welche vor kurzem in dem Recueil de

*) 20, 22 p. 421.

quelques Antiquités trouvées sur les bords de la mer noire. Berlin, Schüppel 1803. bekannt gemacht worden. Diese Inschrift, welche an dem Piedestal einer zu Taman nicht mehr vorhandenen Bildsäule gefunden worden, ist so nachlässig copirt, daß es nicht möglich ist, den Sinn der ersten Zeile zu errathen. Die zweyte ist also geschrieben: ΑΝΕΘΗΚΕΒΑΣΙΛΕΥΟΝΤΟΣΣΠΑΕΤΟ ΚΟΥΤΟΥΕΥΜΕΝΟΥ, wofür gelesen werden muß: *ἀνέθηκε βασιλεύοντος Σπαρτόκου τοῦ Εὐμήλου.*

Die vorhin angeführte Inschrift der Gemahlinn des Spartocus ist, wie schon angegeben worden, von dem Piedestal einer Bildsäule der Venus genommen, einer bey den Völkerschaften des Bosporus in großem Ansehen stehenden Göttinn, wie dieses mehrere Stellen der alten Schriftsteller, die autonomischen Münzen der Städte des Bosporus und die Inschriften zeigen, in denen man dieser Gottheit Erwähnung gethan hat. Ich will hier noch zwey Inschriften über diesen Gegenstand anführen. Die erstere steht auf einem marmornen Piedestal und hat ehemals zu einer Statue der Venus gehört. Da sich das Piedestal nicht mehr in Taman befindet, so gebe ich die Inschrift so, wie sie in dem angeführten Werke steht:

ΑΡΙΣΤΙΩΝΑΡΙΣ
ΤΟΦΩΝΤΟΣΑΦΡΟΔΙΤΗΙ

„Aristion, Aristophons Sohn, weiht dieses der

Aphrodite." Noch merkwürdiger ist die andre Inschrift, wiewohl sie am Anfang und am Schlusse der Zeilen sehr verstümmelt ist. Hier ist sie, wie ich sie im Garten der Kirche von Taman abgeschrieben habe:

ΛΕΥΣΣΑΥΡΟΜΑ
ΑΡΧΙΕΡΕΥΣΤΩΝΣΕΡαπιΔ
ΠΕΡΙΝΑΙΟΥΣΣΤΟΑ . . . ΩΜ
ΘΕΡΙΜΕΝΑΣΕΚΘΕμελΙΟΝΔΙΕΓΕΙΡΑΣ . . .
ΔΕΙΤΗΙΑΠΑΤΟΥΡΙΑΔΙΚΑΘΕΙΕΡΩΣΕΤ .
. . . . . . ΤΟΥΕΠΙΤΩΝΙΕΡΩΝ . ΕΝΤΩ . Β

Man sieht, daß von einem der Venus Apaturias geweihten Tempel die Rede ist, welchen der König Sauromates *) wieder hatte aufrichten lassen: ἐκ θεμελίων διεγείρας Ἀφροδίτῃ Ἀπατουριάδι καθιέρωσε. Wenn man in die Bay von Corocondama einläuft, sagt Strabo **), liegt zur Linken der Tempel der Venus, Apaturum genannt, von einem listigen Streich (ἀπάτη), den die Göttinn ausgeführt. In der Nachbarschaft stand in der Stadt Phanagoria, nach Strabo ***), ein andrer Tempel der Venus, Ἀφροδίτης τῆς Ἀπατούρου,

*) Der Anfang der Inschrift mag also gewesen seyn: Βασιλεὺς Σαυρομάτης, ἀρχιερεὺς τῶν Σεράπιδος περὶ ναοὺς, στοὰν etc.

Anm. d. Ueb.

**) II p. 757. A.

***) l. c. und Stephan. v. Ἀπάτουρον.

wenn nicht etwa nach unsrer Inschrift zu lesen ist: τῆς. Ἀπατουριάδος.

Der Nahme der Gattinn des Spartocus bleibt uns unbekannt, weil, wie schon oben gesagt worden, der Anfang jenes Marmors verstümmelt ist. Einen ähnlichen Verlust beklagte ich, als ich im Garten der Kirche von Taman eine Inschrift copirte, die sich auf einem marmornen Piedestal befand, welches ehemals zu einer Bildsäule gehört hat. Den Nahmen der Fürstinn, die das Denkmal hat errichten lassen, abgerechnet, ist es gut genug erhalten, und einige Lücken darin sind leicht auszufüllen:

ΑΥΤΟΚΡΑΤΩΡΑΚΑΙΣΑΡΑΕ . ΟΥΥΙΟ
ΣΕΒΑΣΤ . . . . ΝΠΑΣΗΣΓΗΣΚΑΙ . .
. . . ΘΑΛΑΣΣΗΣΑ . . ΟΝΤΑ
ΤΟΝΕΑΥΤΗΣΟΤΗΡ . . . . ΕΤΗ .
ΒΑΣΙΛΙΣΣΑΔΥΙ . .

d. h. Αὐτοκράτορα Καίσαρα Ἐλούιον Σέβαστον τὸν πάσης γῆς καὶ πάσης θαλάσσης Ἄρχοντα τὸν ἑαυτῆς σωτῆρα καὶ εὐεργέτην ἡ βασίλισσα Δυι— „Dem erhabnen Alleinherrscher, Cäsar Helvius, dem Regenten der ganzen Erde und des ganzen Meeres, ihrem Retter und Wohlthäter, setzt dieses die Königinn Dy(rgatao)."

Die Inschrift redet vom Kaiser Helvius Pertinax, und das Piedestal trug also ehmals seine Bildsäule. Die Regierung des Pertinax fällt in die zweyte Hälfte des J. 489. der Zeitrechnung des Bosporus, d. h. in den Anfang des 946 J. nach

Erb. Roms, 193 J. nach Chr. Wenn daher die Fürstinn, welche dem Helvius Pertinax eine Bildsäule errichten ließ, Königinn des Bosporus war, so muß es die Gemahlinn Sauromates des III. gewesen seyn. Aber da nicht abzusehen ist, warum diese bey Lebzeiten ihres Gemahls der Hülfe des Helvius bedurft haben sollte, so kommt es mir viel wahrscheinlicher vor, daß die Fürstinn, deren Nahme vielleicht Dyrgatao war und die diese Inschrift eingraben ließ, die Gemahlinn oder Witwe eines benachbarten Königs des Bosporus war, oder vielleicht die Königinn der Sinden oder der Mäoten, wie die Tirgatao, von welcher Polyän spricht *). Noch lieber möchte ich annehmen, daß es die Selbstbeherrscherin eines kleinen Staats gewesen, welcher Pertinax seinen Schutz gegen Feinde, welche ihr die Krone streitig gemacht, geliehen hätte. Die Inschrift drückt eine so lebhafte und so vollkommne Erkenntlichkeit aus, daß man ihr nicht wohl einen weniger erheblichen Bewegungsgrund leihen kann. Uebrigens ist es glaublich, daß das Denkmal, welches die Erkenntlichkeit dieser Königinn für ihren Wohlthäter auf die Nachwelt zu bringen bestimmt war, noch nicht vollendet seyn mochte, als Pertinax, der nur 87 Tage regierte, starb.

Aber kommen wir auf die Inschrift der Comosarye zurück. Die Schriftzüge derselben sind klein

*) Strateg. 8, 55 p. 808.

und mager. Das Σ, Θ und Π hat viel von der ältesten Gestalt und beweist, daß diese Inschrift bis zur Zeit Pärisades I. hinaufsteigt. Das B vorzüglich hat eine sehr antike Gestalt, die sich auf keiner der von mir in Taman gesammelten Inschriften befindet. Auf der Inschrift des Mestorippus nähern sich diese Schriftzüge vielmehr der im Zeitalter des Philippus gebräuchlichen Schrift. Ich glaube, daß diese Inschrift auch in die Zeit Pärisades I. gehört. Aber die Regierung desselben dauerte 30 Jahre, und die Inschrift des Mestorippus muß dem Ende, die der Comosarye aber dem Anfang dieser Periode angehören*). Unstreitig haben die Buchstaben Θ, O und Ω auf der Inschrift der Comosarye nicht die Form der Buchstaben, die man auf den Münzen von Philipp und Alexander dem Großen, den Zeitgenossen Pärisades des I. sieht, oder auf der Inschrift des Mestorippus; aber eben dieß beweist das

*) Ich muß hier bemerken, daß in dem Nouveau Traité de Diplomatique die Tafel X des ersten Bandes, auf welcher die Herausgeber die ältesten Schriftzüge des griechischen Alphabets vorgestellt zu haben versichern, sehr mangelhaft ist. Sie citiren die numismatischen Werke, deren sie sich bedient haben, die aber sehr wenig genau sind, und, in dieser Hinsicht, einen weit geringern Werth haben als diejenigen, welche seitdem erschienen sind. Statt diese Bücher zu copiren, hätten sie die griechischen Buchstaben nach den Original-Münzen, Vasen und Scarabäen vorstellen sollen.

Alter der Inschrift der Comosarye, und kann die Zeit bestimmen, wo sie gemacht wurde. Die Münzen der Vorgänger des Philippus, Königs von Macedonien und Vaters von Alexander dem Großen, so wie alle Denkmäler dieses Zeitalters, zeigen, daß man erst zu Philippus Zeit anfing den Buchstaben Θ, Ο, Ω diese kleinere und niedrigere Gestalt als die der andern Buchstaben des Alphabets zu geben. Diese so verkürzten Buchstaben finden sich weder auf einer Münze noch auf einem andern Denkmal vor Philipp von Macedonien; ich bin daher überzeugt, daß es die Regierung dieses Fürsten war, unter welcher man angefangen hat, diese Formen schön und angenehm zu finden. Der Gebrauch derselben führte sich ein, und erhielt sich während mehrerer Jahrhunderte. Und da es natürlich ist, daß diese Mode in der Schönschreibung sich nicht gleich zu Anfang vom Hofe der Könige von Macedonien aus bis in den Bosporus von Asien wird verbreitet haben, so erklärt uns dieses, wie die Buchstaben der Inschrift der Tochter des Gorgippus die alte Gestalt haben erhalten müssen: denn die Inschrift wurde zu Anfang der Regierung Pärisades I. verfertigt. Da die goldne Münze dieses Fürsten, welche ich angeführt habe, eine Copie der des Lysimachus ist, wie es eben sowohl aus dem Revers als aus den Schriftzügen erscheint, so kann man daraus schließen, daß sie in den letzten Jahren des Pärisades geschlagen worden; eine Epoche, wel-

che man ebenfalls der Inschrift des Mestorippus anweisen muß. Wäre die Inschrift der Comosarye während der 170 Jahre geprägt worden, welche zwischen der Regierung Spartocus IV. und der Pärisades II. oder auch während der Regierung des Letztern verflossen, so ist gewiß, daß man den Buchstaben Θ, O, Ω die neue Gestalt würde gegeben haben, ähnlich derjenigen, die ich auf den Inschriften Spartocus IV. gefunden habe, und die man auch auf den Münzen Mithradates des Großen sieht, deren Reverse und Buchstaben nur Wiederholungen der Alexanders von Macedonien sind.

Comosarye nennt sich in ihrer Inschrift die Tochter des Gorgippus; dieß ist der Gorgippus, welchem die Athenienser eine Bildsäule neben den des Pärisades und Satyrus errichteten. Die alten Schriftsteller sagen uns nicht, welches die Staaten dieses Gorgippus gewesen sind; wir wissen nur, daß sie nicht weit von dem Königreich des Bosporus lagen *). Aber es hat viel Wahrscheinlichkeit, daß er König der Sinder war, daß Gorgippia sein Reichssitz war **), und daß er seinen Namen dieser

*) Ich weiß nicht, worauf sich Eckhel Doctr. num. V. 1 P. 2 p. 339 stützt, um anzunehmen, daß Satyrus der Tyrann von Heraklea gewesen.

**) Ich habe im Bosporus zwey Münzen der Stadt Gorgippia gefunden, die eine von Silber, von welchem Metall man noch keine von Gorgippia hatte. Der Avers ein schöner Apollokopf mit Lorbeer bekränzt,

Stadt gab, weil er der Erbauer derselben war *).

der Revers ein Rehkopf mit einem Thyrsus. Die Legende ΓΟΡΓΙΠΠΕΩΝ. Die zweyte ist von Bronze, der Avers wie bey der vorigen, der Revers das Vordertheil eines Schiffs, Sinnbild einer Seestadt; die Legende wie bey der vorigen.

(Eckhel P. 1 V. 2 p. 339. kennt nur zwey Bronzen dieser Stadt mit gleicher Inschrift wie die im Bosporus gefundnen; auf der einen Seite der Kopf des Apollo, auf der andern ein Dreyfuß zwischen zwey Monogrammen. Anm. des Uebersetzers.)

*) Der Nahme Gorgippus scheint wie der des Spartocus und Pärisades sehr gewöhnlich im Bosporus gewesen zu seyn. Unter den in Griechenland gebräuchlichen Eigennahmen findet man überhaupt mehrere, die mit Hippos, das Pferd, zusammengesetzt sind. Diese Nahmen entstanden im heroischen oder frühesten Zeitalter Griechenlands. Hier einige Beyspiele: Hippias, Hippeus, Hippasos, Hippotes, Hippoteus, Hippocrates, Hippocrate, Hippodamus, Hippodamas, Hippodamia, Hipparchus, Hippomedon, Hippomedusa, Hipponome, Hippodromus, Hippalmus, Hippostratus, Hippozygus, Hippomenes, Hippothous, Hippothoe, Hipponous, Hipponoe, Hippalcimus, Hippodice, Hippocoon, Hippolytus, Hippolyte, Hippoleon, Hippocorystes, Hipparinus (Inscr. Anapiens. ined.), Leucippus, Leucippe, Xanthippus, Xanthippe, Glaucippe, Cyanippe, Chrysippus, Chrysippe, Melanippus, Melanippe (Inscr. Amycl. l. 20), Philippus, Erasippus, Phidippus, Mestorippus (Inscr. Bospor.), Cydippe, Euippus, Callippus, Charippus, Aristippus, Panthippus (d' Hancarv. Ant. Vol. I pl. 1.), Telesippe, Threpsippus, Anthippus, Al-

Dieß ist vielleicht der nämliche Gorgippus, Sohn des Tyrannen, der auch Satyrus genannt wird, welchem es, nach Polyän, endlich gelang, die Wuth der Königinn Tirgatao zu besänftigen, welche, während der Regierung seines Vaters, viele Verheerungen in seinen Staaten angerichtet hatte. Zwar nennt Polyän Gorgippus Vater König des Bosporus, aber er faßte unter diesem Nahmen alle angränzende Staaten zusammen, so wie Diodor unter dem allgemeinen Namen Pontus fast alle Staaten Asiens begreift, die am schwarzen Meere liegen.

II. Der Steinhauer der Inschrift der Comosarye hat ΙΣΧΥΡΩΙ statt ἰσχυροῖς und ΘΕΙΩΙΣ statt θειοῖς geschrieben, welches letztre jonisch ist für θεοῖς*).

III. Die bis jetzt noch unbekannten und auf keinem andern Denkmal vorkommenden Gottheiten Anerges und Astara muß man in der morgenländischen Mythologie aufsuchen. Es sind Syrochaldäische Gottheiten, deren Nahmen griechische Formen am Hofe des Bosporus angenommen hat-

cippe, Nicippe, Clinippe, Clitippe, Hermippus, Agrippas, Pyrippe, Menalippus, Menalippe, Dioxippe, Menippus, Agelippus (Chandler Inscr. gr. 22, 20), Ctesippus, Zeuxippus, Lysippus, Thersippus, Plexippus.

*) Gregor. Corinth. de dial. c. 8 p. 178.

ten, wo die Sprache und Sitten Griechenlands in großer Achtung standen.

Ich glaube, daß der Nahme Anerges von Nergel oder Nergal herkommt, einer Gottheit, deren Verehrung in den Büchern der Könige angedeutet wird*). Dieses Wort soll, seiner Ableitung nach, Quelle des Feuers und des Lichts heißen**), also die Sonne, welche bey den Ammonitern Moloch und Melchom, bey den Aegyptiern Remphah hieß***). Die Chaldäer hatten ihren Cultus den Persern mitgetheilt****). Man findet bey den letztern, unter dem Symbol des Feuers, diese Anbetung der Sonne, die älteste von allen†), und welche bey den Chaldäern seit den frühesten Zeiten eingeführt war††). Daher das heilige Feuer auf den Pyreia genannten Altären, welche auf den höchsten Bergen standen. Salmanazar versetzte, nach der Einnahme von Samarien, die Israeliten nach

*) B. 4, C. 17 V. 30.

**) Selden. de diis Syr. 2, 8 p. 244. Calmet Comm. sur l'anc. et N. T. T. 2 p. 897 ed. Par. 1726 fol.

***) Iablonsk. Panth. Aeg. prol. p. 50.

****) Agath. de imp. et reb. Iustin. L. 2 p. 63 B. Paris.

†) Plato Cratyl. p. 258 Bip.

††) Selden. 2, 8 p. 244—6.

Persien und Medien, und ließ die Cuthäer, die alten Bewohner eines Strichs Landes von Persien*), in das eroberte Land einwandern. Diese brachten ihre religiösen Gebräuche und ihre Gottheiten mit sich**), unter welchen sich Nergel oder das heilige Feuer von Persien befand***), und seit dieser Zeit finden wir Erwähnung derselben in der heiligen Schrift. Dieser Cultus wurde von den Sindi angenommen, welche im Süden des Bosporus wohnen, und der Nahme Nergel wurde nun in Anerges verwandelt. Unter dem letztern Nahmen wurde diese Gottheit, wie unsre Inschrift lehrt, im Bosporus bey den Sinden und den Mäoten angebetet. Die Veränderung von Nergel in Anerges darf uns nicht mehr befremden, als wenn wir sehen, daß aus Bel geworden ist Abelio****), Belenus†), Belinus††), Bilienus†††) und

*) Bücher der Könige 4, 17, 24. Ioseph. Antt. Iud. 9, 14 p. 506 Haverc.

**) Ioseph. p. 507.

***) Ambros. in 1 ad Cor. 10, 20. Cf. Calmet. l. c. T. 8 p. 230 not. c. Grot. Crit. Sacr. T. 7 p. 1098.

****) Gruter. Inscr. p. XXXVII, tit. 4. 5. 6. Cf. Reines. Syntagm. Inscr. p. LI.

†) Gruter. l. c. tit. 11. 12. 15. 17. p. 37 t. 1. 2. 3. Reines. l. c. tit. 39. 51. 52. Fabrett. Inscr. p. 325 D. Muratori Thes. Inscr. p. MCMLXXXVII t. 7.

Belatucadrus††††); daß Aghol-Baal ist verwandelt worden in Alagabalus*), Elagabalus**), Aglibolus***) und Heliogabalus****); Addirdaga in Atergatis†), Atargatis††), Adargatis†††), Argatis††††) und Athara*); Beth-Samaim in Belisama**), und endlich Moloch in Malachbe-

††) Grut. p. 36 t. 13. 14. Murator. p. 24 t. 2. 3. p. 1022 t. 6. p. 1979 t. 6.

†††) Reines. p. 98 t. 51.

††††) Spon Misc. cr. ant. s. 3 n. 89. Grut. p. 87 t. 1. 2.

*) Grut. p. 32 t. 12. Cf. Salm. Vopisc. Aur. p. 479.

**) Spanh. U. et Pr. N. T. 1, p. 129.

***) Spon S. 1. Art. 1. Grut. p. 86 t. 8.

****) Herodia. 5, 3. Vopisc. Aur. c. 25 p. 478 et Salmas. ad h. l.

†) Athenae. 8, 8 p. 346. Strab. 16 p. 1132, A.

††) Plin. H. N. 5, 19 p. 390 Franz. Isidor. 5 p. 37.

†††) Schol. Arat. Phaen.

††††) Tertull. ad nativ. 2, 8.

*) Strab. l. c. Xanth. ap. Hesych. v. Ἀτταγάθη.

**) Bochart de Phoenic. col. 1, 42. Grut. p. 1067 t. 2. Murator. t. 13. Cf. Selden. p. 171.

l o s *). Die Eigennahmen der Könige von Persien haben in Griechenland dieselben Verwandlungen erlitten: man hat Darius aus Dariekes oder Darigves und Pårisades aus Pharziris **) gemacht. Offenbar sind auch die Nahmen der beyden Fürstinnen des Bosporus, Tirgatáo ***) und Comosarye morgenländisch, und der letztere hat noch weniger Abånderungen erfahren als viele von diesen Gottheiten, deren wir eben erwähnt haben.

Astara, die auf der Inschrift neben dem Gott Anerges steht, ist die Astharoth, eine Gottheit der Chaldåer und Phönicier: es ist die Alilath der Araber, die Isis der Aegyptier, die syrische Göttinn †), Atergatis, Astarte, Selene ††) oder die Luna der Griechen. Es ist dieselbe, welche Xanthus †††) und Strabo ††††) Athara oder Athare ge-

*) Grut. p. 86 t. 8. Iablonsk. prol. p. 50.

**) Strab. l. c.

***) Polyaen. Strat. 8, 55 p. 308.

†) Scalig. ad Varr. L. L. 1. Tertull. Apolog. c. 24.

††) Lucia. dea Syr. 4 p. 87 Bip. Cf. Beyer in Selden. 2, 2 p. 286.

†††) Hesych. Ἀτταγάθη. Durch eine Versetzung der Buchstaben heißt sie, bey Justin 36, 2 Athare. Saumaise in Solin. p. 405 irrt sich, wenn er glaubt, die Athara sey eine von der Atergatis verschiedene Gottheit.

††††) l. c.

nannt haben. Harduins glückliche Conjectur*), die wahre Lesart im Strabo möchte Asthara seyn, wird von unsrer Inschrift, wo die Göttinn Astara heißt, unterstützt**).

Comosarye weihte also den größten Gottheiten des Morgenlandes, der Sonne und dem Monde, dieses Denkmal, und sie ließ ihnen die Gestalt und das Costum der griechischen Gottheiten geben. Obgleich die Commentatoren des Jeremias***) versichern, daß die Sonne nur von den Männern, der Mond von den Frauen angerufen worden; so wurde dieses doch gewiß bey mehreren Nationen nicht genau beobachtet. Beyde Gottheiten waren unzertrennlich. Lunens Haine waren stets in Verbindung mit den Tempeln des Sonnengottes; und während man dem Baal blutige, sogar Menschen-Opfer schlachtete, brachte man der Astarte Brod, Flüssigkeiten, Rauchwerk dar, und man überließ sich ihr zu Ehren allen Arten von Ausschweifun-

*) ad Plin. 5, 9 p. 390.

**) Auffallend ist die Aehnlichkeit des Nahmens der syrischen Mondgöttinn Astara oder Astharoth, welche die Griechen Venus Urania nannten, mit der Venus der alten Sachsen Eostra und der Astargydia der ältern Schweden. Ueber Sonne und Mond auf Münzen des Pontus vergl. Eckhel P. I V. 2 p. 363 f.
Anm. d. Ueb.

***) zu 7, 18. 44, 17—19. Frischmuth de Melech. Coeli c. 1. 4.

gen in eigends dazu errichteten Zelten oder in Grotten *).

Vielleicht wäre es keine zu gewagte Vermuthung, wenn man glaubte, Comosarye habe der Sonne und dem Mond dieses Denkmal geweiht, um sich eine fruchtbare Ehe von ihnen zu erflehen, oder ihnen für diese empfangene Wohlthat zu danken. Zu allen Zeiten wurden Sonne und Mond bey allen Völkern als die Quellen der Fruchtbarkeit angesehen **). In Arabien war der Mond die Schutzgöttinn der Liebenden ***) und desgleichen in Aegypten †). Vielleicht hatte eine Inschrift, welche Eumolpus und Claudia der Sonne und dem Mond weihten ††), einen ähnlichen Ursprung, wie der, welchen wir bey dem Weihgeschenk der Comosarye voraussetzten.

IV. Die Inschrift der Comosarye ist das erste Denkmal des Alterthums, welches uns den Titel der Könige des Bosporus lehrt. Dieser Titel findet sich auf der Inschrift des Mestorippus wieder, welche im Allgemeinen mit mehr Sorgfalt als die

*) Calm. sur les Div. Phénic. Cf. Calm. Comment. lit. T. 6 p. 751.

**) More Neboch. 3, 30. Selden. p. 246.

***) Ge. Monach. ap. Beyer. l. c.

†) Eudox. ap. Plut. Is. et Os. p. 132 Squire.

††) Gruter. p. 31 t. 11.

der Comosarye gravirt ist. In Ansehung des Titels des Königs unterscheidet sie sich von der andern blos durch Auslassung der letzten Worte ΚΑΙ ΘΑΤΕΩΝ.

Hier ist die Copie dieses Marmors:

ΜΗΣΤΩΡΙΠΠΟΣΘΕΝΕΟΣΥΠΕΡΤΟΥΠΑΤΡΟΣ
ΑΝΕΘΗΚΕΑΠΟΛΛΩΝΙΑΓΩΝΟΘΕΤΗΣΑΣ
ΑΡΧΟΝΤΟΣΠΑΙΡΙΣΑΔΕΟΣΒΟΣΠΟΡΟΥ
ΚΑΙΘΕΟΔΟΣΙΗΣΚΑΙΒΑΣΙΛΕΥΟΝΤΟΣΣΙΝ-
ΔΩΝ
ΚΑΙΜΑΙΤΩΝΠΑΝΤΩΝ

d. h. „Mestorippus, Thenes Sohn, hat dieses dem Apollo auf seines Vaters Grabe geweiht, nachdem er in den Spielen den Vorsitz geführt hat, als Pärisades Archon vom Bosporus und von Theodosia und König der Sinden und aller Mäoten war.“

Die Namen des Mestorippus und seines Vaters Thenes oder Thenos finden sich auf keinem andern Denkmal des Alterthums. Statt ΘΕΝΕΟΣ muß man aber, glaube ich, ΣΘΕΝΕΟΣ lesen. Denn ob man gleich im Bosporus kein sehr reines Griechisch erwarten darf, so konnte doch hier sehr leicht durch bloße Unachtsamkeit des Steinhauers, der, nach dem End-Σ des Nahmens Mestorippus, diesen Buchstaben noch einmal einzugraben vergaß, Thenos oder Thenes statt Sthenos oder Sthenes entstehen, welche letztre Nahmen auch auf andern Denkmälern vorkommen, so wie der Nahme Steni-

us auf lateinischen Inschriften*). Ich bemerke noch, daß die Nahmen des Vaters von Mestorippus und des Pärisades auf dem Marmor nicht contrahirt sind, und daß man den Nahmen der Stadt Theudosia nicht nach der äolischen Mundart ausgedrückt hat.

Die Inschriften der Comosatye und des Mestorippus bestätigen, was wir auch im Strabo**), Diodor***) und Lucian†) lesen, daß seit Spartocus I., welcher den Archäanactiden folgte, bis auf Asander, die Regierungs-Verfassung des Bosporus viel von der republikanischen Gestalt behielt, und daß die größte Macht im Staate keinen andern Titel gab, als den eines Hegemon††), Ethnarcha†††), Dynastes*), oder Tyrannen**). Erst im Jahr 17. vor Chr. wurde Asander vom August mit dem Königs-Titel***) beschenkt, der sich seit dieser Epoche beständig auf seinen Münzen findet,

*) Gruter. p. 800 t. 7.

**) 11 p. 758 A.

***) 20, 22 p. 421.

†) in Macrob. 17 p. 123 f.

††) Strab. l. c.

†††) Lucia. l. c.

*) Strab. 7 p. 478 A.

**) Strab. p. 476 B.

***) Lucia. l. c.

während alle diejenigen, die früher geprägt sind, die Umschrift haben: ΑΡΧΟΝΤΟΣ ΑΣΑΝΔΡΟΥ ΒΟΣΠΟΡΟΥ. Dieser Unterschied wurde genau beobachtet, wie die Inschrift der Gemahlinn des Spartocus glauben macht. Hier finden sich die Titel des Fürsten nicht vollständig ausgedrückt; man sagt darin nur, aber auf eine sehr bestimmte Weise: ΑΡΧΟΝΤΟΣ ΚΑΙ ΒΑΣΙΛΕΥΟΝΤΟΣ. „Spartocus war erste Magistrats-Person und König.“ Wenn Asanders Vorgänger zu der königlichen Titulatur geeignet waren, so konnte dieß nur in Bezug auf das Land der Sinden und Mäoter geschehen, die ihnen wirklich in dieser Eigenschaft unterworfen wären. Zwar führt Pärisades I. den Königs-Titel auf der Münze, die ich schon oft angeführt habe, aber diese Münze war eine Nachahmung der des Lysimachus, auf welchen die Legende sehr kurz war: um also hierin, wie im Gepräge, dem Muster des Originals zu folgen, setzte man blos den Titel des Königs, als den vornehmsten, mit desto mehr Grund, da sich auch auf Lysimachus Münzen der Königs-Titel fand. Zur Unterstützung dieser Behauptungen kann man sich noch auf die autonomischen Münzen von Panticapäum, Phanagoria und Gorgippia berufen, welche beweisen, daß die Oberhäupter des Bosporus nur höchste Magistrats-Personen waren.

Diese Oberhäupter hatten zu Panticapäum und zu Phanagoria Münz-Stätten, wo sie die ver-

schiedenen Geld-Sorten schlugen. Dieses beweisen die Monogrammen dieser Städte, die auf den Münzen der Könige des Bosporus angebracht sind. Aber die autonomischen Münzen der Städte, welche ich angeführt habe, sind so verschieden von jenen, in Ansehung der Fabrik, des Gepräges und der Zeichnung, daß es offenbar ist, daß man dazu andere Künstler brauchte.

Auf der Inschrift der Comosarye sowohl als auf der des Mestorippus entfernt sich die Aufzählung der Titel des Pärisades weit von der griechischen Einfalt, denn der Königs-Nahme schloß jeden andern Titel aus und erlaubte nicht etwas hinzuzufügen, wie wir in den Inschriften des Spartocus sehen. Beym Pärisades hat dagegen die Anhäufung der Titel etwas Orientalisches. Es giebt keine Inschriften von einem ältern Datum, über die man diese Bemerkung machen könnte. Ungeachtet aber jener morgenländischen Emphase, behauptet doch der Titel eines Archon des Bosporus auf unsrer Inschrift den Vorgang vor dem des Königs der Sinden, der Mäoten und mehrerer andrer Völker. Der Grund dieses Vorzugs, den man einem Titel gab, welcher gleichbedeutend mit dem eines Präfects oder Consul war, ist nicht schwer einzusehen. Der Bosporus, d. h. die Provinzen, welche Theodosia, Panticapäum und Phanagoria zur Hauptstadt hatten, war von Griechen bewohnt, denen ihr Kunst-

fleiß im Ackerbau, in der Handlung und in den Künsten ein großes Uebergewicht über die Völker gab, welche von den Griechen Barbaren genannt wurden. Freylich war jene unermeßliche Menge von Getraide, die man aus dem Bosporus ausführte, großentheils die Frucht der Arbeit der Sinden und Mäoten, aber es ist eben so wenig zu bezweifeln, daß der Kunstfleiß der Griechen von einer ganz andern Erheblichkeit für die Finanzen des Beherrschers war. Ich glaube sogar, daß, nach der Epoche, wo Asander vom August zum König ernannt wurde, die Regierungs-Verfassung im Bosporus nicht verändert und das republikanische System nicht umgestürzt wurde. Es können nicht alle autonomische Münzen von Panticapäum und Phanagoria vor dieser Verwandlung des Ethnarchen in einen König geschlagen seyn, und ihre Fabrik, ihr Styl, ihre Legenden, treffen auf gleiche Weise zusammen, um eine solche Voraussetzung zu verwerfen. Das Daseyn dieser Münzen beweist daher, daß die königliche Würde, welcher sich Asanders Nachfolger erfreuten, nichts an der Regierungs-Form im Bosporus änderte, wenigstens nicht während des ersten Jahrhunderts. Wäre der Königs-Titel mit allen seinen Vorzügen begleitet gewesen, so hätte man gewiß damit angefangen, die Städte Panticapäum und Phanagoria des Rechtes zu berauben, autonomische Münzen zu prägen; man würde diejenigen, welche noch in Umlauf waren, zurückgenommen, in die

Münze geschickt und neue mit dem Gepräge und Bildniß des Königs daraus geschlagen haben.

In einer Inschrift auf einem marmornen Piedestal, bestimmt die Bildsäule Sauromates des I. zu tragen, die ich zu Tamàn gefunden habe, führt dieser König, statt der Titel Pärisades des I., den des Königs, entsprossen aus königlichem Geblüte:

ΑΓΑΘΗΙ ΤΥΧΗΙ

ΤΟΝΑΠΟΠΡΟΓΟΝΩΝΒΑΣΙΛεΥοντα βασιλεα
βασιλεωΝΤΙΒΕΡΙΟΝΙΟΥΛΙΟΝΣΑΥΡΟΜΑτην
ΦΙΛΟΚΑΙΣΑΡΑΚΑΙΦΙΛΟΡΩΜΑΙΟΝΕΥΣε
ΒΗΙΟυλιοςΑΝΕΣΤΡΑΤΟΣΧΕΙΛΙΑΡΧΟΣ
ΤΟΝκαιΣαραΚΑΙΔΕΣΠΟΤΗΝΑΝΕΣΤΗ
Σε. . . .

„Mit gutem Glück! Der König, der durch das Recht der Nachfolge seiner Vorfahren regiert, Tiberius Julius Sauromates, der Freund des Cäsar und der Römer, der Fromme! Julius Anestratus, der Chiliarch, hat diese Bildsäule des Cäsar, seines Herrn und Meisters, errichtet!“ Auf der Grabschrift der Karakylaia, welches Denkmal zu Ancyra gefunden worden und ungefähr in die nämliche Zeit wie die Inschrift, von der wir hier reden, fällt, nennt sich die Karakylaia ΑΠΟΓΟΝΟΝ ΒΑΣΙΛΕΩΝ, ein Titel, der mit dem des Sauromates übereinkommt. Aber, wird man sagen, da Sauromates I. weder Sohn noch Verwandter seiner Vorgänger im Bosporus war, wie kommt er zu dem

Titel eines Königs aus königlichem Stamm? Eine andere Inschrift soll uns darüber Licht geben. Zuvörderst ist es klar, daß hier Sauromates I. Nachfolger von Polemon zu verstehen ist, der aus Schmeicheley gegen den Tiberius die Vornahmen Tiberius Julius angenommen hatte, wie mehrere Münzen und zwey Inschriften, die ich im Bosporus gefunden habe, beweisen. Rhescouporis I., sein Nachfolger, ebenfalls ein Zeitgenosse des Tiberius, nahm dieselben Vornahmen an, aber bey den nachfolgenden Königen findet man sie nicht mehr, weil die R. Kaiser, ihre Zeitgenossen, nicht mehr zur Familie des Augustus gehörten. Denn welcher Bewegungsgrund hätte Rhescouporis den II. und Sauromates den II. vermögen können, diese Beynahmen unter Trajan, Hadrian und Diocletian beyzubehalten? Man sieht sie nicht mehr auf den Münzen seit Rhescouporis dem I., und es ist kein Zweifel, daß die Inschriften, in welchen man die Nahmen Tiberius Julius vor dem des Sauromates hergehen sieht, von Sauromates dem I. sind *). Die andre Inschrift, von der ich hier eine Abschrift geben will, ist also unter demselben König verfertigt:

*) Vgl. Eckhel P. I V. 2 p. 375 f.

Anm. des Uebers.

ΠΟΣΕΙΔΩΝΟΣ . . ΚΑ
ΕΟΥΣΒΑΣΙΛΕΑΒΑΣΙΛΕΩΝΜΕΓΑΝΤ
ΝΤΟΣΒΟΟΣΠΟΡΟΥΤΙΒΕΡΙΟΝΙΟΥΛΙΟ
ΑΤΗΝΥΙΟΝΒΑΣΙΛΕΩΣΡΗΣΚΟΥΠΟΡΙ
ΙΣΑΡΑΚΑΙΦΙΛΟΡΩΜΑ . . . . . ΡΥΣ
ΙΝΤΑΤΑΚΑΙΑΨΕΧΑΝΩ . . . ΝΟ
ΣΩΤΗΡΑΕΥΞΑΜΕΝΟΣΚΑΘΙΕΡΩ
ΔΙΟΦΑΝΤΟΥΠΑΝΤΙΚΑΠΑΙΤ

Ungeachtet ihrer Verstümmlung, besonders zu Anfang und Ende der Zeilen, welche es unmöglich macht, sie ganz zu entziffern, ist sie doch von Werth, und kann dienen, die Lücken in andern Inschriften, die vielleicht noch entdeckt werden könnten, auszufüllen*). Wir lernen aus dieser und der vorherge-

*) Ich weiß nicht, ob die verstümmelte erste Zeile den König etwa als Priester des Poseidon aufgestellt hat, oder ob der Monat dieses Namens gemeynt ist, in welchem die Inschrift gesetzt worden. Das Uebrige möchte, die unverständliche sechste Zeile abgerechnet, so zu ergänzen seyn: *βασιλέα βασιλέων μέγαν τοῦ παντὸς Βοσπόρου, Τιβέριον Ἰούλιον Σαυρομάτην, υἱὸν βασιλέως Ῥησκουπόριδος Φιλοκαίσαρα καὶ Φιλορωμαῖον εὐσεβῆ — σωτῆρα εὐξάμενος καθιέρωσε Διοφάντου Παντεκαπαίτης.* Zu dem Titel des großen Königs der Könige vgl. die Münze auf Pharnaces, den König des Bosporus, bey Eckhel P. I V. 2 p. 366 mit der Legende: *Βασιλεως βασιλέων μεγάλου Φαρνάκου.* Das nomen gentile *Παντικαπαίτης* auf der Inschrift wird bestätigt durch eine Münze von Panticapäum bey Eckhel p. 3 mit der Inschrift ΠΑΝΤΙΚΑΠΑΙΤΩΝ,

henden Inschrift, daß Sauromates in der Reihe der Könige des Bosporus als der Stifter einer vierten Dynastie angesehen wurde. Die Geschichte hat uns nichts von den Mitteln aufbehalten, die er anwandte, um dahin zu gelangen. Aber die angeführte Inschrift nennt ihn Sohn des Königs Rhescouporis, also ein Beweis des königlichen Ursprungs Sauromates des I., und es folgt aus den beyden zuletzt angeführten Denkmälern, daß er König eines der sauromatischen Völkerschaften gewesen, die in den Inschriften der Comosarye und des Mestorippus unter dem allgemeinen Nahmen der Mäoten begriffen sind.

Bemerken wir noch etwas Besonderes auf der Inschrift des Anestratus. Dieser Offizier giebt seinem König den Titel Cäsar, der nur den R. Kaisern zukam. Man sieht daraus, welch' ein Pomp damals am Hofe des Bosporus herrschte, weil, außer dem Titel des Königs der Könige und den Vornahmen des Tiberius, auch der Titel Cäsar den Königen beygelegt wurde.

V. Die Stadt, welche die Inschrift der Comosarye Theudosia nennt, wird von einigen Schriftstellern Theodosia genannt; doch kommt jener Nahme noch häufiger vor, und war gewiß derjenige, den sich die Stadt selbst auf ihren öffentli-

zufolge deren Eckhel auch im Stephanus von Byzanz statt Παντικαπιάτης lesen will Παντικαπαίτης.

Anm. d. Ueb.

chen Denkmälern gab, wie dieß aus der bis itzt bekannt gewordenen einzigen Münze dieser Stadt, die ich im Bosporus gefunden und in den Memoiren der Petersburger Akademie beschrieben habe*), hervorgeht. Sie ist von Bronze und in einem ausgesuchten Geschmack gearbeitet. Der Avers stellt den Kopf des gehelmten Mars dar; auf dem Revers erblickt man Köcher und Keule, Waffen der Barbaren, welche die Einwohner von Theudosia, obgleich Griechen, angenommen hatten, um damit den gleichen Waffen der Tauroscythen zu begegnen, welche die Nachbarschaft oft zu ihren Feinden machte. Die Legende hat die Buchstaben ΘΕΥ, eine Abkürzung von ΘΕΥΔΟΣΙΕΩΝ. Die Schreibart Theudosia kam von dem äolischen Dialekt her, welcher in dieser Stadt herrschte, und in welchem Ο in Υ verwandelt wird**). So sieht man auch auf einer Inschrift aus der Zeit des Kaiser Theodosius seinen Nahmen Theudosius***) geschrieben, und so auch auf der daneben auf dem Stein befindlichen lateini-

*) Mém. de l' Acad. de St. Petersb. T. 14. Ich habe im Bosporus ein zweytes Exemplar dieser Münze gefunden.

**) Ioann. Gramm. ap. H. Steph. Thes. Gregor. Metr. de dial. p. 274. Gramm. Leid. p. 330. Maittaire Gr. L. Dial. p. 155 f. Man sagte z. B. Υδυσσεὺς, ὑμφαλὸς, μύγις, ὕρνις u. s. w. statt Ὀδυσσεὺς, ὀμφαλὸς, μόγις, ἄρνις.

***) Gyll. Topogr. Constantinop. 2, 11. Gruter, p. 185 t. 6.

schen Uebersetzung *). Man sieht daraus, daß sich diese Schreibart noch bis in den Anfang des fünften Jahrhunderts erhalten hat.

Wir lernen aus dem Strabo **), daß zur Zeit Pärisades des I. und bis zum Mithradat sich das Reich des Bosporus nach Westen nicht weiter als die Stadt Theudosia ausdehnte, und diese Stelle des Strabo wird vollkommen durch die Inschriften der Comosarye und des Mestorippus bestätigt.

VI. Die vier ersten Buchstaben des Wortes ΣΙΝΔΩΝ sind auf der Inschrift der Comosarye vertilgt; von den drey Zügen des Buchstabens Δ hat sich nur der zur Rechten erhalten. Indeß würde es nicht schwer gehalten haben, diese Lücke auszufüllen, selbst wenn man die Inschrift des Mestorippus nicht hätte zu Rathe ziehen können, auf welcher sich der Titel des Pärisades unverstümmelt und gleichlautend mit dem Denkmal der Comosarye findet.

Die Sinden müssen ein großes Volk gebildet haben; ihr Land lag gegen Morgen des Mäotischen See's, und breitete sich gegen Mittag noch über den Fluß Atticites aus ***), der h. z. T. Couban heißt. Da sie den Königen des Bosporus unterworfen waren, so begriff man sie unter dem allgemeinen Nah-

*) t. 7.

**) 7, p. 478 A.

***) Herod. 4, 28 p. 293. Scylax Peripl. p. 31 Huds. Ap. Rh. 4, 321 f. u. das. Schol. Orph. Arg. 1044. Dionys. Perieg. 681. Steph. Σινδοι.

men der Bosporaner *). Die zwey weiter oben angeführten Inschriften bestätigen die Art, wie Strabo den Nahmen dieses Volks schreibt, und beweisen, daß es ein Abschreiber-Fehler ist, wenn man sie in einigen Schriftstellern Σίντοι genannt findet. Polyän nennt einen König der Sinden, Hecatäus **). Vielleicht war er nur König eines Stammes dieser Nation.

VII. Pärisades führt noch den Titel des Königs aller Mäoten. Strabo und andre alte Schriftsteller ***) rechnen auch die Sinden zu den Mäoten; aber Scylax betrachtet sie mit mehr Grund als eine ganz davon verschiedene Nation †). Denn die Mäoten waren eigentlich diejenigen Völker, welche an den Ufern des See's Mäotis oder in der Nachbarschaft davon wohnten. Die alten Geographen rechnen darunter die Psessi, Dosci, Thämeoten, Tyramben, Tarpeten, Obidiacenen, Aspurgitanen, Arichi, Zinchi und Dandarii ††). Dieses waren, genau zu reden, nur Völkerschaften oder Stämme, deren vereinigte Masse aber eine große Nation aus-

*) Strab. 11 p. 757 A.

**) Strateg. 8, 55 p. 808.

***) Strab. 11 p. 757 C. Steph. Byz. Σίνδοι.

†) Peripl. p. 31.

††) Strab. p. 757 C. Ptolem. Geogr. 5, 9 p. 131. Plin. 6, 7 p. 556. Steph. Ψησσοί.

machte. Die nördlichen Mäoten waren den Bewohnern der Stadt Tanais unterworfen, die durch ihren großen Handel berühmt war. Die andern hingen vom Bosporus ab, dessen Herrschaft sich zuweilen bis zur Stadt Tanais erstreckte *), wie dieß nach unsern Inschriften der Fall zur Zeit Pärisades I. gewesen seyn muß.

Der Nahme der Nation, von der wir eben gesprochen haben, wird in der Inschrift der Comosarye ΜΑΙΤΑΙ und nicht ΜΑΙΩΤΑΙ genannt, welches für einen Fehler des Steinhauers gelten könnte, wenn es nicht in der Inschrift des Mestorippus eben so stände; daher Maitai vermuthlich die gemeine Aussprache des Nahmens Maiotai im Bosporus war.

Die vier letzten Buchstaben des Wortes ΠΑΝΤΩΝ fehlen auf dem Stein der Comosarye, aber auf der Inschrift des Mestorippus sind sie hinter ΜΑΙΤΩΝ zu lesen.

VIII. Welche Völker unter dem unbestimmten Ausdruck am Ende ΚΑΙ ΘΑΤΕΩΝ (ein Versehen des Graveurs statt ΘΑΤΕΡΩΝ) gemeynt sind, ist schwer zu bestimmen. Aber ich glaube, daß man zur Zeit Pärisades des I. noch nicht unter der Benennung der Mäoten die verschiednen Völker begriff, welche seitdem Strabo und Ptole-

*) Strab. p. 758 A.

mäus darunter dachten. Mehrere von den Völkerschaften, deren Niederlassungen sich im Osten des Bosporus befanden, hatten nicht das Recht, sich unter die Mäoten zu zählen, deren Nahme eigentlich nur den Anwohnern des Mäotischen See's zukömmt. Ich bin daher überzeugt, daß der Ausdruck καὶ Θατέρων nur einige derjenigen Völker begreife, welche wir vorhin genannt haben, und die Strabo und Ptolemäus unter die Mäoten rechnen.

VII.

Beschluß der ausgehobenen Stellen aus Marmontels Memoiren.

Die Familie Necker.

Die Bekanntschaft mit Madam Necker machte ich, drollig genug, auf einem Balle in dem Hause eines Kaufmanns. Sie war dazumal jung, ganz hübsch und voll Leben und Gesundheit, eine schlechte, aber leidenschaftliche Tänzerinn.

Kaum hatte sie mich nennen hören, als sie mit dem vollen Ausdruck einer naiven Freude auf mich zu kam, und mir sagte: Sobald sie nach Paris gekommen wäre, habe sie auch gewünscht, den Verfasser der moralischen Erzählungen kennen zu lernen; sie freue sich ungemein über den Zufall, der ihr heute dieß Glück verschaffe, und hoffe, die Bekanntschaft werde nicht so schnell vorüberrauschen als der Tanz. — Ihr Mann wurde herbey gerufen. „Necker! (rief sie) vereinigen Sie sich doch mit mir, Herrn Marmontel, den Verfasser der moralischen Erzählungen, einzuladen, daß er uns die Ehre erzeige und uns besuche.“ Herr Nek-

ker war überaus höflich: ich versprach zu kommen. Thomas war der einzige Litterator, dessen Bekanntschaft sie noch vor der meinigen gemacht hatten: aber gar bald errichtete Frau Necker, in der prächtig eingerichteten Wohnung, die sie bezogen, eine litterarische Gesellschaft nach dem Muster der bey Madam Geoffrin.

Unbekannt mit den Pariser Sitten, fehlten ihr die liebenswürdigen Eigenschaften einer jungen Französinn. Weder in ihren Bewegungen, noch in dem Ausdruck ihrer Rede, erblickte man die Frau, welche in der Kunstschule auferzogen und in der Weltschule gebildet worden ist. Ihr Putz war geschmacklos, der Haltung ihres Körpers fehlte es an Leichtigkeit, ihrem Benehmen an Reiz: alles war an ihr zu geschniegelt und gebiegelt, um Anmuth zu haben.

Aber dafür besaß sie, was wahre Achtung verdient, Sittsamkeit, Offenheit, Herzlichkeit. Eine religiöse Erziehung, mit einem stillen Leben verbunden, hatte ihrem Geiste alles das gegeben, was bey glücklichen Anlagen der Unterricht hinzufügen kann. Sie besaß ein richtiges Gefühl; aber in ihrem Kopfe sah es etwas bunt aus. Die Menge von Gedanken, nicht gehörig geordnet, verwirrten sie während des Sprechens über einen Gegenstand. Uebertreibung im Ausdruck hielt sie nun für Kraft. Sie verlor sich in allgemeinen Begriffen und häufte Gleichnisse auf Gleichnisse, um sich verständlich zu machen.

Da sie ihre Begriffe nicht zu zergliedern verstand, so erschienen ihr gewisse Dinge um so größer, je undeutlicher das Bild war, welches sie von ihnen mit sich herum trug. Sie sprach daher von ihnen wie eine Begeisterte: was zum Lachen würde gereizt haben, hätte man nicht bald gemerkt, daß sie ganz unbefangen sich hingab, ohne geziert sprechen zu wollen.

Ihr Urtheil floß selten aus eigner Empfindung, es war meistens die Folge einer gehabten Unterredung. Man konnte sagen, nach wem sie sprach, ohne daß sie den Mann zu nennen brauchte. In der Schreibart schätzte sie blos Erhabenheit, Würde, Glanz. Die Abstufungen, die Verflößung der Farben und des Tons rührten sie nur wenig. Die Naivität eines Lafontaine, das Natürliche einer Sevigne kannte sie blos vom Hörensagen, und sprach dem gemäß, ohne recht zu wissen was damit gemeint sey. Das Ungezwungene, Leichte, Sorglose machte ihr keine Freude, sie war durchaus nicht im Stande, es zu empfinden. Ich ergötzte mich oft zu sehen, wie weit sie diese Scheu trieb. Einst führte ich ihr mehrere vertrauliche Redensarten an, von denen ich glaubte, man könne sie in die höhere Schreibart aufnehmen, wie faire l'amour, aller voir ses amours, commencer à voir clair; prenez votre parti; pour bien faire, il faudroit; non, vois-tu; faisons

nieux etc. Sie verwarf sie als unwürdig für die edle Sprechart. Racine ist weniger schwürig gewesen, erwiederte ich; er hat sie alle gebraucht. Ich führte ihr die Stellen der Reihe nach an; aber eine einmahl geäußerte Meinung nahm sie nie zurück, und Thomas und Büffon galten bey ihr soviel wie die Bibel. Sie zweifelte an ihren Aussprüchen so wenig, als ein Mönch am Kirchenglauben.

War ihr Gedankenspiel ohne Regeln, so war ihre Lebensweise desto geregelter. Alles war hier abgemessen und wie nach der Schnur gezogen. Selbst in ihren Zeitvertreiben herrschte Methode und strenger Ernst.

Man sah, welche Mühe sie sich gab, die Gesellschaft angenehm zu unterhalten, die sie eingeladen hatte; sie suchte jedem etwas Gefälliges zu sagen: aber es war eingelernt, es floß nicht aus dem Herzen, und that daher keine Wirkung.

Alle diese Mühe gab sie sich weder um unsert, noch um ihrer selbst, sondern einzig um ihres Mannes willen. Uns mit seinen Verdiensten bekannt zu machen, uns zu gewinnen, damit wir in Gesellschaften von ihm sprächen und seinen Ruhm begründeten, dieß war der Hauptzweck, warum sie uns einlud. Diese Thee- und Eßgelage sollten aber überdem noch für ihn eine Erholung, ein Schauspiel seyn; denn in Wahrheit, er spielte dabey bloß die Rolle eines Zuschauers. Außer einigen hingeworfenen Worten,

die jedoch immer Verstand verriethen, verhielt er sich ruhig und schweigend, und überließ es seiner Gattinn, das Gespräch im Gange zu erhalten. Sie that denn auch wohl ihr Möglichstes; aber ihr Geist war nicht zur Fröhlichkeit gestimmt. Nie kam ein drolliger Einfall, ein schneidendes Wort über ihre Lippen; die Geister aufzuregen war ihr fremd. Besorgt, ängstlich, blickte sie unruhig umher, so bald sie das Gespräch stocken sah, und forschte in unsern Augen nach der Ursache dieses Stillstandes. Zuweilen hatte sie wohl auch die Naivetät, sich gegen mich darüber zu beklagen. „Was verlangen Sie, Madam, war einst meine Antwort, man hat nicht immer Witz vorräthig, und es hängt nicht von uns ab, stets liebenswürdig zu seyn. Sehen Sie Herrn Necker; ist er wohl den einen Tag so unterhaltend als den andern?"

Alles Bestreben der Madam Necker, ihre Gäste recht gut zu bewirthen und zu vergnügen, hätte für die unangenehme Empfindung, blos da zu seyn um ihren Gemahl zu ergötzen, nicht entschädigt, wäre es mit diesen Gastereyen nicht wie mit so manchen andern gewesen, wo die Gesellschaft dem Wirth es erläßt liebenswürdig zu seyn, so fern er nur nicht verlangt, daß man sich um ihn bekümmere.

Nachdem Herr Necker Staatsminister geworden war, haben diejenigen, die ihn nicht zuvor in seinem Privatleben gekannt hatten, sein Schweigen,

seinen Ernst, seine Haltung des Kopfs für Anmaßung in seinem neuen Stande gehalten. Aber ich kann versichern, daß, bevor er noch zu großem Reichthum gekommen und nichts weiter als Associé des Bankier Thelusson war, er dasselbe steife Wesen, denselben ernsten und zurückhaltenden Charakter besaß, wie nachher, und daß er nie sich uns hingegeben, daß er nie ein vertrauliches Wort mit einem von uns gesprochen hat. Er war gegen einen jeden, der ihn besuchte, höflich; aber mit Keinem sprach er in dem Tone des Zutrauens, welcher die Herzen gewinnt, und der Höflichkeit den Anstrich der Freundschaft gewährt.

Seine Tochter hat von ihm gesagt: „er habe es verstanden, die Menschen in gehöriger Entfernung von sich zu erhalten." (Il savoit tenir son monde à distance.) Wäre dieß wirklich sein Wille gewesen, so hätte Frau von Stael diesen, aufs geläudeste gesprochen, lächerlichen Stolz ihres Herrn Vaters ja nicht ausschwatzen sollen. Aber es erklärt sich ja so leicht, warum ein Mann, der von Jugend auf an lauter verwickelte Geldgeschäfte gewöhnt und in Handels-Entwürfe wie versunken war, der nur mit wenig Menschen umging und die vornehme Welt wenig kannte, ja selbst sehr wenig Bücher gelesen hatte, daher er von allem, was nicht in sein eigenthümliches Fach einschlug, nur sehr oberflächliche Kenntnisse und verworrene Begriffe besaß; warum

ein solcher Mann, aus Bescheidenheit, Klugheit und Eigenliebe, sich zurückhielt, um keine Blößen zu geben*). Auch sprach er gern und viel von dem, was er gründlich verstand; aber mit großer Zurückhaltung von allem übrigen. Sonach war er klug und schlau, nicht aber aufgeblasen. Seine Tochter ist zuweilen eine liebenswürdige Unbesonnene.

Chamfort.

Unter den Mitgliedern der Académie française befand sich ein eifriger Anhänger der republikanischen Faction, dieß war Herr Chamfort; ein feiner, gewandter Mann, der über die Laster und Thorheiten der Menschen mit heiterer Laune scherzte, aber in Eifer gerieth, sobald er der Vorrechte gedachte, die Geburt und Reichthum geben, und die seinen Stolz beleidigten. Keiner von den vielen Neidischen in der Welt verzieh den Vornehmen und Begüterten ihre prächtigen Mobilien und glänzenden Tafeln weniger als Chamfort, so begierig er doch selbst nach ihnen war. Er schonte die Großen, schmeichelte ihnen und suchte sich bey ihnen in Gunst zu setzen, wenn er mit einem allein sprach; es schien selbst, daß er einige achte und liebe, denen er Weihrauch mit vollen Händen streute, wofür er sich aber

*) Welcher Irrthum war es aber einen solchen Mann an die Spitze des Staats zu stellen!

nicht nur bey ihnen einquartirte und mit ihnen wie mit seines Gleichen lebte, sondern wofür sie ihm auch, durch ihren Einfluß bey Hofe, Pensionen verschaffen mußten. Auf die Art hatte er ein Paar tausend Thaler jährlich bereits einzunehmen: aber das war ihm nicht genug. Eines Tages sagte er zu Florian: „Diese Menschen müssen mir 20,000 Livres jährlicher Einkünfte verschaffen; drunter thue ich es nicht." Solche Große verschonte er mit seinem Witze; aber die ganze Caste war der ewige Gegenstand seiner Spötterey, und als der Augenblick herannahte, wo der Umsturz der Würden und Glücksgüter ihm gewiß dünkte, brach er mit ihnen insgesammt, da er ihrer nicht weiter bedurfte, und trat auf die Seite des Pöbels.

In unsern litterarischen Zirkeln ergötzten wir uns zuweilen an seinen spitzigen Einfällen; und ich unterhielt seine Bekanntschaft, ohne ihn zu lieben und ohne Vertraulichkeit, um mir ihn nicht zum Feinde zu machen.

So kam es, daß wir einst, nach geendigter academischer Sitzung im Louvre, allein beysammen im Saal blieben, da er mich mit den Worten anredete: „Nun, Sie sind nicht Deputirter geworden*)?" — Nein, erwiederte ich, und ich tröste mich darüber wie der Fuchs, dem die Trauben zu

*) Nämlich von der Stadt Paris. Der Abbe Sieyes ward ihm vorgezogen.

hoch hingen: sie sind unschmackhaft! — „In der That, nahm er das Wort auf, ich halte sie nicht für mürbe genug für Ihren Gaum. Ihr Gemüth ist zu gut und empfindlich für die Probe, auf die es gestellt werden dürfte. Man hat wohl gethan, Sie auf eine zweyte Legislatur aufzusparen. Sie verstehen sich trefflich darauf, eine Wohnung einzurichten; aber es fehlt Ihnen an Kraft zum einreißen.“

Da ich wußte, daß er ein vertrauter Freund des Grafen Mirabeau war, so wünschte ich hinter dessen Plane zu kommen, und war gewiß sie durch Chamfort erfahren zu können. Ich that daher, als ob ich ihn nicht verstände. „Ums Himmels willen! sagte ich; Sie sprechen von einreißen. Ich glaubte, man wolle blos ausbessern.“

„Allerdings! war seine Antwort; aber das Ausbessern zieht oft den Einsturz eines Gebäudes nach sich. Schlägt man mit dem Hammer an eine alte Mauer, so kann man nicht dafür gut seyn, daß sie stehen bleiben wird; und offenherzig, die Wände sind hier so morsch und zerfressen, daß es mich nicht Wunder nehmen sollte, wenn man alles bis auf den Grund abtragen müßte.“ — Bis auf den Grund? rief ich. — „Warum nicht? erwiederte Chamfort; um nach einem regelmäßigern und minder gothischen Plan den Bau von neuem zu beginnen. Wäre es zum Beyspiel ein so großes Unglück, wenn die vielen Stockwerke wegfielen und alle Häuser nur

Ein Erdgeschoß hätten? Würden Sie trauern, nicht mehr von Eminenzen, Excellenzen, hoher und niederer Geistlichkeit, Adel und drittem Stand, noch von Wappenkunde und Lehnsrecht sprechen zu hören?" Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß die Gleichheit von jeher das Hirngespinnst der Republiken nnd die Lockspeise, welche der Ehrgeitz der Eitelkeit vorhielte, gewesen wäre; daß aber eine solche Abmessung nach der Wasserwage, zumal in einer weitläuftigen Monarchie, unmöglich sey, und fügte hinzu: wenn man alles aufheben wolle, so ginge man weiter, wie es mir schien, als die Nation es haben wolle und vergäße die von ihr erhaltnen Aufträge.

„Was thut's? erwiederte er. Weiß ein Volk, was es will? Man muß statt seiner denken, und ihm die Worte, wie Kindern bey der Katechisation, in den Mund legen. Staunt es ob dem, was man ihm sagen läßt, so antwortet man wie Crispin in Regnards Légataire: daran ist eure Schlafsucht Schuld. (C'est votre léthargie.) Die Nation gleicht einer Viehheerde, und denkt auch auf nichts, als sich zu nähren. Mit gut abgerichteten Hunden führt der Hirt sie, wohin er will. Genug, man will des Volks Bestes und befördert es ohne sein Zuthun. Denn, lieber Mann, Ihre veraltete Staatsverwaltung, Ihre Religionsgebräuche, Ihre Gewohnheiten und Vorurtheile des Mittelal-

ters verdienen sammt und sonders keine Schonung. In einem Jahrhundert, wie das unsrige, erregen diese Dinge nur Ekel und Gelächter. Soll unser Plan zur Ausführung kommen, so darf nichts so bleiben, wie es itzt steht; alles muß herunter, damit wir einen ganz freyen Platz erhalten."

„Einen ganz freyen Platz?" fiel ich ein. „Und der Thron? Und der Altar? *)" — „Thron und Altar, sagte er mir, werden mit einander fallen. Es sind zwey Strebepfeiler, die sich gegenseitig unterstützen. Stürzt der eine, so bricht auch der andere."

Ich verbarg den Eindruck, den diese Rede auf mich machte, und um ihn noch mehr auszuforschen, sagte ich: „Sie kündigen mir da eine Unternehmung an, die ich für höchst schwierig und wenig ausführbar halte."

„Glauben Sie mir," erwiederte er, „die Schwierigkeiten sind vorher gesehen und die Mittel, sie zu heben, berechnet." Nun ließ er sich näher heraus, und ich merkte, daß die Faction ihre Hoffnungen auf den Charakter des Königs, der jeder gewaltsamen Maaßregel so gram war, daß man ihn für verzagt hielt; so wie auf den gegenwärtigen Bestand der Geistlichkeit stützte, unter der es, wie er sagte, ein Bischen Tugend ohne Talent, und etwas

*) Marmontel hätte besser gethan zu fragen: Aber wo sollen wir denn indeß wohnen?

Talent durch Laster entstellt und herabgewürdigt gäbe: endlich auch auf die itzige Beschaffenheit der ersten adlichen Häuser, die sämmtlich herabgekommen wären, und worin man wenig Männer fände, die den Ruf ihres Namens zu behaupten verstünden.

Das meiste Vertrauen könne aber der dritte Stand auf sich selbst setzen. Seit lange her über eine willkührliche und stufenweis belastende Gewalt misvergnügt, habe er über die beiden andern Stände nicht nur den Vortheil der verdoppelten Repräsentation, sondern auch der Einigkeit, des Muthes und der Kühnheit alles zu wagen. „Mit einem Wort, sagte Chamfort, die Anhäufung von Verdruß und Unwillen hat ein Ungewitter zusammengezogen, das zum Ausbruche reif ist. Verbindungen zum Aufstand sind überall geschlossen. Das von der Provinz Dauphiné gegebne Beyspiel hat allerwärts große Freude erregt. Ganz Frankreich will frey seyn. Die Provinzen sind mit einander darüber in schriftliche Verhandlungen eingetreten, und von Paris, als dem Mittelpunkte, aus, verbreitet sich der republikanische Geist, und mit ihm Wärme und Erleuchtung, bis an die entferntesten Gränzen. Dieß sind Thatsachen, und keinesweges Luftschlösser, mein Lieber!“

Ich räumte ihm ein: in der Speculation nähme sich alles dieß recht hübsch aus; aber, fügte ich hinzu, so sehnlich man eine Reform wünscht, so wird

doch der bessere Theil der Nation nie zugeben, daß die Grundpfeiler der Monarchie, auf denen das allgemeine wie das Privat-Wohl beruht, über den Haufen geworfen werden.

Er gab zu, daß ein guter Theil der friedliebenden Bürger hinter ihren Schreibepulten, oder in ihren Werkstätten, Entwürfe gewagt finden dürften, die leicht ihre Ruhe und ihre Freudengenüsse stören könnten. „Aber, wenn sie solche auch misbilligen; sagte er, so wird es doch nur ganz leise und ohne Nachdruck geschehen, und um ihnen den Daum aufs Auge zu setzen, hat man jene entschlossene Klasse von Leuten, die bey der Veränderung nichts zu verlieren hat, wohl aber viel zu gewinnen hofft.“

„Um diese nun in Bewegung zu setzen, giebt es Mittel in Menge und kräftige Mittel; wie Theurung, Hunger, Geld, Schreckensnachrichten, und den Wahnsinn der Furcht und Wuth, mit denen man die Gemüther erfüllt. Sie kennen aus der Bürgerschaft nur die eleganten Schwätzer. Unsere Redner auf der Tribune (in den damaligen Wahl-Versammlungen) sind nichts gegen die Demosthene für Einen guten Thaler des Tags auf den Mann, die in den Wirthshäusern und Lustgärten, auf den Marktplätzen und an den Straßenecken Verheerungen, Feuersbrünste, eingeäscherte und in Blut schwimmende Dorfschaften, und verrätherische Entwürfe, Paris zu belagern und auszuhungern, dem

Volke verkündigen. Diese sollten Sie hören. Unter dieser Klasse des Volks kann man mit Geld und der Aussicht zum Plündern alles bewürken. Wir haben davon den Versuch in der Antons-Vorstadt kürzlich gemacht, und Sie würden kaum glauben, wie wenig es dem Herzog von Orleans gekostet hat, die Manufactur des ehrlichen Reveillon bis auf den Grund niederreißen zu lassen, größtentheils von Leuten, die mit sammt ihren Familien einzig und allein ihren Unterhalt von ihm zogen. Mirabeau behauptet drollicher Weise: mit eintausend Stück Louisd'or könne man einen allerliebsten Aufstand bewürken."

Sonach, sagte ich, sind eure politischen Experimente Verbrechen, und eure Heerschaar besteht aus Räubern. — „Das läßt sich nicht ändern!" antwortete er kalt und trocken. „Könnte man den gemeinen Mann zu seinen Zwecken gebrauchen, wenn man ihm durch die Grundsätze der Sittlichkeit und des Rechts einen Kappzaum anlegte? Die rechtlichen Leute sind schwach, selbstsüchtig und furchtsam; nur Taugenichtse sind entschlossen. Die unwiderstehliche Kraft der Volksmasse in Revolutionszeiten liegt darin, daß sie nichts achtet. Wem alle Mittel gleich sind, gelangt gewöhnlich zu seinem Zwecke. Mirabeau hat recht: Keine von unsern veralteten Tugendgrillen kann uns nützen. Das Volk bedarf ihrer nicht, oder doch nicht auf die gewöhnliche Weise. Alles, was die Revolution befördert, ist heil-

sam, und sie muß es ergreifen. Dieß ist unser Wahlspruch.“

„So denkt vielleicht der Herzog von Orleans,“ erwiederte ich: „denn ich sehe nur ihn, um ein Oberhaupt für das im Aufstand begriffene Volk zu finden; nur, muß ich gestehen, ich habe kein großes Zutrauen zu seinem Muthe.“ — „Das ist sehr wahr,“ sagte er mir; „und Mirabeau, der ihn genau kennt, versichert, es hieße auf Sand bauen, wenn man sich viel auf ihn verließe. Aber er hat sich beliebt gemacht; der Name, den er führt, macht Eindruck aufs Volk; er hat Millionen dran zu wenden; er haßt den König, noch mehr die Königinn; und wenn es ihm an Muth fehlt, so wird man ihm welchen leihen: denn kühne Anführer werden sich aus dem Volke selbst erheben, sobald nur erst es sich als Rebellen gezeigt hat und als Verbrecher betrachtet. Denn man muß wohl vorwärts, wenn man hinter sich nichts sieht als das Schafot, um sein Haupt darauf zu legen. Die Furcht, alles zu verlieren, treibt ein Volk zum Muthe. Unsere Kräfte werden nicht zu berechnen seyn, wofern wir nur Mitschuldige ohne Zahl erhalten. Aber, fügte er hinzu, ich sehe, daß meine Hoffnungen Sie betrüben: Sie wollen keine Freiheit, deren Erlangung viel Geld und viel Blut kosten würde. Glauben Sie denn, daß man Staatsumwälzungen mit Rosenwasser bewürken kann?“

Hiermit endigte unsere Unterredung, und wir trennten uns, er ohne Zweifel voll Verachtung meiner kleinlichen Denkart, und ich wenig erbaut von seiner unsittlichen. Der Unglückliche hat sich selbst bestraft, indem er sich entleibte, nachdem er seinen Irrthum inne ward.

Ich theilte diese Unterredung noch denselben Abend dem Abbe Maury mit. „Es ist nur zu wahr," sagte er mir, „daß sie sich in ihren Speculationen selten betrügen, und daß die Faction, um wenig Hindernisse zu finden, ihre Zeit gut abgepaßt hat. Ich habe beide Theile beobachtet, und bin fest entschlossen, mein Leben der Vertheidigung der bestehenden Verfassung zu weihen; aber nichts desto weniger sehe ich ihren Umsturz und eine allgemeine Plünderung voraus."

Wenn dem so ist, sagte ich, wie widersinnig handelt der Adel und die Geistlichkeit, den König in einen solchen Streit zu ziehen? — „Was sollen sie denn thun?" — Was man bey einer Feuersbrunst thut; sie sollen das Feuer dämpfen. Ich verlange, daß sie das Deficit dadurch heben, daß sie die Staatsschuld übernehmen. Ich verlange, daß sie das Schiff wieder flott machen; kurz, daß sie dem König aus den Klippen heraushelfen, zwischen die sie ihn selbst hinein getrieben haben, und daß sie, für welchen Preiß es auch sey, ihn dahin vermögen, die General-Staaten nach Hause zu schicken, bevor

die Sitzungen angehen. Ich wünsche, daß man ihnen sage: sie wären verloren, wenn die Staaten sich versammeln, und es sey kein Augenblick zu verlieren, um das Gewitter zu zerstreuen, das sich über sie zusammenzieht und das ihnen den Tod droht. — Maury machte mir einige Einwürfe; ich wollte keine hören. „Sie fodern es von mir?“ sagte er. „Nun gut! ich will den Schritt thun. Man wird mich aber nicht hören.“

Unglücklicher Weise wandte er sich an den Bischoff D***, einen Schwindler, der meine Warnungen als leere Träume behandelte. Er erwiederte: „Man sey noch nicht so weit gelangt, als man zu seyn glaube, und die Klerisey werde, das Schwert in der einen, das Kruzifix in der andern Hand, ihre Rechte zu vertheidigen wissen.“

Nach beendigtem Wahlgeschäft bezog ich mein Landhaus, um hier die Ruhe zu genießen, deren ich bedurfte. Hierdurch entzog ich mich auch einer neuen Gesellschaft, die sich in meinem Hause gebildet hätte, und die aus Leuten bestand, die ich in ruhigern Zeiten mit großem Vergnügen bey mir würde gesehn haben. Dieß wären der Abbe Perigord, seit kurzem Bischoff von Autün, der Graf von Narbonne und der Marquis de la Fayette. Ich kannte sie seit lange und als Männer, welche List und Ränke so wenig liebten als ich. Der Eine war ernst, aber sanft und gefällig; der Andre fröh-

lich, schimmernd und witzig; der letzte zutraulich und durch Anmuth und Offenheit beliebt. Ihre Denkart nahm aber jetzt einen neuen Schwung und die Politik verscheuchte die fröhliche Laune. Aus einigen Reden, die ihnen entfielen, konnte ich die Ursache dieser Veränderung leicht abnehmen. Auch sie wurden gewahr, daß unsere gegenseitigen Grundsätze nicht zusammen stimmten, und daß sonach mein Haus kein schicklicher Platz für ihre Zusammenkünfte und Verabredungen war. Meine Entfernung trennte uns für immer.

An solchen Tagen, wo ich die Academie besuchte, schlief ich zu Paris, und brachte dann öfters die Abende bey Herrn Necker zu. Da ich mich hier im Zirkel der Minister befand, so sprach ich mit ihnen ohne Rückhalt über das, was ich gesehn und was ich vernommen hatte. Ich fand sie wie verdutzt und als Menschen, die nicht wissen, wo ihnen der Kopf steht. Die Vorfälle zu Versailles hatten Herrn Necker die Augen geöffnet, und ich fand ihn niedergeschlagen. Als ich eines Tages bey ihm mit den vornehmsten Deputirten des dritten Standes zu Mittag speißte, glaubte ich an der kalten Art, womit sie seine Höflichkeiten und seine zuvorkommende Achtsamkeit erwiederten, zu bemerken, daß sie ihm wohl die Verwaltung der Staatsgeschäfte anvertrauen, aber sich nicht von ihm leiten lassen wollten.

Herr von Montmorin, mit dem ich gleichfalls über die dringende Nothwendigkeit sprach, den König dahin zu bringen, daß er sich in eine Gränzfestung begebe und an die Spitze eines Heeres stelle, setzte mir den Geldmangel, den zu befürchtenden Bankerot und Bürgerkrieg entgegen.

„Sie halten also die Gefahr für sehr dringend, um sobald zu den äußersten Mitteln zu schreiten?“ fügte er hinzu. — So dringend, war meine Antwort, daß nach Verlauf eines Monaths ich weder für die persönliche Freyheit des Königs, noch für sein Leben, oder auch des Ihrigen, mich verbürgen mögte.

Ach! Chamfort hatte mich zum Propheten gemacht. Aber ich ward nicht gehört; oder vielmehr, ich ward es von einem schwachen Minister, der selbst nicht gehört ward.

VIII.

C. Valerii Flacci Setini Balbi Argonauticon libri VIII. Ad optimorum exemplariorum fidem recensiti atque prooemio, argumentis et indice rerum instructi a Io. Augustino Wagner. Göttingen, Dieterich 1805. 212 S. und ein Bogen Register.

Commentarius perpetuus in C. Valerii Flacci Setini Balbi Argonauticon libros VIII. conscriptus a I. A. Wagner. 284 S. gr. 8.

Obgleich der lateinische Sänger des Argonauten-Zugs, wenn einer, durch große und gelehrte Commentarien ausgestattet worden ist: so fehlte uns doch noch ein kritisch möglichst berichtigter Text, eine fortlaufende, leicht zu übersehende Erklärung und eine ästhetische Würdigung seines Dichter-Verdienstes, welche die Mitte zwischen Scaligers herabsezzender Censur und Burmanns Ueberschätzung halte und den Dichter überhaupt nach reinern Kunst-Principien beurtheile. Was Hr. Conr. Wagner in Mer-

seburg in dem Vorbericht zu dem Text seines Flaccus hierüber beybringt, können wir nicht für ausreichend ansehen und erwarten das Fehlende von Manso's Scharfsinn, der sich im nächsten Stück der Nachträge zum Sulzer über diesen Dichter verbreiten wird. Was aber den Text anlangt, so hat er unter den Händen und der sorgsamen Pflege des gelehrten Herausgebers vieles gewonnen; der Commentar besteht großentheils in einer Art von erläuternder Umschreibung und nimmt so gar nichts von gelehrter Miene an, daß wenigstens der verwöhnte Geschmack der Ausländer vornehm auf ihn herab sehen dürfte; wirklich scheint er uns selbst, ungeachtet des Zweckes, auf welchen die Rupertische Unternehmung, zu der Valerius Flaccus gehört, berechnet ist, etwas zu mager, wobey wir aber nicht verkennen, daß er, bey einer scheinbaren Armuth, doch gehaltvoll ist und wohl manchen glänzenden und wortreichen Commentar im Wettkampf besiegen würde.

Sehr erleichtert wird das Verständniß des nicht leichten Dichters durch die fortlaufende Paraphrase; die Kritik wird nur berührt; nur bey sehr verdorbnen oder höchst schwierigen Stellen wird ins Einzelne gegangen; ungeachtet keine neuen kritischen Hülfsmittel vorhanden waren, ist doch durch fleißige Sammlung der in vielen Werken zerstreuten und durch des Her. eignes kritisches Urtheil viel geleistet

worden. Die Vergleichung des Hauptschriftstellers, von dem Flaccus abhängt, ist nicht ganz so durchgeführt, wie es zu einer gerechten Schätzung des Dichters wünschenswerth wäre; indeß fehlt es doch weder in der Vorrede noch in einzelnen Anmerkungen an Winken darüber.

Was wir Neues und Merkwürdiges gefunden, wo wir Anstoß genommen haben oder noch Aufklärung suchen, wollen wir für künftigen Gebrauch hier angeben.

Wir stimmen dem Her. und den andern Auslegern bey, daß B. 1 V. 5 f.

Phoebe, mone, si Cymaeae mihi conscia vatis
Stat casta cortina domo — — — — —

eine Anspielung auf das Amt eines Quindecimvir enthalte, denen die Aufsicht über die Sibyllinischen Bücher anvertraut war. Nur sehen wir nicht, warum der Her. die gesuchte Wortverbindung annimmt: mihi domo, domi meae, und noch mehr stat casta, welches veranlassen könnte zu glauben, der Her. habe casta für den Nominativ genommen. Auch dürfte sich seine Erkärung von conscia, quae continet, aus dieser Stelle schwerlich rechtfertigen lassen, da „der Dreyfuß, welcher die Sibylle einschließt," sehr gezwungen und gekünstelt gesagt wäre, für den, der die sibyllinischen Bücher in sich hält. Warum wollten wir den Vers nicht in folgendem Sinne nehmen?

Lehre mich, Phöbus, wenn der Cymäischen Seh'rin vertrauten
Dreyfuß birgt mein heiliges Haus.

V. 123 ff. wird der Bau der Argo beschrieben, wie er sich den Augen der Juno darstellt.

— jam pinus gracili dissolvere lamna
Thespiaden, jungique latus, lentoque sequaces
Molliri videt igne trabes, remisque paratis
Pallada velifero quaerentem brachia malo.

Ein übler Druckfehler mala hat sich hier im Text eingeschlichen. Wenn der Hr. die Verrichtung mit der gracilis lamna vom Spalten der Fichten durch Keile versteht, so sprechen diese Ausdrücke selbst gegen ihn und Virgils: argutae lamina serrae. Von molliri trabes wird eine doppelte Erklärung gegeben. Daß aber hier nicht von Leichtmachung durch Austreiben der flüssigen Theile am Feuer, sondern einzig (nach des Hr. zweyter Erklärung) vom Krümmen des Gebälkes durch Feuer die Rede sey, welche Vorrichtung bereits im Theocrit vorkommt und von Schneider zum Orpheus Arg. V. 66 erläutert wird, das beweisen schon die Prädicate sequaces trabes, lento igne. Wir übersetzen:

Juno sieht den Thespier, wie er mit zierlichem Bleche
Säget die Fichten und eint des Schiffes Wände und schmeidigt.

An dem erweichenden Feu'r die gefügigen Balken, und fertigt

Ruder; wie Pallas den Mast mit Segeln verzieret und Armen.

Alcimede sagt zu ihrem Sohn beym Scheiden V. 323 ff. Wenn du nur dereinst glücklich zu mir zurückkehrst, so will ich gern unterdeß die lange Sorge um dich ertragen:

Sin aliud Fortuna parat, miserere parentum,
Mors bona, dum metus est, nec adhuc dolor. —

Der Her. scheint uns bey dieser Stelle einen nodus in scirpo zu suchen und sehr zum Nachtheil des Sinnes das Punct hinter parentum hergestellt zu haben, das Zinzerling und Heinsius mit Recht verwarfen. Der Sinn ist nach richtiger Interpunction klar und schön:

Wenn es anders das Schicksal beschließt, so erbarme der Eltern.
Dich, o gütiger Tod, da noch Furcht, nicht Schmerz uns ergreifet.

Ist es aber, will sie sagen, beschlossen, daß mein Sohn nicht zurückkehrt, so möge uns wenigstens der Tod früher wegraffen, als wir die Trauer-Nachricht von seinem Tode erfahren.

Der Ausdruck ratem tollere remo V. 340 hätte wohl einer Erklärung bedurft, da er die Ausleger sehr beschäftigt und nicht gewöhnlich ist.

Er scheint entweder auf das Abstoßen vom Lande oder auf das kräftige Forttreiben des Schiffes durch den Ruderschlag zu gehen. Ganz anders ist der Fall, wenn der Ausdruck von dem Meere gebraucht wird, das eine Gottheit durch die Sturmwinde aufregt, wie in Statius Achilleide 1, 43 f.

Non potui infelix, cum primum in gurgite nostro
Rhoeteae cecidere trabes, attollere magnum
Aequor?

Eine Schlange war auf den Knaben Phalerus von einem Baum herabgeschossen V. 399

— — vacua nam lapsus ab arbore parvum
Ter quater ardenti tergo circumvenit anguis.

Der Her. nimmt an dem Prädicat des Baumes Anstoß und bringt für vacua in Vorschlag cava oder patula. Jedoch könnte die gemeine Leseart den Augenblick bezeichnen, wo die Schlange eben den Baum verlassen hatte (vacua arbor):

— — es hatte der Drache vom Baume herunter
Schießend drey-, viermal das Kind umrungen mit glänzendem Rücken.

V. 501 f. hat der Her. richtiger als die vorigen Ausleger gefaßt, aber er hätte seiner bessern Erklärung zufolge auch die Interpunction bequemer eingerichtet, wenn er so hätte drucken lassen:

Una omnes gaudent superi venturaque mundo
Tempora quaeque vias cernunt sibi crescere Parcae.

Die Subjecte sind Superique Parcaeque:

Alle obere Götter sowohl erfreun sich der Zeiten,
Welche bevorstehn der Welt, als die Parzen der wachsenden Beute.

V. 528 f. wird nach Burmanns Anleitung richtig erklärt und durch die einzig wahre Interpunction verdeutlicht. Der Sonnengott bricht in Klagen über den Zug der Argonauten aus:

Adfremit his quassatque caput, qui vellera dono
Bellipotens sibi fixa videt tentataque; contra
Pallas et amborum gemuit Saturnia questus.

Beyfall murmelnd schüttelt sein Haupt der mächtige Kriegsgott,
Der die Gefahr des ihm geweiheten Vließes erblickt; doch
Seufzt Saturnia laut der Klagenden halber und Pallas.

Bisher hatte man in den Ausgaben verbunden: tentataque contra Pallas.

V. 578 hat der Her. eine Conjectur aus einer Recension des Harlesschen Valerius Flaccus in der philologischen Bibliothek, für deren Vf. er den Hn. Prof. Beck hält, aufgenommen. Ob wir gleich an mehreren Stellen den scharfsinnigen Verbesserun-

gen dieses Gelehrten beytreten, so können wir es doch nicht an dieser. Boreas fliegt über Land und Meer:

— Omne Dei rapidis nemus ingemit alis,
Strata Ceres, motoque niger sub praepete pontus.

Jeglicher Hain ertönt vom rauschenden Fittig, es stürzet
Ceres und unter dem Tritt des Geflügelten schwärzet das Meer sich.

Die von dem Her. angenommene Veränderung des angeführten Kritikers: motu — sub praepete ist wenigstens unnöthig und moto sub praepete „während sich der Geflügelte bewegte" scheint uns viel lebendiger und poetischer, wie dort von Apollo:

Ἔκλαγξαν δ' ἄρ' ὀϊστοὶ ἐπ' ὤμων χωομένοιο,
Αὐτοῦ κινηθέντος.

Die Argo wird durch einen Sturm äußerst mitgenommen und die Mannschaft sieht jeden Augenblick ihrem Untergang entgegen. Hier machte V. 636 Adspectu tota in misero quum protenus alnus Solvitur eine große Schwierigkeit, die der Her. glücklich dadurch hebt, daß er mit dem Kritiker der philolog. Bibliothek statt tota liest toti und es zu dem Vorhergehenden zieht:

Verba alii junguntque manus, atque ora fatigant
Adspectu toti in misero; quum protinus alnus
Solvitur, et vasto puppis mare sorbet hiatu.

Abschied nehmend reichen sich Andre die Hand, und ermüden
Ganz im kläglichen Anblick verloren die Augen; es öffnet
Stracks sich das Schiff, und es schlürft mit der weiten Oeffnung das Meer ein.

V. 664 schreibt der Her. Aut Atho, aut Rhodopen statt Athon, welches leztre gegen das Metrum anstößt. In Atho aut ist der Hiatus zulässig und die lezte Sylbe von Atho wird nach griechischer Art wie in Ἄθω, wegen des folgenden Selbstlauters, für kurz angenommen.

Jason spricht betend von dem überstandenen Sturm V. 670 f.

Seu casus nox ista fuit, seu volvitur axis,
Ut superum sic staret opus, talique vicissim
Pontus habet.

Es springt in die Augen, von welchen Schwierigkeiten diese Stelle gedrückt werde, welche der Her. durch Aufnahme der Oudendorpischen Verbesserung beseitigt hat:

— — — — seu volvitur axis
Vi superum, seu sidere opus tollique vicissim
Pontus habet.

Möchte den Nachtsturm zeugen der Zufall, sich drehen die Axe
Durch der Olympier Kraft, mag im Wechsel zu ruhen bestimmt seyn
Und zu toben das Meer.

Während Aeson opfert und die Manen seiner Vorfahren hervorruft, erschallt das Gerücht, daß sich König Pelias bereite, Rache wegen des entführten Sohnes zu nehmen. Die dunkeln Verse 755 ff.

Flagrantes aras vestemque nemusque sacerdos
Praecipitat subitisque pavens circumspicit Aeson,
Quid moveat.

welche der Her. glücklich von der plötzlichen Unterbrechung oder Aufhebung des Opfers erklärt, übersetzen wir in diesem Sinne:

Aeson der Priester verläßt in Eile den brennenden Altar
Und das Opfergewand und den Hain, und betäubt von dem Schrecken
Sinnet er, was er beginn'!

In der gleich darauf folgenden nicht deutlichen Stelle:

— — Quam multa leo cunctatus in arcta
Molo virum rictuque genas et lumina pressit

tritt der Her. in den Anmerkungen Columbus Verbesserung bey: rictuque gemens et lumina pressit:

— — — Wie der zögernde Leu im Gedränge
Seufzend zusammenbeißet die Zähn' und blinzt mit den Augen.

[13] Der Her. nimmt Anstoß daran, daß V. 779 von der Alcimede gesagt wird, sie habe ein schwarzes Kind zum nächtlichen Opfer des Dis aufbewahrt, gentis de more nefandae, weil es nicht ehrenvoll für die Alcimede gesagt sey, daß sie sich nach den Gebräuchen einer gentis nefandae bequemt. Wenn auch diese Erinnerung einigen Grund haben sollte, so möchte doch eine darauf gebaute Aenderung des Textes den Dichter mehr als die Abschriften verbessern. Erstrer schrieb gewiß so wie wir lesen. Wie die Mächte der Unterwelt zu bezwingen, lernte man am sichersten von den darin so versuchten thessalischen Zauberern, insonderheit des weiblichen Geschlechts, die von ihren fürchterlichen und gewaltsamen magischen Operationen gens nefanda heißen, wie bey Lucan und bey Statius Theb. 3, 140 f. Thessalis, — Cui gentile nefas hominem revocare canendo. Von diesen thessalischen Künsten mußte mithin auch Alcimede Gebrauch machen,

sollte ihr Todten-Opfer anders nicht ohne Erfolg bleiben.

V. 781—4 erhalten ihre erwünschte Aufklärung durch die hier benutzten Bemerkungen von Jacobs in Matthiä's Miscellaneis philol. Bd. 1 St. 2 S. 72 f. Die aus der Unterwelt hervorgezauberten Manen cunctae primis stant faucibus Orci. Das matte cunctae ist zwar im Text beybehalten worden, sollte aber künftig billig Jacobsens vinctae weichen, welches auf den theils in Formeln (carmina), theils in Zauberknoten (vincula), theils in bindenden Fäden (licia), die auf einen Kreisel (turbo) aufgewickelt wurden, bestehenden Zauber geht, womit die Magie die Gegenstände ihrer Beschwörung an sich zog und festhielt. Nach vollbrachter Nekyomantie läßt nun Alcimede die Schatten wieder zur Unterwelt zurückkehren, jamjam exorabile retro Carmen agens, welches Jacobs gelehrt erläutert. Wie nemlich durch Wiederabwicklung der Fäden vom Kreisel oder der Spindel der Zauber wieder aufgehoben wurde, so konnte durch entgegengesetzte Zauber-Formeln die Kraft der vorigen wieder entkräftet werden, oder vielmehr, wenn wir die Ausdrücke retro carmen agere beym Valerius Flaccus und verba resolvere et dimittere umbram beym Quintilian mit Horazens Citumque retro solve, solve turbinem genauer

ins Auge fassen, die Manen kehrten an ihren Ort zurück, wenn man dieselben Zauberformeln, womit man sie citirt hatte, rückwärts las oder hersagte, eine Ansicht, welche durch die in Fausts Höllenzwang und von allen Geister-Beschwörern vorgeschriebnen Gebräuche, die sich gewiß in das Alterthum verlieren, unterstützt wird.

Wenn Tiphys B. 2, V. 61 f. sagt:

Atque adeo non illa sequi mihi sidera monstrant,
Quae delapsa polo reficit mare. —

Aber es zeigen mir nicht die Sterne den Weg, den ich gehn soll,
Welche gesunken vom Pol das Meer erfrischet —

so haben sich die Ausleger wohl ganz unnöthiger Weise in dem Worte monstrant verwickelt, und wenn gleich des Her. dafür vorgeschlagnes mens est dem Ohr nicht so weh thut als Heinsius mens stat, so ist doch der schwerere und dichterisch schönere Ausdruck: sidera mihi monstrant τὸ sequi, i. quam ingredi debeam viam, die Richtung des Weges, wofür sequi nach Burmanns Ausführung zu B. 1 V. 3 gesetzt wird, jeder Verbesserung weit vorzuziehen. Die Sterne sind die Wegweiser und der Steuermann folgt ihrer Leitung.

Venus bereitet V. 101 ff. den Lemnierinnen Verderben:

— — — — neque enim alma videri
Iam tumet, aut tereti crinem subnectitur auro,
Sidereos diffusa sinus.

— — — — nicht hold zu erscheinen begehrt sie,
Noch umfaßt sie das Haar mit biegsamen Gold, an dem Busen
Losgegürtet das himmlische Kleid.

Nicht ganz klar ist uns der Sinn, den der Her. in die Worte: sidereos diffusa sinus legt: „quod ego, sagt er, acceperim vel de laxo et male cincto amictu, vel de laetitia, cui se antea dederat, perpetua, Graeco διαχεῖσθαι, nostro: sich zerstreuen." Sinum diffundere kann wohl nur in so weit von der Erheiterung oder Zerstreuung gesagt werden, als das flatternde, entgürtete Gewand ein Zeichen der Fröhlichkeit ist, wie schon Burmann hier anmerkt. Hinlänglich bestätigen ließ sich diese Erklärung durch die Beschreibung der Venus mit lockigtem Haar und am Busen frey fliegenden Gewand auf Jasons Schild im Apollonius 1, 742 f.

— — — — — βαθυπλόκαμος Κυθέρεια,
Ἄρεος ὀχμάζουσα θοὸν σάκος· ἐκ δέ οἱ ὤμου
Πῆχυν ἔπι σκαιὸν ξυνοχὴ κεχάλαστο χιτῶνος
Νέρθεν ὑπὲρ μαζοῖο.

In der Erzählung von der Ermordung der Lemnier durch ihre Weiber V. 220 ff. findet man einige Dunkelheit der Wortfügung, welche uns durch folgende Interpunction wegzufallen scheint:

Invadunt aditus et quondam cara suorum
Corpora; pars, ut erant, dapibus vinoque soporos;
Pars, conferre manus etiam magnisque paratae
Cum facibus, quosdam insomnes et cuncta tuentes.

In die Gemächer stürzen sie ein und morden der ihren
Einst geliebete Körper; ein Theil, die vom Schmaus und vom Schlafe,
Wie sie waren, begrabnen; ein Theil, auch fertig zum Streite
Und mit mächtigen Fackeln, die, welche wachend es schauten.

Ein Theil der Frauen überfiel die schlafenden Männer, und versetzte ihnen in diesem Zustande den Todesstreich; andere wagten sich sogar an die, welche noch wachend da lagen und waren auf Widerstand und Gewalt gegen sie gefaßt. Das letztre deutet auf einen höhern Grad von Muth und Wuth oder Unmenschlichkeit hin. Invadunt — dapibus vinoque soporos ist dem Maro nachgebildet, Aen. 2, 265. Invadunt urbem somno vinoque se-

pultam, für welches letztre Wort ein Gothaer Codex, den Worten des Valerius Flaccus noch ähnlicher, sopitam liest.

Ueber Verdorbenheit klagt man bey V. 235 ff.

— — diras aliae ad fastigia taedas
Injiciunt adduntque domos; pars ignibus atris
Effugiunt propere, sed dura in limine conjux
Obsidet, et viso repetunt incendia ferro.

Ein Theil der Lemnierinnen werfen Feuer auf die Giebel der Häuser. Hier ist den meisten Commentatoren adduntque domos verdächtig, und Jacobsens Verbesserung: adduntque rogos, scheint uns zwar nicht nothwendig, aber doch dem, was der Dichter sagt, etwas Pikantes zu geben. Die Grausamen stecken über den theils gemordeten, theils halbentseelten Männern die Häuser an, gleich als wollten sie ihnen die letzte Ehre des Scheiterhaufens erzeigen. So spottet Tydeus des von seiner Lanze getödteten Idas, dessen Schläfe die Flamme der Fackel, die er geschleudert hatte, ergreift, im Statius Theb. 8, 473 f.

— — — Saevos ne dixeris Argos.
Igne tuo, Thebane, rogum concedimus. Arde.

Der Her. nimmt die Lesart einer Handschrift bey Harles obduntque domos in den Text auf, welche wir nicht sowohl von einer Versammlung der

Thüren als davon verstehen würden, daß sich diese Unholdinnen vor den Thüren postirten, um die Männer nicht heraus zu lassen. Allein schon Pius scheint uns die gemeine Lesart adduntque domos sehr gut erklärt zu haben: ad cladem addunt, exurunt insuper penates. So sagt Aeneas zu seinem Vater, der das brennende Troja nicht verlassen will Aen. 2, 660 f. Si sedet hoc animo, perituraeque addere Trojae Teque tuosque juvat. Statt ignibus atris effugiunt liest der Her. mit der Handschrift bey Harles: ignibus acti, weil atris ein mattes und müßiges Beywort sey, als wenn es nicht das solenne schmückende Prädicat des Feuers wäre, was hier auch nichts weniger als bedeutungslos seyn würde, da der Anblick der dicken, schwarzen Dampfwolken vorzüglich furchtbar ist. Allein der wahre Grund, warum die Lesart des Codex hier den Vorzug verdienen möchte, ist vielmehr in der Ungewöhnlichkeit der Construction ignibus effugere zu suchen, die auch Heinsius nicht für lateinisch hielt. Noch eine Schwierigkeit begegnet uns, auf die wir von andern keine Rücksicht genommen sehen. Nach dem diras alias fühlt man sich beym Lesen geneigt, das folgende pars ignibus atris auch auf die Frauen zu beziehen, wie vorhin V. 221 f. das wiederholte pars auf sie ging. Um den Gegensatz der Frauen und Männer daher deutlicher herauszuheben, würde gelesen werden können:

laceri ignibus acti Effugiunt, oder auch acti ignibus atris. Bey V. 238 wäre vielleicht die Bemerkung nicht überflüssig angebracht gewesen, daß obsidere hier absolute für stehen, warten gesetzt wird wie im Terenz: Nunc vero domi certum obsidere est. Oder man müßte zu obsidet aus dem folgenden incendia fügen. Hier noch die Uebersetzung der Verse nach unsrer Ansicht der Stelle:

— es schleudern die andern schreckliche Fackeln
Auf die Giebel und fügen den Brand der Häuser zum Morde.
Zwar entraffen den Flammen sich die zerfleischeten Gatten,
Aber die grausamen Weiber umlagern die Schwell', und es fliehen
Nach erblicketem Schwert die Männer zurück in das Feuer.

Wenn Hypsipyle mit ihrem Vater als Bacchus durch die Stadt fährt und zu dem Gott V. 275 spricht:

— — sine foedatum te funere pontus
Expiet, et referam lotos in templa dracones.

— und vergönn, daß ich dich von dem Morde Beflecken im Meere
Sühn' und dem Tempel bringe zurück die gebadeten Drachen.

so will Carrio unter den Drachen eine Art von Zeichen oder Fahnen verstanden wissen, die im Tempel des Bacchus aufgehängt gewesen, und der Her. tritt bey, doch mit der nähern Bestimmung, daß diese Fahnen nicht etwa die Gestalt von Drachen gehabt, sondern daß man bey dem Ausdruck blos an den Begriff des Flatterns (aber dachte man sich denn die Drachen oder Schlangen als fliegend?) gedacht habe, und daß diese Fahnen aus Tigerfellen bestanden haben. Wir sehen aber keinen Grund zu dieser gewagten Deutung, da wir ja füglich den heiligen Drachen, der sich in der mystischen Kiste befand (plenae tacita formidine cistae V. 267), verstehen können. Denn wenn bey den Reinigungen der Götter nicht blos die Bildsäulen derselben, sondern auch die andern heiligen Geräthschaften gebadet wurden (s. Spanheim Einleitung zu Callimachus Hymnus auf das Bad der Pallas), so darf es ja wohl auch nicht befremden, wenn Hypsipyle die Bacchische Schlange badet.

In der Vergleichung von dem Kriegs-Roß V. 386 ff. mögen noch Dunkelheiten seyn. Vor der Hand hätte aber doch die von Heyne zum Tibull vorgezeichnete Interpunction, als die, welche den bequemsten Sinn giebt, angenommen zu werden verdient. Nicht anders wurde Jason entzündet:

Quam bellator equus, longa quem frigida pace
Terra juvat brevis, in laevos piger angitur orbes,
Frena tamen dominumque velit, si Martius aures
Clamor et obliti rursus fragor impleat aeris.

Wie das kriegrische Roß sich im langen Frieden gewöhnet
An das kleine heimische Feld, und links antretend
Widerstrebt dem Gebiß, doch den Herrn begehrt und die Zügel,
Füllet sein Ohr das Kriegesgeschrey, die vergessene Tuba.

Hypsipyle reicht dem scheidenden Jason das Schwert des Thoas V. 419 f.

Accipe, ait, bellis mediaeque ut pulvere pugnae
Sim comes.

Nimm, damit ich dich stets im Kriege begleit' und im Staub der
Feldschlacht.

Die Anmerkung sagt: sim tibi comes statt: „mein Angedenken begleite dich,“ sey zu gezwungen ausgedrückt und der Her. habe daher im Text gesetzt: sit. Allein der Setzer hat wirklich sim stehen lassen, wir wissen nicht, ob durch ein Gefühl geleitet, daß jenes die gewähltere Lesart seyn möchte und daß der Liebe und Zärtlichkeit eine etwas kühnere Sprache wohl anstehe.

V. 439 hat der Her. Schraders preiswürdiger Verbesserung Gerechtigkeit wiederfahren lassen, indem er mit ihm liest:

Hactenus in populos vati, Samothraca, diemque
Missa vale, sacrisque metum servemus opertis.

So weit nur unter das Volk und gebracht an den Tag von dem Seher,
Lebe wohl, Samothraka, und Ehre sey deinem Geheimniß!

Samethraca ist im Text ein Druckfehler. Die Schradersche Emendation gründet sich auf den Apollonius. Der gemeinen Lesart: Hactenus in populos, vates Samothraca, diemque Missa mane war kein rechter Sinn abzugewinnen.

Hesione erzählt dem Hercules V. 473 f.

Nos Ili veteris quondam genus, invida donec
Laomedonteos fugeret Fortuna Penates.

Wir sind des Ilus Geschlecht, des weiland alten, so lange,
Bis Laomedons Penaten das neidische Glück floh.

Der Pleonasmus in Ili veteris quondam, welchen wir in der Uebersetzung nachgeahmt haben, würde uns nicht eben mit Slothouwer und dem Her. stören, da ähnliche genug vorkommen, wie veteres senes Tibull 1, 8, 50, vetus senectus Horaz

Epod. 8, 3., Γρηῒ παλαιγενέϊ ἐναλίγκιος Homer H. an d. Ceres V. 101., τότ' ἦσαν Χρύσειοι πάλαι ἄνδρες Theocrit 12, 16. Allein wir sehen nicht, wie sie sagen konnte: sie sey aus dem Geschlecht des Ilus so lange gewesen, bis das Glück von Ilium gewichen. Aus dieser Ursache stimmen wir recht sehr für Slothouwers scharfsinnige Verbesserung:

Nos Ili felix quondam genus.

So spricht Ovid Fast. 6, 419 f. von Iliums ehmaligem Glücksstand:

Moenia Dardanides nuper nova fecerat Ilus:
Ilus adhuc Asiae dives habebat opes.

In der Beschreibung von dem Auge des Seeungeheuers, welches die Hesione zu verschlingen drohte V. 499 f. stellantia glauca Lumina nube tremunt scheint uns des Her. Deutung der nubes glauca auf das von den Wellen umwölkte Haupt gezwungen, dagegen aber Maserius Erklärung: lumen ardentissimum inter orbem glaucum sehr natürlich und passend: „der blinkende Augenstern im blauen Wolkenauge."

Ueber V. 512 — 520 fühlen wir uns zu einigen Anmerkungen bewogen. Der Fels, auf welchen Hercules springt (Insiluit scopulo), um das Seeungeheuer zu bekämpfen, ist nicht der, an welchem

Hesione angekettet war V. 542 f., sondern in der Nähe desselben, und muß zu der Reihe der am Gestade hinlaufenden Felsen gehörig (V. 525—7) gedacht werden. Vermuthlich konnte Hercules von dieser Höhe aus dem Ungeheuer am besten beykommen oder auch wohl sich gegen Anfälle desselben hinter Vorsprüngen des Felsens sichern. Und so möchte vielleicht (nur anders modificirt) die Sage von dem τεῖχος ἀμφίχυτον Ἡρακλῆος beym Homer Il. 20, 145 ff. zum Grunde liegen:

— der geschüttete Wall des göttergleichen Herakles,
Den ihm hoch die Troer vordem und Pallas Athene
Ründeten, daß sich bergend dem Meerscheusal er entrönne,
Wann es einmal vom Gestade daher ihn scheucht' in das Blachfeld.

Und nach dem Hellanicus beym Scholiasten des Homer scheint er von diesem Erdwall sich in den Rachen des Thieres gestürzt zu haben. Wir sind zweifelhaft, ob der Her. mit Recht den Hercules zum Subject des Folgenden macht: motumque e sedibus aequor Horruit et celsi spatiosa volumina monstri, theils, weil es eine würdigere Vorstellung von Hercules giebt, wenn er so stürmend sich auf den Felsen schwingt, daß das Meer und selbst das Ungeheuer einen Augenblick erbebt, theils weil nach des Her. Deutung die Folge der Ge-

danken etwas ungehöriges hätte. Er betet zu den Göttern, springt auf die Klippe und schaudert vor der aufgeregten See und dem Meerscheusal. Was die folgende Vergleichung V. 515 ff. betrifft, so glauben wir, sie müsse in Eins mit V. 518 als Nachsatz gezogen und also interpungirt werden:

Qualis ubi a gelidi Boreas convallibus Hebri
Tollitur, et volucres Rhipaea per ardua nubes
Praecipitat, piceo nondum tenet omnia coelo;
Illa simul molem horrificam scopulosaque terga
Promovet.

Der Lesart scopulosa terga zieht der Her. Heinsius Conjectur scruposa vor, ohne sie jedoch dem Texte aufzudringen. So gelehrt sie auch von Heinsius unterstützt wird, bleiben wir doch bey der gelehrteren und weniger gewöhnlichen Vulgate stehen. Das meiste macht in dieser Stelle das Ende zu schaffen: intremere Ida Illidique ratis pronaeque resurgere turres. Den Ida möchten wir auf keinen Fall missen oder gegen Becks intremere undae Illidique vadis vertauschen, ob uns gleich vadis selbst anlächelt. Denn unsre Meinung geht dahin, daß vielleicht zu lesen sey:

— — — — intremere Ide,
Illidique vadis pronaeque resurgere puppes.

Die Fahrzeuge, die gerade auf der See waren, wurden vom Sturme bald in den Grund hinab, bald

wieder in die Höhe geschleudert. Vgl. 8, 330 f. Der Eurus beym Virgil Aen. 1, 112 Illiditque vadis sc. tres naves. Vgl. Valerius Flaccus 4, 410. Jetzt, nachdem wir unsre Gedanken über das Einzelne vorgetragen haben, drücken wir diesen zufolge die Verse also aus:

Jener, nachdem er den Vater, die Götter des Meeres und seine
Waffen beschworen, springt auf den Fels: es erbebt die von Grundaus
Aufgeschreckete See und das vielgewundene Unthier.
Wie sich der Boreas hebt aus den kalten Thalen des Hebrus,
Ueber Rhipäische Höhen hinrollend die flüchtigen Wolken,
Aber nicht ganz noch bedecket mit Nacht die Veste des Himmels:
Also wälzet die Bestie fort den felsigen Rücken
Und den schrecklichen Leib und kommt mit gewaltigem Schatten;
Ida zittert; die Schiffe versinken und heben sich wieder.

Es verdient Beyfall, daß der Her. V. 621 statt des unstatthaften Ianus Withofs schöne Verbesserung Taurus aufgenommen hat: Taurus et occiduis regnator montibus Atlas. Der Atlas in Westen ließ als Gegensatz ein Gebirge in Osten erwarten.

In der Geschichte von dem unglücklichen nächtlichen Streit mit den Dolionen weicht Valerius Flaccus sehr vom Apollonius 1, 1092 ff. und Orpheus V. 535 ff. ab. Nach dem Flaccus hatte sich Cyzicus, der König der Cyzicener, den Zorn der Cybele durch Erlegung eines ihrer Löwen zugezogen und die Göttinn dadurch vermocht, die von ihnen nach einer freundlichen Aufnahme abgereisten Argonauten durch Sturm in der Nacht an ihre Küste zurückzuwerfen, wo sie von den Einwohnern als vermeinte Feinde in der Dunkelheit angegriffen, der König Cyzicus selbst aber im Gefechte getödtet wurde. In den beiden griechischen Dichtern hingegen datirt sich der Zorn der Rhea oder Cybele, nicht gegen die Cyzicener, sondern gegen die Argonauten, daher, daß sie die Giganten und den Cyzicus erlegt hatten. Sie hielt sie deswegen durch lange Stürme auf, bis sie von ihnen versöhnt wurde.

Die Stelle von dem nächtlichen Opfer des Medon B. 3, V. 117 ff., welches dieser unvollendet ließ (Linquit—infectaque pernox sacra, wie Mopsus V. 414 darbringt lustralia pernox Vota), um dem Feind entgegen zu gehen, ist noch nicht ganz aufs Reine gebracht, wenn gleich Bentley's heller und scharfer Blick ihr nützlich gewesen ist. Statt: Statque loco torus, in quo (omen) oder in quo omnes mansere ministri giebt der Hr. Bentley's Verbesserung:

Statque loco torus, insomnes mansere ministri.

Es ist hier von der Unterbrechung eines nächtlichen Opfers die Rede, bey welchem wir nicht einsehen, was die Erwähnung des torus soll (wenn man es nicht etwa von den Sesseln oder Tischen beym Opfermahl versteht, wie 4, 530.) und wo uns die letzten Worte, ungeachtet dessen, was Bentley und der Her. darüber sagen, ziemlich matt und müßig scheinen. Das omen in der gemeinen Lesart sollte man doch nicht für so verwerflich achten, da die Unterbrechung eines Opfers für eine Sache von böser Vorbedeutung galt. Was den Anfang des Verses anlangt, so vermutheten wir: Statque loco taurus, wie von dem Stygischen Opfer 1, 775 taurus Stabat adhuc u. s. w. Ueber die andre Hälfte können wir nicht mit uns einig werden. Wie der Vers von Bentley gelesen wird, würde er, dünkt uns, noch eher hinter V. 116 passen, wo vom Genysus die Rede ist, der aus seinem Schlafgemach hinaus eilt, und wo sich die Verse so an einander reihen würden:

Ast illi subitus ventis vivoque reluxit
Torre focus; telis gaudes, miserande, repertis,
Statque loco torus, insomnes mansere ministri.

Doch auf dem Heerde leuchtet ihm jetzt ein durch Hauche belebter
Feuerbrand; ach, dich erfreun die wiedergefundnen Geschosse!

Leer steht der Torus, und die Diener warten des Herren!

V. 122 ist der Her. nicht mit Bentley's Verbesserung: Inde vagi nec bella (f. tela) modis nec casibus isdem Conseruere manu zufrieden, weil bella manu conserere eben so unlateinisch sey als tela manu conserere. Daß bella conserere wenigstens gut sey, zeigt Bentley aus V. 30, nur der Beysatz manu wäre folglich bedenklich. Warum liest man also nicht lieber:

Inde vagi nec bella modis nec casibus isdem
Conseruere manus.

Manus haben auch Handschriften, und so stimmte die Redensart ganz mit dem citirten 30sten Vers überein: Ut socias in nocte manus atque impia bella Conferat.

Phlegyas stürzt mit einer Pechfackel daher, aber gegen ihn erhebt sich Hercules V. 133 ff.

Tollitur hinc totusque ruit Tirynthius arcu,
Pectore certa regens adversa spicula flammæ,
Per piceos accensa globos, et pectus harundo
Per medium contenta fugit.

Gegen ihn spannet mit Macht der Tirynthische Heros den Bogen,
Richtend das sichre Geschoß von der Brust in die feindliche Flamme;

Angezündet von ihr durchflog der geschnellete Rohrpfeil
Durch die Mitte der Brust.

In diesem Sinne erklärt der Her. diese Verse, deren zweiter als unverständlich von den Auslegern war mit einem Sternchen bezeichnet worden. Pectore geht auf Hercules Brust; denn man pflegte den Bogen an der Brust zu spannen. Adversa flamma müßte also wohl für in adversam flammam gesetzt seyn. Hercules gab seinem Pfeil die Richtung, daß er durch die Fackel des Phlegyas fuhr und von ihr entzündet mit verdoppelter Kraft in des Gegners Brust eindrang.

Clite, Cyzikus junge Gemahlinn, ruft die Frauen zur Klage über des Gatten Tod auf V. 316 ff.

Und sie spricht: Mein Gemahl, im ersten Jahr mir entrissen,
Nimmst du alles mit dir, bevor ich ein Pfand deiner Liebe,
Eine Wonne besitze von dir, die erträglich mir machte,
Theurer, deinen Verlust und ein wenig täuschte die Schmerzen.

Richtig faßt der Her. necdum suboles nec gaudia de te ulla mihi mit Burmann von Kindern, der Freude ihrer Eltern. Aehnlich sagt Lycurgus Gemahlinn zu ihrem getödteten Kinde beym Statius

Theb. 6, 163 Nulla ex te gaudia matri. Vgl. 10, 426 Si cui forte domi natorum gaudia. Es ist fast lustig zu lesen, wie sich Burmann hier gegen den sanctissimus Jesuita Cerda ereifert, daß er über den Virgil weitläuftig ausgeführt habe, die gaudia gehen auf die Freuden der Umarmung, da doch ein ehrwürdiger Pater diese nicht kennen und sich nicht mit Untersuchung solcher schlüpfriger Wortbedeutungen abgeben sollte. Zur Unterstützung ihrer Erklärung hätten die Ausleger den Apollonius 1, 973 ff. anführen können, der vom Cyzicus sagt:

Οὐδέ νύ πω παίδεσσιν ἀγαλλόμενος μεμόρητο·
Ἀλλ᾽ ἔτι οἱ κατὰ δώματ᾽ ἀκήρατος ἦεν ἄκοιτις
Ὠδίνων u. s. w.

Und in diesem edlern Sinne des Wortes gaudia nehmen wir auch im homerischen Hymnus an die Ceres V. 101 von dem alten Mütterchen: ἥτε τόκοιο Εἴργηται δώρων τε φιλοστεφάνου Ἀφροδίτης und die Worte der Anna zur Dido Aen. 4, 33 Nec dulces natos Veneris nec praemia noris? Was auch dagegen Ruhnkenius in der Vorrede zum homerischen Hymnus sagen mag.

Zu verwundern ist es, wie die Ausleger haben übersehen können, daß die rührende Klage der Clite V. 320—5 den Abschieds-Worten der Andromache

vom Hector Il. 6, 411—430 nachgebildet ist, zu welcher letztern Stelle auch Heyne in den Observationen (zu V. 429) auf den Valerius Flaccus verweist. Man höre nur die Elite:

Mir entriß des Mygdoniers Heer und blutige Waffen
Neulich das Vaterhaus und den Vater; vom heimlichen Pfeile,
Den die mächtige Trivia schoß, ward geraffet die Mutter.
Du, der mir Gatte zugleich und Bruder und Vater und Mutter
War, und von früher Jugend Beginn die einzige Hoffnung,
Ach, du verläßt mich, es stürzt die ganze Stadt nun zusammen.

Natales domos V. 321 erklärt der Her. durch patris hereditatem. Aber es ist hier von keiner Erbschaft die Rede, deren auch Homer nicht gedenkt, sondern von der ganzen Familie, dem ganzen väterlichen Haus, welches vom Feind ausgerottet wurde. Da Vater und Mutter noch besonders genannt werden, so hat man vorzüglich an die Geschwister zu denken, die auch V. 323 mit angedeutet werden. Der Her. fragt, warum er die Mutter vom unsichtbaren Pfeil Dianens umkommen lasse. Die Antwort ist, weil er dem Homer folgt, bey welchem Andromache ebenfalls von ihrer Mutter V. 428 erzählt:

Aber sie starb durch Artemis Pfeil im Pallaste des Vaters.

Eben so wenig hat man bemerkt, daß die folgenden Worte der Clite V. 326 f.

Ast ego non media te saltem, Cyzice, vidi
Tendentem mihi morte manus, aut ulla mo-nentis
Verba tuli.

Nicht einmal sah ich dich die Hände mir reichen im Sterben,
Cyzicus, noch erhielt ich von dir ein Wort der Erinnrung.

aus der Klage der Andromache über Hectors Tod Il. 24, 743 entlehnt sind:

Denn nicht hast du mir sterbend die Hand aus dem Bette gereichet,
Noch ein Wort mir gesagt voll Weisheit, welches ich ewig
Eingedenk erwöge, bey Tag und Nacht dich beweinend.

In V. 439 f. war bisher eine starke Corruptel: prosectaque partim Pectora per medios, partim gerit obvius Idmon. Das doppelte partim weist entweder auf eine doppelte Handlung oder auf eine doppelte Person. Das leztre ist hier wirklich der Fall, und der Her. hat die Stelle aus der Handschrift bey Harles hergestellt, welche liest:

partim Pectora fert Mopsus, partim gerit obvius Idmon,

Zu kurz wird vom Her. die merkwürdige Schilderung der Zauber-Gebräuche V. 444 ff. abgefertigt:

Mopsus formet, wie sichs gebührt, zu Männer-Gestalten
Eichenstämm' und heftet daran nachgeahmete Waffen.
In sie beschwört er den stygischen Zorn, die Rache vergoßnen
Blutes zu fahren, in sie die des Schlafs beraubenden Sorgen.

Apollonius weiß nichts davon, sondern statt dessen wird bey ihm I, 1117 ff. aus dem Stamm eines alten Weinstocks ein Bild der Rhea künstlich geschnitzt. Keiner der Erklärer des Flaccus scheint sich aber bestimmt und deutlich gedacht zu haben, daß diese aus Eichen-Klötzen verfertigten und nach Art der Tropäen mit Waffen bekleideten Bilder (nicht die erschlagnen Cyzicener, wie Burmann meint, sondern) die Argonauten bedeuteten, von welchen die Cyzicener waren getödtet worden. Denn die Manen der Gefallenen sollen dadurch befriedigt werden, daß sie in die dazu aufgestellten Bilder fahren und gegen diese wüthen, gleich als wütheten sie gegen ihre Mörder selbst. Ueber den verschiednen Gebrauch solcher Puppen bey magischen Opfern im

Theocrit, Virgil, Horaz s. die Ausleger zu Virgil Ecl. 8, 73. 80. Aen. 4, 508. Gesner verstand dasselbe unter den πλάσματα des Orpheus Argon. 957 (960 Hermann).

In der Beschwerde der Juno über den Hercules V. 515 f. las man sonst: jam tum indecores justaeque dolorum Primitiae, et tenero superati protinus angues. Aber da nur Eine Handlung zu verstehen ist: „die Erwürgung der Schlangen gereichte der Juno zur Schande und zum Verdruß," so liest der Her. schicklich:

— — jam tum indecores justaeque dolorum
Primitiae a tenero superati protenus angues.

— — Schon entehrend für mich und der Schmerzen gerechte
Erstlinge waren die Schlangen vom zarten Knäblein erwürget.

In der Beschreibung der Nymphen V. 523 f. heißt es:

— — — — Levis omnibus arcus
Et manicae virides et stricta myrtus habena.

— — — Es schmücket die Nymphen der leichte Bogen, die grünlichen Aermel, der Myrtenspieß mit dem Riemen.

Da myrtus stricta habena eine bequeme Erklärung zuläßt, wie der Her. selbst angiebt, so scheint

es uns doch etwas zu voreilig, daß er Reinesius Conjectur, so schön und schmeichelnd sie übrigens ist, corytus statt myrtus, aufgenommen und mit Versetzung des Bindeworts in den Text gesetzt hat: stricta et corytus habena.

Wenn die Stelle V. 634 reboatque superbis Comminus ursa lupis von den Thieren des Waldes, die nach gewichenem Tiger oder Löwen wieder sich ihrer Fröhlichkeit auf ihren gewohnten Plätzen überlassen, sonderbar ist, da Bären und Wölfe einander eben nicht zu antworten pflegen: so muß man dagegen gestehen, daß des Her. Verbesserung: reboantque superbis Comminus arva lupis sehr passend sey. So heißt es vom lauten Kampfe der stolzen Stiere in Virgils Georg. 3, 223 reboant silvaeque et longus Olympus. Wir übertragen die ganze Vergleichung nach der vom Her. in dem einen Verse vorgeschlagnen Aenderung:

Wie zu den Waldhöhn erst rückführt die fröhliche Hirschkuh
Ihre Heerde; der Eber braust, von den muthigen Wölfen
Tönet wieder die Flur, wenn sich der Marzische Tiger
Hat entfernt, der verstummete Leu zu der Höhle zurückkehrt.

In der stolzen Anrede des Meleager an den Ja-

son V. 670 plagte man sich vergebens mit der gemeinen Lesart:

Ast egomet, quocunque voces, qua tegmina ferro
Plura metam.

In des Her. Recension liest man dafür mit Recht die gelungene Jacobsische Verbesserung:

Ast egomet, quocunque voces, sequar; agmina ferro
Plura metam etc.

Aber, wohin du mich rufst, ich folg'; es mähet mein Eisen
Größere Schaar; dir geweiht ist die Hand, dir jeglicher Tropfen
Meines Bluts, und ich fordre sogleich die größten der Werke.

Die etwas anstößige und den Anfechtungen der Abschreiber und Kritiker ausgesetzt gewesene Redensart V. 731 sidera sustulit astris ist blos durch die Worte sidera tollit in coelo erklärt worden. V. 737 wird: Non aliter gemitu quondam lea prolis ademtae Terga dedit von der Flucht erklärt, und keine Kenntniß von den Bedenken und Verbesserungs-Versuchen der Kritiker genommen. Da hier von keiner Flucht des Löwen die Rede seyn kann, wohl aber von dem Ingrimm des

beraubten (vgl. Ovid Met. 13, 547 f.), so würde vielleicht Terga ferit näher zum Ziele führen, da dieses Peitschen des Rückens mit dem Schwanze das Zeichen der Wuth ist, oder auch Torva fremit, wie Statius Theb. 10, 416 Ut lea — natos erecta superstat Mente sub incerta, torvum ac miserabile frendens. Vgl. Ilias 20, 164 ff. Lucan 1, 205 ff. Allein, ob wohl den Zügen nach weiter abweichend, ist doch dem Sinne nach Jacobsens Verbesserung die treffendste: Arva quatit, welches von einem lauten, erschütternden Geschrey gesagt wird.

Im vierten Buch V. 27 ff. erscheint Hylas dem Hercules im Traum und verkündigt ihm, er sey von der Nymphe zum Gott gemacht:

— — — — — — — inanes
Nunc Iovis accessus et jam mihi limina coeli
Conciliat, jungitque preces et fontis honores.

Der Her. läßt das, keiner genügenden Erklärung fähige inanes accessus Iovis im Texte stehen, neigt sich aber in der Anm. zu Jacobsens evidenter Verbesserung: in arces Nunc Iovis accessus. Schwerlich dürften mit dem Her. die preces auf die Bitten der Nymphe an den Hylas, sich zu beruhigen, gehen; vielmehr sind preces et honores fontis die Gebete und Opfer, die ihm als einer Gottheit der Quelle dargebracht werden. Sie eröff-

net, sagt Hylas, mir den Olymp und macht mich außerdem noch der Ehre einer Gottheit des Wassers theilhaftig:

Zutritt verschaffet sie mir zu Jovis Burg und des Himmels
Schwell', Anbetung fügt sie hinzu und die Ehre des Quelles.

Die Argonauten segeln weiter, und Orpheus stimmt einen Gesang an, V. 85 ff.

Aber es sang vom erhabenen Bord der thracische Priester
Seinen Gefährten zum Trost ob des ihnen vom Schicksal verhängten
Ungemaches ein heilendes Lied, zu verscheuchen die Sorgen,
Das von den Saiten begleitet die Trauer, den Zorn und das Mühsal
Schwichtiget und die Sehnsucht nach den geliebeten Kindern.

Bey den Worten des letzten Verses dulces cedunt e pectore nati fragt der Her. „Nati? Quid his cum Argonautis, quorum nullus liberos amiserat?“ Aber warum soll denn nicht von dem Sehnen nach den daheim gelassenen Kindern die Rede seyn? So wird z. B. Peleus an den beym Chiron gebliebenen Knaben Achilles (1, 255 ff.) gedacht haben.

Bey dem Ausdruck V. 91 Oceani genitale caput merkt der Her. an, daß die Anhänger des Thales den Ocean für den Erzeuger aller Dinge gehalten. Aber Flaccus dachte wohl nicht an den Thales, sondern folgte der alten kosmogonischen oder homerischen Vorstellung Ilias 14, 201 Ὠκεανόν τε θεῶν γένεσιν, wofür Maro Georg. 4, 382 sagt: Oceanumque patrem rerum.

Juno schöpft Verdacht gegen die Io und kommt herab nach Argos, zu der Grotte, wo sie mit dem Jupiter Zusammenkünfte zu haben pflegte V. 357 f.

Cum trepida Inachiae pellex subit ora juvencae,
Sponte dei: plausu fovet hanc et pectora mulcet
Iuno, renidenti cohibens suspiria vultu.

Als der Inachischen Kuhe Gestalt die zitternde Buhle
Annahm auf des Gottes Geheiß; mit den Händen klopft Juno
Sie und streichelt die Brust, im Lächeln verbergend die Seufzer.

Daß sich der Her. versehen hat, wenn er pellex nicht von der Io, die Ovid Met. 1, 726 pellex Argolica heißt, sondern von der Juno (blanda, quae pellicit), und ora juvencae Inachiae trepida subit erklärt: propius ad eam accedit, das wird er sich selbst bey nochmaliger Ansicht der Stelle (s. auch V. 395 in miserae rursus bovis

ora recurrit) und nach Vergleichung des Ovid, den Flaccus vor Augen hat, 1, 610 ff. sagen: Jupiter

Conjugis adventum praesenserat inque nitentem
Inachidos vultus mutaverat ille juvencam.
Bos quoque formosa est. Speciem Saturnia vaccae,
Quamquam invita, probat etc.

Nachdem Argus vom Mercur getödtet worden, läßt Juno die Jo von der Furie verfolgen V. 392 ff.

— — — — — und siehe,
Mit den Fackeln und Schlangengewind und tartarischem Heulen
Zeigt ihr Tisiphone sich.

Der Her. hätte anmerken müssen, daß Flaccus, wie in der ganzen Episode von der Jo, so in dieser Vorstellung dem Ovid Met. 1, 725 f. folgt:

Horriferamque oculis animoque objecit Erinnyn
Pellicis Argolicae.

um so mehr, da die ältere Dichter-Sage bey Aeschylus und Sophocles statt der Furie eine Bremse (Oestrus) setzt, von welcher Jo über Land und Meer gejagt wurde.

Die Harpyien werden von den Söhnen des Boreas bis zu den Strophaden verfolgt. Hier gebietet, nach dem Apollonius, Iris, nach Valerius

Flaccus, Typhon der Verfolgung ein Ziel zu setzen. Den Schluß von Typhons Rede V. 525 f.

— Harpyiae numquam nova pabula quaerent,
Donec erunt divûm meritae mortalibus irae.

hielt Heinsius für untergeschoben, nicht aus dem von Burmann und vom Her. angeführten Grunde, sondern, und zwar, wie wir meinen, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, weil er sie für einen müßigen Zusatz ansah. Daß die Harpyien Rache-Dienerinnen des Jupiter sind, war schon V. 521 gesagt: magnas sibi legit in iras. Die Worte Harpyiae numquam nova pabula quaerent verstand Heinsius vielleicht so, daß sie nie wieder oder von Neuem die Mahlzeiten des Phineus plündern würden, welches denn auch schon im vorhergehenden: agnoscunt monitus jussaeque recedunt liegen würde. Auf jeden Fall schließt sich die Rede besser und nachdrucksvoller mit V. 524:

Gnug verfolgtet die Göttinnen ihr. Was strebet ihr Jovis
Dienerinnen zu drängen noch mehr, der sie, selber mit Blitzen
Und der Aegide gewapnet, zum großen Zorn sich erkieste.
Ihnen gebeut er jetzt selbst die Agenoreische Wohnung
Zu verlassen; sie hören das Wort und weichen beschlicht.

Aber euch drohet ähnliche Flucht und der Bogen erreicht euch!

Der Her., welcher die Aechtheit beider letzten Verse vertheidigt, kommt dem erstern blos durch eine kleine Aenderung, die er als ihm zuverlässig vorkommend in den Text aufnimmt, zu Hülfe:

— Harpyiae numquam non pabula quaerent.

und erklärt den folgenden Vers, welchen Burmann für ein unlateinisches Gemächte eines Mönchs hielt, sehr richtig, so daß der Sinn von beiden ist:

— Nimmer an Nahrung gebrichts den Harpyien, so lange
Noch der Götter verdieneter Zorn der Sterblichen Haupt trifft.

Was indeß jene Verbesserung des nova in non anlangt, so glauben wir deren überhoben seyn zu können; denn numquam nova pabula quaerent, kann ja, nach dem bekannten Sprachgebrauch von quaerere (s. Burmann zu 3, 609), sehr wohl heißen: „sie werden nie neues Futter vermissen, es wird ihnen nie daran fehlen," gerade wie der Her. seine Emendation erklärt: semper habebunt pabula parata.

Bey dem, was Phineus von den Chalybern sagt V. 610 ff.

Non ita sit metuenda tibi saevissima quamquam
Gens Chalybum; duris patiens cui cultus in arvis,
Et tonat adflicta semper domus ignea massa.

Fürchte nicht allzu sehr der Chalyber Volk, wenn auch grausam,
Denen im eisernen Boden die harte Nahrung beschieden,
Und stets donnert im feurigen Haus das geschmiedete Eisen.

Bey diesen Versen hätte die Ursache angegeben werden mögen, warum die Chalybes saevissima gens heißen, weil sie nemlich saeva arma schmiedeten; daher sie auch 5, 144 manus crudelis genannt werden. Dura arva erklärt der Her. lapidosus ager, welches einen falschen Begriff geben könnte, als wäre vom Ackerbau auf einem steinigten Boden die Rede, da hier vielmehr die dura cubilia ferri 5, 145 verstanden werden. Auch ist cultus patiens nicht, wie der Her. erklärt, victus tenuis, sondern die harte, saure Arbeit des Bergbaues, wie 1, 235 f. praeduri plena laboris Cerno equidem; patiens sed quae ratis omnia vincat. Apollonius 2, 374—6 diene zum Commentar:

— — — — — σμυγερώτατοι ἀνδρῶν
Τρηχείην Χάλυβες καὶ ἀτειρέα γαῖαν ἔχουσιν
Ἐργατῖναι· τοὶ δ' ἀμφὶ σιδήρεια ἔργα μέλονται.

Als die Argofahrer die Cyanischen Felsen, das Gebiet der Mariandyner, das Acherusische Vorgebirge, den Kallichorus im Rücken hatten, verkündigt die Fama den Ahnherren derselben ihre Thaten in die Unterwelt, Buch 5, V. 82 ff.

Fama per extremos quin jam volat improba Manes
Interea, et magnis natorum laudibus implet,
Venturam coelo fatis melioribus Argo
Addita jamque fretis repetens freta jamque ferentes
Cyaneas.

Den dritten von diesen Versen: Natorum u. s. w. haben mehrere Handschriften nicht, und er wird von mehreren Kritikern verworfen, selbst mit dem vorhergehenden Verse. Wir möchten keinen von beiden missen, aber auch keinesweges mit dem Her. erklären: die Fama sey durch den Acheron, vor welchem die Argonauten vorbey kamen, in die Unterwelt gegangen und habe dort angesagt: venturam coelo Argo, i. e. mox adfore in terris superis. Nach der Folge der Erzählung beym Flaccus waren die Argonauten schon vor der Acherusischen Küste vorüber, als die Fama die Botschaft in die Unterwelt brachte; sie konnte also nicht von einer bevorstehenden Ankunft der Argo in diesen Gegenden sprechen. Nein, die Rede ist von dem Ruhme der Argonauten und der Argo, welcher ein Eh-

renplatz am Himmel bestimmt war; Flaccus 1, 304 f. nec fatidicis avellere silvis Me nisi promisso potuit Tritonia coelo. Vgl. 5, 296. Statius Achill. 2, 363. — Extremi Manes, in deren Erklärung Burmann noch schwanken konnte, sind ohne alle Frage die Manen tief in der Unterwelt. Orpheus Arg. 92. Νείατον εἰς κευθμῶνα, λιτῆς εἰς πυθμένα γαίης. Schwierigkeit machen die Worte Cyaneas ferentes, wofür Andre lesen furentes, man könnte eben sowohl frementes vorschlagen, wenn das leichtere Wort dem schwereren vorzuziehen wäre. Die leichteste und natürlichste Art der Erklärung scheint uns noch diese zu seyn: Jamque addita a navi Argo fretis freta, jamque additas Cyaneas ferentes transmittentes sc. navem Argo. Die Cyanischen Felsen führten oder ließen die Argo durch, welches vorhin den Wellen selbst zugeschrieben wurde 4, 677 f. Coeperat hinc cedens abductis montibus unda Ferre ratem. Unsrer Erklärung der ganzen Stelle zufolge übersetzen wir:

Doch die geschäftige Fama entfleucht zu den untersten Manen,
Und erfüllt ihr Gemüth mit dem großen Lobe der Söhne;
Argo sey für den Himmel bestimmt vom günstigen Schicksal,

Schon sey Meer um Meer durchlaufen, und schon die Cyanen,
Wiederholt sie.

Die Nachricht erregt große Bewegung in der Unterwelt:

— — von Sehnsucht zu schaun entbrennen die Väter,
Welche noch Liebe beseelt und Durst nach ähnlichen Thaten.
Unbewegt bleibt das Schicksal; doch einen, begraben an jenem
Ufer, senden sie aus, um die theure Schaar zu bewundern.
Sthenelus geht.

Da das Schicksal den andern versagte, in die Oberwelt zurückzukehren, Sthenelus aber dahin abgesandt wird, so nimmt der Her. an, dieser sey zwar begraben, aber noch nicht über den Styx gesetzt gewesen. Das Begrabenseyn und über den Styx gesetzt werden fällt aber in Eins zusammen, und die Ursache, warum Sthenelus zurückkehrt, liegt wohl nur in einer besondern Vergünstigung, die einzelnen Schatten zu Theil wurde. Vgl. z. B. Statius Wälder 2, 1, 227 ff. 7, 121 ff. Sthenelus war wohl schon längst in der Unterwelt; denn der Kampf des Hercules mit den Amazonen, in welchem er geblieben war, fällt in die Zeit vor dem Argonauten-Zug. Vgl. Burmann zu 1, 34., und wurde jetzt nur auf

sein Flehen von der Proserpina heraufgesendet, wie Apollonius 2, 915 ff. erzählt, der, nach dem Scholiasten, die Erscheinung seines Schattens erdichtet haben soll. Valerius Flaccus hat diese Dichtung weiter ausgesponnen. Daß er vor seiner Erscheinung schon in der Unterwelt war, beweisen ja auch die Worte V. 96: Ille dolens altum repetit Chaos. Sie bringen nun den Manen des Sthenelus ein Todten-Opfer dar V. 99 f.

Carmina quin etiam visos placantia Manes
Odrysius dum rite movet, mixtoque sonantem
Percutit ore lyram, nomenque reliquit arenis,
Altius in ventos recipit ratis.

wo wir aber statt Odrysius dum vorschlagen tum zu lesen und nach arenis ein Punct zu setzen, welches sowohl mit dem Apollonius übereinkommt als der Sache überhaupt angemeßner ist. Es fängt dann, wie im Apollonius, ein neuer Satz an mit Altius. Sie segeln mit günstigem Winde ab. In dem vorhergehenden Vers muß man zu nomen hinzu denken lyrae; der dem Apollonius nachgebildete Vers (ἂν δὲ καὶ Ὀρφεὺς θῆκε λύρην· ἐκ τοῦ δὲ Λύρη πέλει οὔνομα χώρῳ) wird durch die Kürze dunkel. Oder könnte man etwa nach Anleitung des griechischen Dichters Pertulit oder praetulit statt perculit lesen? Statt des unverständlichen Altius in ventos recipit ratis hat der Hr. Herels Con-

jectur, welche durch Ruhnkenius Beytritt sanctionirt worden, aufgenommen: Altius in ventos rediit ratis d. h. ratis litore relicto altum vocantibus ventis repetiit.

In der Anrede an den Phrixus V. 197 f. behilft sich der Her. mit einer erzwungenen Erklärung der gemeinen Lesart: Tot freta, tot dure properantia sidera passis, Phrixe, fave, ohne die der Prüfung werthe Verbesserung von Jacobs anzuführen: Tot freta, tot cursu properanti sidera passis. Wirklich haben mehrere Handschriften properanti, was auf ein Substantiv im Ablativus hinweist.

V. 252 f. ruft Jason den Beystand des Mars auf, in dessen Hain das goldne Vließ sich befand:

— — — — praesentia luco
Arma tubaeque sonent, vox et tua noctibus exstet.

— — — — es erschall' in dem Haine
Waffen und Tuba laut, dein Ruf durchdringe die Nächte.

Noctes d. h. tenebrae sind unsers Dafürhaltens die Nacht des Haines oder der dichte Hain, so daß man wohl nicht nöthig hat nach des Her. Vermuthung zu lesen: montibus exstet.

Bey der Vergleichung von dem Gemüths-Zustand, in welchem sich Jason bey seiner Landung in Colchis befand, mit dem des Sturm und Krieg er-

regenden Jupiter V. 303 — 11 würde sich weniger Schwankendes in den Anmerkungen der Gelehrten finden, wären sie eingedenk gewesen, daß diese ganze Stelle aus dem Homer Il. 10, 3 — 10 übersetzt ist, wo die Herausgeber eben so wenig an die Nachbildung des Flaccus gedacht haben. Hier Homers Verse nach Voß:

Nur nicht Atreus' Sohne, dem Hirten des Volks Agamemnon,
Nahte der süße Schlaf, da vieles im Geist er bewegte.
Wie wenn der Donnerer blitzt, der Gemahl der lokkigen Here,
Vielen Regen bereitend, unendlichen, oder auch Hagel,
Oder ein Schneegestöber, das weiß die Gefilde bedecket,
Oder des Kriegs weit offenen Schlund, des bitteren Unheils:
So vielfältig erseufzt' im Innersten nun Agamemnon
Tief aus dem Herzen empor, und Angst durchbebte die Brust ihm.

Und nun halte man den Flaccus dagegen:

Praecipue Aesoniden varios incerta per aestus
Mens rapit undantem curis ac multa novantem.
Qualiter ex alta cum Iupiter arce coruscat,
Pliadas ille movens mixtumque sonoribus imbrem
Horriferamve nivem, canis ubi tollitur omnis
Campus aquis, aut sanguinei magna ostia belli,
Aut altos duris fatorum gentibus ortos.

Wie beym Homer schon die alten Grammatiker über die Tendenz der Vergleichung uneins und ungewiß waren, so weiß sich auch der neue Her. des Flaccus nicht recht in dieselbe zu finden und hält sie an dieser Stelle für unpassend. Aber beide Dichter hatten wohl den Gedanken: Wie Jupiter in großer innerer Bewegung ist, wenn er Sturm und Krieg erregt, also ꝛc. Qualiter scil. mens rapit undantem curis Iovem, cum Iupiter coruscat. Und beym Homer: Ὡς δ' (scil. πολλὰ φρεσὶν ὁρμαίνει) ὅτ' ἂν ἀστράπτῃ πόσις Ἥρης. Da Flaccus an die Stelle von ἀθέσφατον ἠὲ χάλαζαν gesetzt hat mixtumque sonoribus imbrem, so vermuthen wir, daß unter den sonores nicht, wie die Her. meinen, der Donner zu verstehen ist, der auch schon in dem coruscat mit begriffen werden kann, sondern das Rasseln der Hagelkörner oder Schloßen. Das von Heinsius angefochtne: canis ubi tollitur omnis Campus aquis wird durch Homer: ὅτε πέρ τε χιὼν ἐπάλυνεν ἀρούρας als ächt erprobt. Die magna ostia belli sind auch dem Homer abgeborgt πτολέμοιο μέγα στόμα. Nur der letzte schwer zu verstehende Vers des Flaccus: Aut altos u. s. w. findet sich nicht im Homer, und könnte schon deswegen, da doch alles übrige wörtlich im Homer steht, wie Jortin muthmaßte, für unächt, etwa für ein Glossem des vorhergehenden, in welchem man magna ostia belli durch al-

tos fatorum ortus zu erklären meinte, genommen werden. Wenigstens würde uns das Bedenken des Her., daß das eine aut V. 308 auf ein zweites hinweise, nicht irre machen, da que, ve, aut in den vorigen Versen in Beziehung zu einander stehen. Will man den Vers retten, so schlagen wir vor, ihn mit einer kleinen Veränderung an den vorigen Vers enger anzuschließen und als Epexegese desselben anzunehmen.

— — — aut sanguinei magna ostia belli
Atque altos duris fatorum gentibus ortus.

So würde der Krieg als der Anfang der hohen Todes-Schicksale für die Kriegliebenden oder harten, rauhen Völker geschildert, wie im Homer gewöhnlich das Todes-Verhängniß αἰπὺς ὄλεθρος heißt. Die gentes durae könnte man schon aus Ovid Met. 1, 414 erläutern: Inde genus durum sumus experiensque laborum: Et documenta damus, qua simus origine nati. Die Uebersetzung der Verse des Flaccus schließe unsre Betrachtung derselben:

Jasons Busen vor allen wogt heftig bestürmt von der Sorgen
Fluthen, und wälzet herum im Herzen viele Gedanken.
Wie wenn Jupiter blitzet herab vom hohen Olympus,
Er die Pliaden erregend und Regen, mit Rasseln vermischet,

Und den erstarrenden Schnee — wann die ganze Flur von den weißen
Flocken sich thürmet — oder den Schlund des blutigen Krieges
Und des hohen Schicksals Beginn den verwilderten Völkern.
Also schlug heftig das Herz dem von zweifelhaften Entwürfen
Hiehin und dahin gerissenen Held.

Vom König Aeetes wird V. 406 f. gesagt, er höre im Tempel seines Vaters Phöbus die Bitten seines Volkes an:

— — hic proceres audit populosque precantes
Adloquii facilis (praesens pater admonet) aequi.

In dem, was der Her. gegen die Worte Adloquii facilis aequi vorbringt, sind uns die Worte nicht recht klar: Obfendunt inprimis duo Adjectiva facilis—aequi sine copula τῷ adloquii juncta. Das Subject ist Aeetes facilis und das, worin er diese Eigenschaft zeigte, adloquium, scheint entweder active genommen werden zu können, in welchem Fall aequi blos schmückendes Beywort von adloquii ist, welches schon in facilis liegt, oder, wie auch der Her. beyfügt, passive, wo es dann heißt, der König sey geneigt, jedem billigen Anbringen Gehör zu geben. Eine andre Verbindungsart, welche der Her. vorschlägt: praesens

pater admonet aequi findet sich auch in Handschriften. Beyfallswerth ist, daß der Her. V. 420 von dem zum Barbaren gewordnen Aegyptier, nach Pius Vorschlag, so interpungirt und liest: Sarmaticis permutat carbasa bracis Barbarus; statt daß sonst barbarus zum folgenden Phasis gezogen wurde.

Die Argonauten staunen im Tempel die Vulcanischen Kunstwerke von dunkler Bedeutung an, während der König selbst eintritt, V. 456 f.

— — Minyas operum defixerat error;
Cum se Sole satus patriis penetralibus infert.

Wir vermissen hier ganz Burmanns Scharfsinn, der die Lesart aller Handschriften bis auf eine se patriis penetralibus edit als die einzig wahre in Schutz nimmt, so ungewöhnlich auch diese Art sich auszudrücken wäre. Der König kommt ja, sagt er, aus (edit se) der königlichen Burg, e patris penetralibus, wie V. 405., um in Phöbus Tempel zu gehen; allein hier sind adyta paterna und dort patria penetralia offenbar der Tempel des Vaters Sol, in den er eintritt. Auch wäre es gar sonderbar, wenn der Dichter in dieser Verbindung den Ausgang des Königs aus seinem Pallast, aber nicht den Eintritt in den Tempel ausgedrückt hätte. Doch daß die Lesart se infert die wahre, auch vom neuesten Her. richtig erklärte, ist, davon würde sich

Burmann überzeugt haben, wäre ihm eingefallen, daß Flaccus, welcher sich hier an Apollonius Erzählung nicht streng bindet, Virgils Schilderung vom Eintritt der Dido in ihren Tempel zu Karthago vor Augen hat Aen. 1, 495 ff.

Haec dum Dardanio Aeneae miranda videntur,
Dum stupet obtutuque haeret defixus in uno:
Regina ad templum, forma pulcherrima, Dido
Incessit — — — — — —
Talis erat Dido; talem se laeta ferebat
Per medios.

Irren wir nicht, so hatte auch Statius Theb. 1, 201 f., wo er den Jupiter mit seinem Gefolge in den Tempel eintreten läßt, den Valerius Flaccus vor Augen und könnte, wenn es dessen bedürfte, zur Bestätigung der von uns vertheidigten Lesart angeführt werden:

— — — mediis sese arduus infert
Ipse Deis.

Nachdem Jason dem König sein Anliegen vorgetragen und zu reden aufgehört hat, kann der König kaum den Ausbruch seines geheimen Unwillens zurückhalten V. 520 f.

Talibus orantem vultu gravis ille minaci
Iam dudum fremit et furiis ignescit opertis.

Also sprach er; doch über ihn schäumt mit drohender Miene
Längst der König, von heimlicher Wuth entglüht ihm der Busen.

Gegen die Lesart der Handschriften fremit machten schon Heinsius und Burmann Ausstellungen; der neueste Her. setzt Heinsius Conjectur premit gerade in den Text. Seine Gründe gegen die gemeine Lesart sind diese; fremere könne nicht ohne die größte Härte mit dem Accusativ der Person gesetzt werden. Wir sehen aber die größere Härte nicht, die in orantem fremere, über den Bittenden schäumen oder vor Wuth beben, Statt haben sollte, als V. 524 f. in ausa viri fremere, über die Kühnheit des Mannes schäumen, wenn man auch nicht 4, 234 fremit ausum für ein Beyspiel einer Verbindung dieses Zeitwortes mit dem Accusativ der Person gelten lassen wollte. Die zweite Einwendung des Her. geht dahin, der ganze Zusammenhang und die ausdrücklichen Worte des Dichters zeigten, daß hier von einer verborgenen, nicht aber von einer laut werdenden Wuth die Rede sey. Doch dieses Bedenken gründet sich auf die falsche Voraussetzung, daß fremere von einem laut und hörbar werdenden Ausbruch des Zornes gesagt sey, welches auch blos von einer heftigen Bebung der Lippen oder starken Wallung des Blutes gesagt werden kann. Dieses erhellet schon aus folgender ganz ähnlichen,

wahrscheinlich dem Flaccus nachgebildeten, und schon darum zur Bestätigung der gemeinen Lesart dienenden Stelle des Statius Theb. 2, 410 f. von der Art, wie der König von Theben das Ansinnen des Tydeus aufnahm:

> Dixerat. Ast illi tacito sub pectore du-
> dum
> Ignea corda fremunt.

Vgl. Statius Theb. 3, 569. — V. 523 ist trahit ex alto sic barbarus iras aus dem Apollonius 3, 368 geborgt: ὑψοῦ δὲ χόλῳ φρένες ἠερέθοντο.

Aeetes schildert dem Jason seine Krieger von verschiednen Völkerschaften V. 608 f.

> Cras acies atque illa ducum cras regna videbis
> Dissona; saxiferae surgat quibus imber habenae;
> Etc.
> Morgen wirst du die Heere und morgen unähnlicher
> Völker
> Führer sehn, die schleudern der Steine Regen aus
> Riemen ꝛc.

Richtig faßt der Her. aus dem Zusammenhang auf, daß dissona regna hier nicht sowohl auf die Verschiedenheit der Sprachen oder Mundarten als auf die verschiedenartigen Waffen gehen. Gewißheit konnte Statius Theb. 4, 299 ff. geben, der die Stelle vor Augen hat:

Arcades hi, gens una viris, sed dissona cultu
Scinditur; hi Paphias myrtos a stirpe recurvant etc.

V. 657 f., welche Stelle Burmann nicht verstand, erklärt der Her. richtig. Die aufgebrachte Pallas hat ihren Zorn gegen den Mars, der sie und nebenher auch seine Mutter Juno beleidigt hatte, ausgelassen und spricht nun, zu den andern Göttern gewandt:

Quin simili matrem demens gravitate secutus;
Digna quidem, monstrum superis quae tale creavit!
Selbst die Mutter verfolgt mit ähnlicher Grobheit der Frevler,
Zwar verdient, die den Göttern solch' Ungeheuer gebohren!

Zwar stimmt die Wortfügung des leztern Verses (Digna) nicht wohl zu dem vorhergehenden (matrem), aber der Dichter ahmt die verworrene Sprache des Affects nach.

In den lezten Worten der Pallas V. 670 f.: „Soll ich unverrichteter Dinge von Colchis abziehen" ist eine Dunkelheit, in welche die Gelehrten vor dem neuesten Her. keinen Lichtstrahl gebracht haben. Die Worte stehen in Burmann so:

Ibimus indecores frustraque tot aequora vectae,
Fassaque quae nequeam? sic femina.

Dafür setzte der Her. muthig seine scharfsinnige Verbesserung in den Text:

Fassaque, quae nequeam, sim femina?

Halten könnt' ich, ein schwaches Weib, nicht, was ich versprochen?

Wenn es Buch 6 V. 15 f. heißt, Perses habe eine Gesandtschaft an den Jason schicken wollen

Legatos placet ire duces, mandataque Perses
Edocet adfari Minyas

so nimmt der Her. mit Bulåus und Heinsius Anstoß an der Verbindung der Worte mandata edocet adfari Minyas, und stimmt entweder für eine ihm vom Rector Müller in Zeitz mitgetheilte Conjectur adferri Minyis oder schlägt vor adfari zu trennen und zu verbinden mandata fari ad Minyas. Wir halten dieß aber nicht für nöthig, wenn man nur mit Burmann interpungirt:

— — — — — mandataque Perses
Edocet, adfari Minyas fraudemque tyranni
Ut moneant.

Abzuschicken Gesandte beliebte; es belehrt sie vom Auftrag
Perses, anzusprechen die Minyer und des Tyrannen
List zu entdecken.

Adfari Minyas etc. ist die weitere Erklärung von mandata.

Einen verzweifelten Vers 96 Ast ubi Sidonicas inter pedes aequat habenas, der keinen Nachsatz hat, suchen Heinsius und Burmann auf mehr als eine Weise herzustellen, der neueste Her. aber auf die leichteste Art:

Est ubi Sidonicas inter pedes aequat habenas.
Fußvolk gleich an Zahl ist unter Sidonischen Reitern.

Gut bemerkt der Her., daß nicht abzusehen ist, worauf V. 102 Quosque bezogen werden soll, wenn man den Vers nicht unmittelbar hinter V. 98 setzen wolle. Unsern Beyfall hat des Vf. Verbesserung von V. 208 f. Castor, begierig nach dem Pferde des Gelas, hastam Pectus in adversum Gelae jacit alipedemque. Aber warum zielt er denn auf das Pferd, das er ja zu besitzen wünschte? Constitit excusso victor duce etc. Er hätte also nur den Reiter, nicht das Pferd getroffen. Obiger Schwierigkeit begegnet nun der Her., indem er liest:

Pectus in adversum Gelae jacit, alipedemque
Conripit excusso victor duce

Castor schießet in Gelas Brust die Lanz', und als Sieger
Greift er das flüchtige Roß nach gestürzetem Reiter —

Des Her. Lesart corripit wird durch Flaccus Zusatz: Jupiter prensisque equitem cognovit habenis bestätigt.

Eine von den vorigen Auslegern, vornehmlich von Burmann, sehr angefochtne Stelle V. 353 ff. wird vom Her. nach der gemeinen Lesart in Schutz genommen und einfach und wahr erklärt:

— magno veluti cum turbine sese
Ipsius Aeoliae frangunt in limine Venti,
Quem pelagi rabies, quem nubila, quemque sequatur
Illa dies.

— wie wenn mit lautem Getöse die Winde sich drängen
Noch an Aeoliens Thür, wetteifernd, welchem zu Theile
Werde des Meeres Sturm, der Wolken Gebiet und des Tages
Herrschaft.

Ipsius Aeoliae in limine steht, damit man es nicht etwa für matt halte, für ipso in limine Aeoliae. Das auffallende Bedenken Burmanns, ob wohl je die Burg oder das Gebiet des Aeolus von den Alten absolute Aeolia genannt worden, entkräftet der Her. durch Beyspiele aus Virgil und aus Valerius Flaccus selbst. Beygefügt mögen noch zwey Stellen des Statius werden, dem Flaccus vermuthlich vorschwebte Theb. 1, 346 ff.

— — — — — claustra rigentis
Aeoliae percussa sonant venturaque rauco
Ore minatur Hiems, Venti transversa frementes
Confligunt axemque emoto cardine vellunt,
Dum coelum sibi quisque rapit etc.

Theb. 12, 652 f.

Rumpitur Aeolia, et longam indignata quietem
Tollit Hiems animos ventosaque sibilat Arctos:
Tunc montes undaeque fremunt; tunc proelia caesis
Nubibus cet.

Unbedingten Beyfalls werth ist es, daß der Her. B. 7, V. 333 f. d'Orville's herrliche Verbesserung in den Text aufnahm. Medea sucht in ihrem Gift-Magazin nach einem starken Mittel, sich auf die kürzeste Art den Tod zu geben:

— — — — qua non velocior ulla
Pestis erat, toto nequicquam lumine lustrat:

— — — — es strebet vergebens Medea
Mit umschauendem Blick zu erspähn das schnellste der Gifte:

Die gemeine Lesart: qua non velocius ulla, Pestiferam u. s. w. gab keinen Sinn. Nach einem eben so richtigen Urtheil ist V. 345 die auf eine Handschrift gegründete glückliche Verbesserung: Tunc pater, atque istis, welche dem Hrn. Prof. Beck zugeschrieben wird, für Tun' poteras istis, dem Text einverleibt worden.

Einer sehr schwierigen Stelle, über welche auch der Her. mit seiner eignen Erklärung noch nicht zufrieden ist, wollen wir doch gedenken, und auch

unsre Vermuthung, obgleich furchtsam, beyfügen. Jason nemlich*, wie er auf dem Marsfeld zu Colchis zu dem Abenteuer mit den Feuerschnaubenden Stieren fertig ganz allein dasteht, verlassen von den Gefährten, wird V. 560 ff. in folgende Vergleichung gesetzt:

— — — totoque ex agmine solus
Stabat, ut extremis desertus ab orbibus axis,
Quem jam lassa dies austrique ardentis arenae
Aut quem Rhipaeas exstantem rursus ad arces
Nix et caerulei Boreae ferus abstulit horror.

Man scheint sich in unauflösliche Schwierigkeiten zu verwickeln, wenn man axis, den Pol, zum Subject macht, und man bringt dann äußerst gezwungne Vergleichungspuncte heraus. Wie aber, wenn das Subject ein Reisender wäre, den der Sturm in die äußersten Weltgegenden (extremi orbes) verschlagen hätte (desertus)? Orbes axis stünden vielleicht für orbes überhaupt oder für orbes coeli, oder, was wir vorziehen möchten, man müßte das Ganze so lesen:

— — ut extremis desertus in orbibus hospes,
Quem jam lassa dies austrive ardentis arenae
Aut quem Rhipaeas etc.

Der Fremdling findet sich allein an den äußersten Enden von Westen oder Süden oder Norden. Dieß wird poetisch ausgeschmückt. Für: der ist nach We-

sten, Süden, Norden verschlagen“ steht: „Westen, Süden, Norden, hat ihn fortgerissen, entführt (abstulit).“ Dies jam lassa ist der Occident, wo der Tag oder Sol, schon müde von seinem Lauf, ankommt. Den heißen Süden bezeichnen Africa's Sandwüsten, austri ardentis arenae. In der Beschreibung des Nordens in den beiden folgenden Versen würde exstantem nach unsrer Erklärungsart auf den Fremdling bezogen werden müssen, wo es jedoch einen gezwungnen Sinn gäbe, auch rursus wäre matt oder undeutlich. Daher scheint uns in diesem Verse einiges verdorben zu seyn, was so oder ähnlich gelesen werden könnte:

> Aut quem Rhipaeas, exstantes sursus, ad arces
> Nix et caerulei Boreae ferus abstulit horror.

Ordnung: aut quem nix et ferus horror caerulei Boreae abstulit ad Rhipaeas arces, exstantes sursus. Von der Lage der Rhipäen sagt Maro Georg. 1, 240 f.

> Mundus, ut ad Scythiam Rhipaeasque arduus arces
> Consurgit.

Bey dem ganzen Benehmen der Medea während der Gefahr, von den Argonauten an die Colchier ausgeliefert zu werden, im achten Buch, hätten wir die Vorzüge entwickelt zu sehen gewünscht, welche die feine Darstellung des Flaccus vor dem

Apollonius voraus hat. Als sie dem Jason hat merken lassen, daß sie in seinem Herzen liest und er ihr antworten will, V. 445 ff.

Als ihr der Held zu antworten beginnt, entfleucht sie mit Wahnsinn
Schreyend. Wie wenn zur Ogygischen Höh' auftreibt die Mänaden
Bacchus und mit der Aonischen Keule schläget die Trommel,
So war die Jungfrau, so irret sie scheu in den Gängen des Schiffes.

Es scheint, als kann sie den Gedanken nicht ertragen, seinen Entschluß, das Geständniß seiner Treulosigkeit aus seinem Munde zu vernehmen. Wie er daher den Mund aufthut, flieht sie mit lautem Geschrey davon und geht in wahnsinnige Phantasien über. Sehr richtig fängt der Hr. mit V. 446 Qualem einen neuen Satz an, aber beytreten können wir nicht, wenn er mit Heinsius und Burmann die Worte Bacchus, et Aoniis illidit tympana truncis für verdorben hält, auch darin nicht, daß er unter den Aoniis truncis Thyrsus-Stäbe versteht. Es sind die ῥόπτρα, womit die Trommeln geschlagen wurden. S. D'Orville zum Charito p. 681 Lpz. Ausg. Orpheus Fragm. 27 p. 485 Herm. Ausg. und p. 506 n. 9. Zu solchen Keulen und zu der ganzen Vorstellung, daß Bacchus mit unge-

stümen Schlägen auf die Lärmtrommel die Bacchantinnen aufschreckt, paßt doch wohl der starke Ausdruck illidit tympana truncis, gegen welchen der Her. Bedenklichkeiten hat.

Um unsern Bericht über die Wagnersche Bearbeitung des Valerius Flaccus nicht über Gebühr auszudehnen, haben wir uns vornehmlich in den letztern, den wichtigsten, Büchern immer mehr auf einzelne wenige Stellen beschränken müssen. Aber dieß müssen wir doch noch ausdrücklich erinnern, daß in so vielen, von uns nicht berührten, schwierigen Stellen der letzten Bücher mancher Knoten durch des Herausgebers Kritik oder Erklärung glücklich gelöst worden.

IX.

Kürzere Anzeigen.

Sinngedichte von Friedr. Christoph Weißer. Zwey Bücher. Zürich, bey Orell, 1805. 106 Seiten. 12.

Die Kritiker aus der neuesten poetischen Schule haben H. Weißers Verdienst bereits hinlänglich gewürdigt. Bey der Anzeige seiner Romanzen ist ihm (in der Jenaischen Litteratur-Zeitung) auf das bündigste gezeigt worden, „daß er eine freche gemeine Natur sey, in den Ton des Pöbels herabsinke, und durch seine matten Späße schwerlich Lachen erregen könne.“ Ganz so finden wir ihn in diesen Sinngedichten wieder. Nicht nur versteckt stichelt er auf die Poeten der letzten Zeit, wie unter andern S. 98.

Das Paradies der Dichter.

Mag Deutschland auch, gern räum' ich's ein,
Ein Paradies für Dichter seyn:
So ist's doch für die armen Wichte
Ein Garten voll verbothner Früchte.

Der Mann hat sogar die unerhörte Dreistigkeit, einige jener Herren nahmentlich dem Spott Preis zu geben; z. B. S. 9.

Originalität des gestiefelten Katers.

Tieks Kater, grimmig ist er zwar,
Doch frißt er nicht die Mäuse.
Nein, denkt an mich, er dient sogar
Bald diesen selbst zur Speise.

Es versteht sich, daß an einem Epigrammatisten, der „eine solche satirische Tendenz zeigt," unmöglich etwas Gutes gefunden werden, und seine sämmtlichen Sinngedichte nichts anders seyn können, als — „allenfalls abgeschmackte Späße." Hier einige zur Warnung.

Vergebliche Ermahnung.

„Wacht!" rufst du, frommer Mann, uns von der Kanzel zu.
Soll dieß uns möglich seyn, wohlan, so schlafe du.

Der Liederdichter an den Tragödienschreiber.

Statt über unser Singen viel,
Herr Tragikus, zu keifen,
Sitz' hin und schreib' ein Trauerspiel;
Dann wollen wir eins pfeifen.

Grabschrift einer Schwätzerinn.

Hier liegt Frau Garrula, die schlimmste Ohrenplage.
Sie zürnt, daß ich dieß nur mit wenig Worten sage.

Das Grab des Auerhahns.

Im Herrn Baron von Pavian
Fand heut sein Grab ein fetter Auerhahn.
Das arme Thier verdient, daß ihrs beklagt:
Sogar ein ehrlich Grab ward ihm versagt.

Die hinkende Braut.

Die hinkende Xantippe
Wird Stax, den Schurken, freyn.
So hohlt die lahme Strafe
Das Laster endlich ein.

Man sieht, „das Mechanische des Verses und des „Reimes zeigt von Uebung und einer gewissen Fer„tigkeit, aber für den Verfasser ist dieß ein desto „schlimmeres Zeichen, in wie fern sich sein Geist in „diesen, manchen so zwängenden, Fesseln leicht be„wegte und gleichwohl, statt frey und poetisch, frech „und gemein einherschritt.“

Komische Encyclopädie, oder auserlesene Sammlung von geistreichen Anekdoten, Einfällen, Charakterzügen und Gedanken. Ein unterhaltendes Gesellschafts- und Reisebüchlein. Nach dem Englischen bearbeitet. Neue vermehrte Auflage. Nürnberg und Leipzig, bey Friedrich Campe 1805. 16. 316 Seiten.

Der ungenannte Sammler thut sich sehr viel auf seine „neue vermehrte Auflage“ zu gut. Allein

diese beweist keineswegs seinen Beruf zu dem Unternehmen, sondern bloß die Geschmacklosigkeit seines Publikums. Wenigstens neun Zehntel der Sammlung bestehen aus abgedroschenen und faden Histörchen und Einfällen, und selbst die bessern Stücke haben nicht selten unter der unglücklichen Hand des Compilators die Hälfte ihres Werths eingebüßt. Die kleine Titelvignette ist eine vortreffliche Charakteristik des Inhalts. Sie soll eine Gruppe lachender Gesichter vorstellen; aber die meisten — weinen. Eine Sammlung wie diese zu verfertigen, erfordert weder Witz noch Verstand. Man braucht nur abschreiben, allenfalls auch nur lesen zu können.

Testimonia Auctorum de Merkelio; das ist Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel. Cöln, bey Peter Hammer 1806. 104 Seiten. 8.

Ein Mensch, dem die Natur sogar das Talent des Rohrsperlings versagte, der zu dumm ist, aus eigener Kehle zu schimpfen, hat dieses elendeste aller elenden Machwerke zusammen gestoppelt. Bekanntlich ist die poetische Poesie, diese wahre literarische Kinder-Krankheit, die zur Ehre des gesunden Menschen-Verstandes kaum so lange grassirte, als das Fleckfieber in einem Dörfchen von zwanzig Hütten, von Herrn Merkel mit eben so viel Muth als Glück

bekämpft worden. Darüber ergrimmten, wie natürlich, die Herren Schlegel, Tiek, Jean Paul und Consorten, und die längst verrosteten Waffen, welcher sie sich gegen den Satans-Engel, der sie mit Fäusten schlug, bedienten, findet man in diesem Schmutzwinkel zu einer Trophäe aufgehäuft. Aber die Beute war für den Hunger des Schmierers zu klein. Daher werden Stellen aus den Werken anderer, zum Theil sehr achtungswerther Männer bey den Haaren hergezogen. Man liest nicht ohne die höchste Indignation den Nahmen eines Klopstock neben dem Nahmen eines — August Klingemann, eines Adolph Werden und ähnlicher Heroen von vorgestern; und da der Tropf, der nicht einmahl seine Muttersprache zu lallen gelernt hat, sich die Miene geben will, als ob er griechisch verstände: so muß sogar Homer sein Contingent liefern, um die Skartеke zu füllen. Daß dieser Midas mit langen Ohren, aber ohne Königskrone, von Tiekschen und Schlegelschen — Meisterwerken spricht, ist ganz in der Ordnung, ob wir gleich sagen müssen, daß jene Schriftsteller, so groß auch ihre Verirrungen sind, doch die Schmach eines solchen Lobs nicht verdient haben. Doch genug und schon zuviel von einem Menschen, den eine ganz andere Geißel, als die der Kritik, züchtigen sollte.

Hamburgische Blumenlese auf (?) 1806. Herausgegeben von Joseph Scholz. Hamburg u. Altona, in Commission bey Gottf. Vollmer. 8. 148 Seiten.

Wie kommt Herr Joseph Scholz dazu, einer Sammlung, die lauter Gedichte von ihm selbst enthält, den Titel: Hamburgische Blumenlese, zu geben? Er ist doch wohl nicht der Repräsentant des poetischen Hamburgs? Doch er hat männiglich die Lösung des Räthsels sehr leicht gemacht. Nicht nur ist das Titelblatt eingeklebt, und auf anderes, und zwar geringeres Papier gedruckt, als das Buch selbst, es ist auch die Vorrede schon im Julius 1804 geschrieben. Diese beyden Umstände machen es beynahe gewiß, daß der Verfasser seine Gedichte, die vermuthlich bey ihrer ersten Erscheinung von dem undankbaren Publikum etwas kalt aufgenommen wurden, nun ihr Heil zum zweytenmahl unter diesem neuen, freylich höchst unpassenden Titel versuchen lassen will. Das Kunststück ist übrigens etwas abgenutzt, und verräth keinen großen Scharfsinn. In der Vorrede verbittet sich Herr Scholz von seinen Recensenten sehr feyerlich alle sarkastischen und spöttischen Bemerkungen. Kann man sich etwas lächerlicheres denken, als einen Schriftsteller, der die Leute bittet, ihn nicht auszulachen? Einem guten Dichter widerfährt dieses Unglück nicht, oder er

kann sich doch leicht darüber trösten. Aber freylich Herr Scholz ist gerade das Gegentheil von einem guten Dichter, und wir wünschen ihm daher wenigstens Philosophie genug, um es mit Gelassenheit zu ertragen, wenn die unerbittlichen Kunstrichter von seinen matten und gedankenleeren Reimen nicht mit der Ernsthaftigkeit sprechen, die er ihnen so nachdrücklich eingeschärft hat.

Therese. Ein Roman in zwey Theilen. Hamburg, bey B. G. Hoffmann. 1805. 8. 396 Seiten.

Weder durch die Erfindung, noch durch die Charaktere, noch durch einzelne anziehende Situationen zeichnet dieser Roman, der einer weiblichen Feder sein Daseyn verdankt, sich zu seinem Vortheil aus. Sein Verdienst besteht in einem einfachen und natürlichen Vortrag. Die Verfasserinn scheint sich nach französischen Mustern gebildet zu haben.

Taschenbuch der Grazien. 1806. Mit Kupfern. Mannheim, bey dem Hofbuchhändler Ferd. Kaufmann. 188 Seiten. 16.

Dieses kleine Taschenbuch strotzt von Klinggedichten und ähnlichen Raritäten. Hat sich etwa die

poetische Poesie in die Pfalz geflüchtet? Wer würde dann nicht wünschen, daß sie vollends über den Rhein ginge, um nie wieder den vaterländischen Boden zu betreten! Die Prose ist wenig besser, als die Verse, und besonders herrscht in den Aufsätzen über einige der Kupferstiche des Taschenbuchs der unleidentlichste Gernwitz. Was sollen die Grazien mit einem solchen Geschenk? Um Geschmack daran zu finden, müßten sie das Werkchen nicht lesen, sondern bloß beschauen: denn Druck, Papier und Kupfer verdienen gerühmt zu werden.

Gedichte von A. G. D. Graf von Moltke. Zürich, bey H. Geßner. 1806. 8. 240 Seiten.

Oden von A. G. D. Graf von Moltke. Zürich, bey H. Geßner. 1806. 8. 339 Seiten.

Man hat, zumahl in unsern Tagen, sehr unrecht, immer nur von dem Groteskkomischen zu sprechen. Als ob wir nicht wüßten, daß es auch ein Grotesktragisches und ein Grotesklyrisches giebt! In der letzten Gattung zeigt sich der Herr Graf von Moltke als ein Meister. Zum Beweise dieses Urtheils mag es an einigen wenigen Proben genug seyn. Das Gedicht: Die Weltgeschichte, S. 11. beginnt:

„Rollend mit dem ungeheuren Rade,
Hinter sich der Völker Schwade,
Eilt dahin die rauberfüllte Zeit;
Ihren Hunger stillen keine Mahle,
Trinkend lechzt sie an der Schale,
Uebermallend, ach! von Sterblichkeit.
Ihrem Raube prangen Erd' und Himmel,
Schon wird mancher Stern nicht mehr gesehn;
In der Jahre folgendem Gewimmel
Bleiben nur die Gräberhöhn.

Ueber ihnen, wer will uns belehren,
Wer, die Hoffnung zu verehren?
Weltgeschichte, lautet hier dein Spruch?
Grauenvolle, schreckliche Sibylle,
Zeugst du uns der Gräberstille,
Giebst du einen Nenner diesem Bruch?
Blätter rauschen dir in deinen Händen,
Und dein Athem reichet nur fürs Wort.
Wer auch mächtig war dich uns zu senden,
Nimmer wird er unser Hort.

In dem Gedicht: der Traum, S. 60. heißt es unter anderm:

„Ein Ahnden herrschte und ein Schweigen,
Und tiefe Seufzer hauchten nur;
Ich hörte ta-send Thränen fallen,
Und von unzählbaren Kristallen

Erzitterte die düstre Flur.
Ach von des Tages Lebensreigen
Verwischt war jede frohe Spur.

Ein dumpfes Schweben hallte wieder
Von einem grausen Genius,
Und Furcht und Angst mit ihm im Bunde
Ward jeder Schlag der ersten Stunde
Der schwarzen Schrecken hohler Gruß:
Dem Tode rasselten die Glieder
Im abgeschälten Knochenschluß.

Und Greise, Kinder, Mütter, Bräute,
Sie stillten seinen Hunger nicht:
Verschlingend stets, und nicht gefüllet,
Wird seine Klage nicht gestillet,
Daß es an Nahrung ihm gebricht.
Die ganze Erd' ist seine Beute;
Umsonst, ihn läßt der Hunger nicht.«

Verse, wie diese, sprechen sich selbst aus, und wir bemerken daher nur, daß die tausend Thränen, die der Dichter fallen hörte, uns selbst in einem Traum etwas kühn dünken. Die meiste Originalität hat wohl das Gedicht S. 91. Das Vogelpaar:

„Ein Vogel
Lieblich, klein und zart,
War Vogel
Recht nach Frühlingsart,
Und lockt': perli, perli, perli.

'S Schnäblein
Sang den Frühling wach
Sein Zöglein (?)
War es Nacht und Tag,
Und lockt': perli, perli, perli.

Es übte
Laut die muntre Kehl',
Und liebte
Liedervoller Seel',
Und lockt': perli, perli, perli." u. s. w.

Zuweilen erlaubt sich der Dichter ein wenig auszuruhen, und beweist sein Recht dazu durch den höchsten Grad der Mattigkeit. In diesem Zustande schrieb er ohne Zweifel das Gedicht: Der Jugend, S. 40., von welchem wir die besten Stellen unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen:

„O, wo ist die Jugend hin,
Mit dem stets zufriednen Sinn,
O, wo ist die Jugend hin?

Wo das Haus, der Baum, die Flur,
Mit der Kinderspiele Spur,
Wo das Haus, der Baum, die Flur?

Wo das liebe Steckenpferd,
Mehr als alle Kronen werth,
Wo das liebe Steckenpferd?

Wo der hochgeworfne Ball
In das große Weltenall,
Wo der hochgeworfne Ball?

Wo das fromme Tischgebet,
Keiner starren Majestät,
Wo das fromme Tischgebet?

Wo die Sterne, wo der Mond,
Auch von Kindern nur bewohnt,
Wo die Sterne, wo der Mond?

Es fehlt der Sammlung auch nicht an Sonetten, und bey diesen hat sich der Herr Graf die Ueberschriften erspart, und sie sogar im Register anzuzeigen unterlassen. Eine Eigenheit, die wir sehr empfehlungswürdig finden; denn es ist offenbar unendlich leichter, ein Sonnett zu machen, als ihm einen Rahmen zu geben. In einem dieser Sonette sagt der Dichter: Er sey im lockenden Gesange aufgebebt:

„Ach wie ein Espenlaub so schüchtern bange
Von ihrer Füßchen leicht gehobnen Winde.“

Die edle Freyheit, zu welcher unsere neuesten Dichter sich erhoben haben, erstreckt sich gewöhnlich auch auf Sprache und Versifikation, und man darf sich daher nicht wundern, bey dem unsrigen Reime, wie Climate und badte, Löwe und Hefe, umsilbert und gemildert ꝛc. und Worte, wie entreuen, scheuselig, Gedrange ꝛc. zu finden. Doch genug. Die arme Dichtkunst! Bald muß sie sich von einem Nestflechter, und bald von einem Grafen, freylich von jedem auf seine Weise, mißhandeln lassen!

Die Stufen des Menschen. Ein Gemählde aus dem Lucrez. Von Professor Conz. Tübingen, gedruckt mit Hopfertschen Schriften. 8. 32 Seiten.

Eine Arbeit, die eben so viel Bekanntschaft mit dem Geist der fremden Sprache, als Gewalt über die eigene verräth. Uebrigens sollte Herr Conz, der Verpflichtung eingedenk, die ihm sein längst beurkundeter Beruf zur höhern lyrischen Poesie auferlegt, das Publikum nicht bloß durch Uebersetzungen an seinen Nahmen erinnern.

Taschenbuch zur Ehre alter und neuer Moden und Methoden. Von A. G. Eberhard. Halle, in der Rengerschen Buchhandlung. 1806. 236 Seiten. 16.

Eine Satyre in Knittelversen: Ischarioth Kralls, Doctors der Philosophie und Medicin, Schädellehrers, Financiers, wie auch Ritters vom Blutigel-Orden und Mitglieds verschiedener gelehrten Gesellschaften, Lehren und Thaten, von ihm selbst vorgetragen, in 30 epist-didactischen Lectionen, macht den ganzen Inhalt dieses Taschenbuchs aus. Es fehlt dem Gedicht nicht an einzelnen gelungenen Stellen. Aber im Ganzen muß man bey der Lectüre ungleich mehr gähnen, als lachen. Uns dünkt, Herr Eberhard hat sich vorzüglich in der Form vergriffen. Man ermüdet, einen Menschen durch ein ganzes Buch eine Reihe der nichtswürdigsten Gaunerstreiche und Schurkereyen von sich selbst erzählen zu hören, und hier vermehrt der zu wenig abwechselnde Ton noch den Ueberdruß des Lesers. Einige Stellen mögen hier als Probe stehen, theils weil sie unter die bessern gehören, theils weil sie von einer Menschen-Race handeln, die man von Rechtswegen bey jeder Gelegenheit an den Pranger stellt. Zwey Nachdrucker, Jux und Diebs, bitten den Finanzminister Krall um Erneuerung ihrer Privilegien. Herr Warm, ein ehrlicher Mann, warnt ihn, dem Gesindel kein Gehör zu geben. Aber

„Herr Jux und Herr Diebs, die manches Au weih!
Schon von sich gestoßen mit lautem Geschrei,
Bennützten den Punkt, da vor innerem Grimme
Herr Warmen versagte die schwächere Stimme,
Und flehten knieend, ich möcht' ihn nicht mehr
Beehren voll Nachsicht mit gnädgem Gehör;
Sie selber die Schmach gewohnt schon wären,
Verlangten nicht, daß man sie achten und ehren
Als rechtliche Leute solle, indem
Man auch ohne Ehre recht angenehm,
Und als Dieb im Ganzen äußerst bequem,
Ja bequemer, als meistens die ehrlichsten Leute,
Könne leben von seiner gemachten Beute;
Nur dürften sie nicht solch böses Geschwätz,
Das veranlassen könn' ein hartes Gesetz,
Um grausam ihr schönes Gewerbe zu stören,
Mit ruhigem Schweigen länger hören;
Sie beriefen daher wiederhohlentlich
Auf ihre Raub-Privilegia sich."

Der Minister fragt endlich:

— — — „Ihr Herren, gesetzt, ich kann
Eure Rechte erneuern; was wendet ihr dran?

Da fingen sie klägliche Litaneyen
Von schlechten Zeiten an abzuschreien,
So daß ich den Jux an den Hinterleib trat,
Und ziemlich erzürnt alle Beyde bat,

Sogleich zu schweigen und aufzustehen,
Und in Gottes Nahmen zum Teufel zu gehen.

Am Abend jedoch in der Dämmerung
Kam Jux schon wieder, und schön und jung
An seiner Seite Dorette, sein Weibchen,
So zärtlich und sanft, wie ein Turteltäubchen.
Sie waren Beyde mit Büchern bepackt
Aus Juxens Fabrik, und mit feinem Tact
Ging Jux wieder fort, um noch mehr zu hohlen,
Nachdem er zuvor Doretten befohlen,
Als zärtliche Frau ihr Möglichstes nun
Für seinen und ihren Nutzen zu thun.

Und dieses that die schöne Dorette
In meinem verschwiegenen Kabinette
So treulich auch, während ihr Mann sich entfernt,
Und war aufs Bitten so ausgelernt,
Daß, als er zurückkam, der glückliche Gatte,
Ich eben wieder bestätigt hatte
Das herrliche Schelm-Privilegium,
Das nur ein neidischer Narr nimmt krumm.
Ich sagte Herrn Jux, daß die süße Dorette
Mich ganz für den Nachdruck erobert hätte,
Worüber er sehr in Entzücken kam,
Und den Rock mir küßt', als er Abschied nahm.

Nicht lange, so brachte Herr Diebs ein Nichtchen,
Mit jugendlich blühendem feinen Gesichtchen,

Und ging und kam wieder eben so,
Wie Jux, und empfahl sich auch eben so froh.
Und nach und nach auch die andern Kollegen
Führten Weiber und Töchter mir freundlich entgegen,
Bis zwischen vier Wänden, verschwiegen und stumm,
Erneut war das Raub-Privilegium."

In der That, eine Züchtigung, wie diese, sollte nach unserem Erachten selbst durch die Haut eines Bürglen oder Mäken dringen.

Almanach dramatischer Spiele, zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. Von A. von Kotzebue. Vierter Jahrgang. Berlin, bey F. T. LaGarde. 1806. 298 Seiten. 16.

Wenn man diesen Almanach mit dem vorhergehenden vergleicht, so kann man dem Herrn von Kotzebue das Zeugniß nicht versagen, daß er sich selbst übertroffen hat. Indessen könnte er nicht nur, er würde ohne Zweifel auch mehr leisten, wenn er nicht für jedes Jahr gerade sechs Stücke liefern wollte, die zwar klein, aber darum nichts desto leichter sind. Das erste Stück, die Beichte, ist in Versen geschrieben, die Herr von Kotzebue schwerlich je zu machen lernen wird. Er scheint kaum einen Unterschied zwischen kurzen und langen Sylben zu kennen, und gar nicht zu wissen, was Cäsur ist. In

dem Stücke selbst verdrängt eine Unwahrscheinlichkeit die andere. Baron Ammer, der vor neun Jahren, nachdem er sich kaum verheurathet hatte, während eines auswärtigen Aufenthalts ein Kind erzeugte, sorgt eine Zeitlang für den Unterhalt desselben, hört aber in den letzten zwey Jahren auf Geld zu schicken, und nun wird seiner Gattinn Henriette nicht nur die Geschichte in einem Brief entdeckt, sondern ihr auch, zufolge einer Verordnung der sterbenden Mutter, der Knabe selbst zugeschickt. Der Baron überrascht seine Gemahlinn beym Lesen des Briefs, und schöpft, da sie sich weigert, ihm ihn zu zeigen, Verdacht gegen ihre Treue. Da sie ihm am Ende sagt, sie sey hieher gekommen, um bey dem Klausner zu beichten, so entlehnt er von diesem seine Kutte, und Henriette beichtet ihm sein eigenes Vergehen, als wenn sie es begangen hätte. Ohne etwas von dem wahren Zusammenhange zu ahnen, geht er wüthend davon, um die alte Bäuerinn aufzusuchen, bey der sich nach der Aussage seiner Gattinn das Kind befinden soll. Diese Bäuerinn ist Henriette selbst. Sie bringt ihm, unter ihrer Maske, auf sein Verlangen zuerst den Knaben, und nachher, um ihn Vater und Mutter desselben kennen zu lehren, sein eigenes Porträt, mit dem er einst dem Mädchen ein Geschenk machte, und den obigen Brief. Natürlich ist der Herr Baron aufs äusserste beschämt, bittet seine Gemahlinn wegen der eifer-

süchtigen Grillen, mit denen er sie von jeher quälte, um Verzeihung, und gelobt Besserung. In der wirklichen Welt ist freylich der Gang der Dinge etwas anders als hier. Man schickt den Frauen die Kinder ihrer Männer, zu denen sie nicht selbst Mütter sind, nicht so ohne weiteres über den Hals, besonders wenn man keine stärkern Beweise der Vaterschaft hat, als ein Porträt. Auch die Klausner, die ihre Kutten vermiethen, um den Mann im Beichtstuhl mit den Geheimnissen seiner Frau bekannt zu machen, hat man bis jetzt nur in den Komödien und Romanen gefunden. Außerdem möchten wir fragen: wie es kommt, daß das verführte Mädchen den Unterhalt ihres Kindes ganz von dem guten Willen des Barons abhängig machte? Sollte ein Mann, der einen Fehltritt dieser Art vor einer Frau zu verbergen hat, nicht wenigstens zu dem sich verstehen, wozu die Gesetze ihn ohnehin verbinden? Dem Baron selbst mußte daran gelegen seyn, die Geschichte auch von dieser Seite mit einemmahl zu endigen. Warum unterläßt er es also? Und warum stellt er sogar in den letzten zwey Jahren die ehemahligen Geld-Sendungen ein, und giebt dadurch der Mutter Anlaß zu einem Schritt, der für seine Ehre und für seine häusliche Ruhe gleich gefährlich ist? Der Dichter schildert ihn weder niederträchtig, noch arm, und gleichwohl würde sich sein Betragen kaum erklären lassen, wenn er Beydes zugleich wäre.

Wie kommt es ferner, daß der Baron sein eigenes Porträt, mit dem er doch seiner Gemahlinn ein Geschenk gemacht hat, auf der Reise bey sich führt? Und warum verschenkt er gerade dieses Porträt? Die einzige Antwort auf diese Fragen ist: es muß so seyn — weil sonst Herr von Kotzebue seine Komödie nicht hätte schreiben können. Der Baron ist übrigens ein Mensch, der uns auch nicht durch den kleinsten Zug ein Interesse abzugewinnen vermag, und seine Eifersucht ist weder ernsthaft, noch komisch, sondern im höchsten Grad albern und widrig. Aus eben diesem Grunde wird seine Gattinn durch die Schonung, mit der sie ihn behandelt, beynahe verächtlich. Da das Stück durchaus in Versen geschrieben ist: so sollte man keinen prosaischen Brief darin erwarten. — Das zweyte Stück, die gefährliche Nachbarschaft, mag in Neapel, wo Herr von Kotzebue es laut der Vorrede als komisches Ballet gesehen hat, der Gallerie, besonders wenn der in sein Mündel verliebte Schneider Fips ein guter Tänzer war, vielen Spaß gemacht haben. Aber in der dramatischen Darstellung möchte weder dieser Schneider, noch die auf einem Loch in der Mauer beruhende Intrigue sonderlich bewundert werden. Von dem darin herrschenden Witz mögen die Leser aus folgender Probe urtheilen. Die Scene ist zwischen Fips, seinem Mündel Lieschen und ihrem im nächsten Zimmer horchenden Liebhaber, Höllmann.

Lieschen.

Sind Sie schon wieder da.

Fips.

Ja, mein Zobelchen, du jammerst mich, du hast ohne mich gräßliche Langeweile.

Hollmann.

Was der Narr sich einbildet.

Lieschen.

I nu, ich suche mir die Zeit so gut als möglich zu vertreiben.

Fips.

Womit denn, mein Schäfchen! womit denn?

Lieschen.

Ich arbeite —

Hollmann.

An Dero Kopfschmuck.

Fips.

Das ist recht.

Lieschen.

Ich schwatze —

Hollmann.

Mit meinem Geliebten.

Fips.

Das ist brav.

Lieschen.

Ich denke —

Hollmann.

Daß Sie ein Narr sind.

Fips.

J nu, das ist auch gut. Aber nicht wahr, am Ende wirst du doch von der Sehnsucht überwältigt?

Lieschen.

Freylich sehne ich mich oft —

Hollmann.

Aber nicht nach Ihnen.

Fips.

Das entzückt mich.

Lieschen.

Wenn Sie gar zu lange wegbleiben, so bete ich auch wohl—

Hollmann.

Um Ihren Tod.

Fips.

Ach das gute Kind!

Lieschen.

Zuweilen graut mir recht —

Hollmann.

Vor Ihrer Zurückkunft.

Fips.

Ja das glaub' ich.

Lieschen.

In der Dämmerung kommt es mir vor, als sähe ich Gestalten. Da drückt es mich —

Hollmann.

In die Arme.

Fips.

Das kommt vom Blute.

Lieschen.

Da preßt es mich —

Hollmann.

An die Lippen.

Fips.

Das hat nichts zu bedeuten.

Lieschen.

Aber plötzlich treten Sie dazwischen —

Hollmann.

Wie ein Gespenst.

Fips.

Scharmant.

Lieschen (verschämt lächelnd).

Ich erblicke in Ihnen —

Fips.

Nur heraus damit!

Hollmann.

Den größten Esel!

Fips (schmunzelnd).

Ich verstehe dich schon.

Lieschen.

Die Schaam verschließt mir den Mund; aber mein Herz —

Hollmann.

Lacht Sie aus.

Fips.

Recht, mein Mäuschen, solche Gesinnungen habe ich auch um dich verdient.

Ist es möglich, einen mittelmäßigen und überdieß höchst verbrauchten Einfall auf eine unerträglichere Art auszuspinnen? — Das dritte Stück heißt das Köstliche, und ist das langweiligste. Die schlechten Verse vermehren noch die Marter des Lesers. — Das vierte Stück, Eulenspiegel, giebt Herr von Kotzebue für einen bloßen Schwank, und mehr ist es in der That auch nicht. — Die beyden letzten Stücke, die Brandschatzung und das verlorne Kind, sind dem Werth nach die ersten. Beyde hat Herr von Kotzebue unter dem Einfluß seines bessern Genius geschrieben, und den Eingebungen des schlimmern so tapfern Widerstand geleistet, daß er sich sogar des Versificirens enthielt.

Leben, wunderbare Reisen und Irrfahrten des Johannes von der Ostsee. Herausgegeben von J. D. Falk. Erstes Bändchen. Tübingen in der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 1805. 271 Seiten. 8.

Der bankerotte Witz des Herrn Falk verfällt auf alle möglichen Mittel, seinen Kredit wieder herzustellen, und hier versucht er es sogar mit einem Roman. Aber so geduldige Leser auch diese Gattung gewöhnlich findet, so fürchten wir doch, Herr Falk möchte auch ihnen zu viel zugemuthet haben.

Ist unsere Furcht ungegründet, so muß es Leute geben, denen man schlechterdings keine Langeweile machen kann. Eine Eigenschaft hat übrigens diese auch typographisch schlechte Waare mit guter gemein: den hohen Preiß. — Titel und Vorrede drohen mit einem zweyten Band. Herr Falk wird ihn freylich schreiben; Herr Cotta wird ihn verlegen und mit gewohnter Eleganz drucken lassen; aber wer wird ihn kaufen?

Karl Friedrich Kretschmanns letzte Sinngedichte in acht Büchern. Mit einem Titelkupfer. Zittau und Leipzig, bey J. D. Schöps 1805. 349 Seiten. 8.

Wenn auch die Talente des verdienstvollen Veterans, dessen Nahmen diese Sammlung führt, sich im Fache des Epigramms weniger glänzend entfalten, als in den übrigen von ihm versuchten Gattungen der Poesie, wenn man bey mehreren seiner Epigrammen Neuheit und Originalität des Gedankens und Schärfe des Witzes vermißt, wenn es dem Vortrag mehr oder weniger an Rundung, an Eleganz, Gewandheit, Leichtigkeit und Präcision gebricht, so fehlt es doch nicht an Stücken, welche die Kritik wieder mit dem Dichter aussöhnen, und von diesen wollen wir unsern Lesern einige mittheilen.

Die Farbe des Teufels.

Schwarz hatte Pastor Pips den Teufel angenommen,
Das, meint er, brauche nicht Beweis.
Jetzt sieht er, da er eine böse Frau bekommen,
Der Teufel sey auch roth und weiß.

Die Antwort der Braut.

Dorinde ward verlobt. Auf eines Stutzers Fragen,
Warum sie sich so früh zum Ehstandsjoch entschloß,
Gab sie zur Antwort: „Im Vertraun zu sagen,
So wird man euch am ersten los.“

An eine Mode-Närrinn.

Was Doris trägt, das ekelt dir;
Was Phyllis trug, kannst du nicht leiden.
Wenn das vernünftig ist, warum denn säumst du dir
Die Nase wegzuschneiden.

Bey Gellerts Monumente.

Des edlen Dichters Bild reicht hier
Religion, o Tugend, dir;
Das sah die Muse schier mit Neide.
Doch ein Vergleich entschied den Streit:
Der Muse gabens alle beyde,
Und alle drey der Ewigkeit.

Auf den Stutzer Phormio.

Er ist kein Narr, so wie man spricht,
Der Stutzer Phormio,

Ob er es ist, das weiß ich nicht;
Er thut doch aber so.

An eine schöne Jägerinn.

So kühn, und doch so schön, als jung;
O das verdient Bewunderung,
Worauf du zielst, das fällt auch immer;
Ein Herz bald, bald ein armes Vieh:
Seyst du im Blachfeld, oder Zimmer,
Du fehlest deinen Hasen nie.

Auf den Tadler.

Viel Böses sagt Mymurr von meinen Sinngedichten.
Soll ich das rächen? O mit nichten!
Er sage keck, was ihm beliebt;
Ich warte nur darauf, bis er uns seine giebt.

Der Reim scheint den Dichter sehr viel Mühe gekostet zu haben, und die bloß um seinetwillen geschaffenen, meistens äußerst seltsam klingenden Nahmen, z. B. Maladett; Herr von Orben; Jungfer Schneer; Pastor Zücht; Künstler Fratz; Brekekek; die zärtliche Holderneß; der arme Krode; Simaruben rc. können unmöglich von dem guten Geschmack gebilligt werden. Ueberhaupt sollte man im Epigramm so wenig als möglich auf Nahmen, und nie auf solche reimen, von denen sich kein anderer Grund als der Reim angeben läßt. Die vorläufigen Gedanken über Epigramm und Epigrammati-

sten sind ein brauchbarer Beytrag zur Theorie und Literatur dieser Dichtungsart. Auch von Herrn Kretschmann wird, wie schon von Andern, und nahmentlich von Herder geschah, bewiesen, daß die Lessingsche Definition des Epigramms nur Eine Gattung desselben begreift, und also zu eng ist. — Von dem verstorbenen Hensler hat Herr Kretschmann wohl eine zu vortheilhafte Meinung. Er ist beynahe bloß Nachahmer und Uebersetzer; und wenn Herr Kretschmann von seiner reinen und geschmeidigen Diction spricht, so sollte es, wenn hier der Ort dazu wäre, uns nicht schwer fallen, die höchste Vernachlässigung seines Vortrags, und also gerade das Gegentheil darzuthun.

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Sechszehnter Jahrgang. 1806. Herausgegeben von W. G. Becker. Leipzig, in der Hempelschen Buchhandlung. 16. 358 Seiten.

Wer sich an poetischer und prosaischer Mittelmäßigkeit recht nach Herzenslust zu sättigen gedenkt, dem können wir dieses wohlbeleibte Taschenbuch aufs Beste empfehlen. Zwar sind unter den Beyträgen von Louise Brachmann, Elisa Gramberg, Haug, Mahlmann, Schütze, verschiedene, die eine vortheilhafte Erwähnung verdienen. Aber des ganz

Vorzüglichen ist doch gar zu wenig. Von den vier prosaischen Aufsätzen wird sicher keiner zum zweyten mahl gelesen. Bey dem zwey und zwanzig Seiten langen Gedicht des Herrn Tiedge: Abälard an Heloise, möchte wohl mancher Leser und manche Leserinn mit jener Dame ausrufen: Das alles ist recht schön; aber es macht mir entsetzliche Langeweile. Es fehlt dem Ganzen an Begeisterung, und noch mehr vermißt man, wie bey den meisten Versuchen dieses Dichters, geläuterten Geschmack. Gleich im Anfang ist von Heloisens Flammenworten, die einen lichten Tag hereinblitzten, von verheilten Narben, die tief entbrannten, von einer Scene, die mit wildem Wüthen Abälards ganze Ruhe niederwürgte, (Eine Scene, welche niederwürgt, und was niederwürgt? die Ruhe!!) die Rede. Solche Verse zu machen, ist freylich leicht. Es fehlt auch nicht an Lesern, und sogar an Kunstrichtern, die sie sehr schön finden. Aber ob ein Dichter auf das Lob dieser Leute stolz zu seyn Ursache hat, ist eine andere Frage. Die Beyträge des Herrn Langbein haben das Verdienst einer ziemlich natürlichen Drolligkeit und einer meistens leichten Versifikation. Nur sollte er gegen das Platte, eine Klippe, an der er gar zu oft scheitert, mehr auf der Huth seyn. Seine Erzählung: der Hausschlüssel, ist zu gedehnt. Auch hätten einige Unwahrscheinlichkeiten in der Geschichte sich leicht heben las-

sen. Dem Herrn Pfeffel sind die Sinngedichte, wie immer, äußerst verunglückt. Das Sonnett: an Sie und Ihn, wahrscheinlich ein Gelegenheitsstück, hätte der Herausgeber wohl nicht aufgenommen, wenn es nicht — von ihm selbst wäre. Der Pseudo-Schiller, Herr Christian Schreiber, hat sich gegen das Taschenbuch des Herrn Becker nicht minder freygebig erwiesen, als gegen den Damenkalender des Tübinger Buchhändlers. Lebt das Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf diese Weise noch einmahl sechszehn Jahre; so wird es ein merkwürdiges Denkmahl der Genügsamkeit des Publikums.

Inhalt.

Erstes Stück.

Kürzere Anzeigen:

Zweytes Stück.

Die Fortsetzung dieses Journals erscheint unter der Aufschrift:

Bibliothek

der redenden und bildenden Künste.

Anzeige.

Fragen an Kinder über die Deutsche Geschichte; und Darstellung der für Deutschland traurigen Ereignisse seit 1792. Regenspurg, Wetzlar, Frankfurt am Main, bey allen Reichsbuchhändlern zu haben. 8. (19 Bogen Register-Schreibepapier: Preiß 1 Thlr.)

Regenspurg ist der Sitz der Reichstagsversammlung, Wetzlar der Sitz des Reichs-Kammergerichts, zu Frankfurt am Main wird der Kaiser gewählt und gekrönt: schon hieraus kann man auf die Tendenz dieser Schrift schließen. Voran steht eine Charakteristik der Deutschen; hierauf folgt: 1) ein Verzeichniß der Kaiser aus dem Hause Oestreich-Habsburg und Oestreich-Lothringen; 2) eine chronologische Uebersicht der Länder der Preußischen Monarchie; und 3) eine statistische Uebersicht der europäischen Staaten im Jahr 1805. Von S. 41 bis 120 wird die Entstehung und Fortbildung der deutschen Reichsverbindung bis zum Ausbruch der französischen Revolution nicht erzählt, sondern durch Fragen an Kinder, die bereits mit der Deutschen Geschichte bekannt sind, entwickelt, und gezeigt, wie wohlthätig sie gewirkt hat, die Menschheit auf eine höhere Stufe der Geistesbildung zu bringen. Von S. 120 bis 194 findet man eine Geschichte des deutschen Reichs vom Jahr 1792 bis zum Preßburger Frieden. Die Veränderungen

der deutschen Staatsverfassung durch den Lüneviller Frieden werden angegeben und die Schlacht bey Austerlitz wird geschildert. S. 195 bis 198 die Vorfahren des neuen Königs von Bayern zur Erläuterung eines Ausdrucks in dem Bayrischen Königs-Manifeste. Von S. 199 der Preßburger Friedens-Tractat mit einigen Erläuterungen. Von S. 210 bis 218 die Vorfälle während der ersten Monate des Jahres 1806. Als Anhang: Fragen über die griechische und römische Geschichte, und insbesondere nach den Namen der vornehmsten griechischen und römischen Schriftsteller, um die Verbindung des Steigens und Sinkens der Litteratur mit dem Kriegsruhm zu zeigen, und was in dieser Hinsicht uns Deutschen bevorsteht (von S. 221 bis 260); ferner die Geschichte des Attila (von S. 261 bis 278); zum Schluß eine Schilderung des jetzigen Zustandes von Frankreich und der Ursachen seiner alles erdrückenden Macht, und ein Lied für Deutsche Knaben.

Auf der Rückseite des Titels stehen folgende Worte als Denkspruch:

„Ein Volk, das an seiner Ehre leidet, hat keine Freude mehr an der Heimath.“

